# Welt und Einsamkeit.

# Welt und Einsamkeit.

## Novellen

von

**Auguste Linden.**



Göttingen,
Georg H. Wigand.
1856.

## Vorwort des Verlegers.

---

Die früh verklärte Verfasserin (geb. am 11. Juni 1826, gest. am 16. Juni 1855) hat sich in der Lesewelt einen großen Kreis von Freunden erworben, sowohl durch zahlreiche Jugendschriften (im Verlag von Winkelmann & Söhne in Berlin und Fr. Bartholomäus in Erfurt erschienen), als durch ansprechende Novellen und Erzählungen, die theils selbstständig (wie die Novelle: „Vier Lebenstage", bei Vollmann in Cassel), theils in vielen Taschenbüchern und Zeitschriften veröffentlicht wurden, sowie endlich durch ihre Gedichte, aus deren reichhaltigem Nachlasse kürzlich auch eine als Manuscript gedruckte Sammlung zu einer beschränkten Oeffentlichkeit in den der Verfasserin befreundeten Kreisen gelangt ist.

Sie hatte kurz vor ihrem Ableben die Herausgabe einer größeren Anzahl Novellen, Skizzen und Erzählungen unter dem Titel: „Welt und Einsamkeit" beabsichtigt

und zur Veröffentlichung vorbereitet. Diese Absicht kommt hier fürerst in beschränkter Weise zur Ausführung, indem in vorliegendem Bande nur einige ihrer bisher noch nicht gedruckten Manuscripte dem Publikum übergeben werden. Der unterzeichnete Verleger glaubt zuversichtlich hoffen zu dürfen, daß die hier dargebotene Sammlung eine ebenso freundliche Aufnahme und günstige Beurtheilung finden werde, wie solche den früher veröffentlichten Schriften der so plötzlich aus dem Diesseits abgerufenen Verfasserin in reichem Maße zu Theil wurde.

Göttingen, im December 1855.

**Georg H. Wigand.**

# Inhalt.

—

# Das Spitzenmädchen aus Brügge.

# Das Spitzenmädchen aus Brügge.

Nach Thatsachen erzählt.

---

Motto: Wir leiden alle am Leben.
(An Wielands Grab.)

Am Marktplatz zu Brügge stehen sich zwei Häuser gegenüber, die einst die Wohnungen von Königen und Prinzen waren. Das eine, von röthlichem Stein mit ungewöhnlich breiten Fenstern, zeigt über dem ersten Stock die Figur eines bronzenen Löwen, und ist unter dem Namen „Lion de Flandre“ bekannt, und für den Fremden eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Hier brachte um die Mitte des 17. Jahrhunderts Karl II. seine Verbannung zu, und man erzählt sich, daß ihm in Brügge auch der Königstitel nicht gefehlt habe, da die Bürger ihn zu ihrem Schützenkönig erwählten.

Dem Lion de Flandre gegenüber, und nur durch die St. Amand-Straße davon getrennt, steht noch ein ähnliches alterthümliches Gebäude; der Seitenbau und die Rückwand dieses Hauses zeigen deutlich auf viel frühere Jahrhunderte hin; aber die Façade ist glatt, neu und modern, völlig unpassend in der Reihe ehrwürdiger Giebelhäuser mit ihren ge-

schnörkelten Bogen, ihren Steinhauereien in Relief und Statüen, die sich zwischen den Fensterreihen und Thürbogen hinziehen. Die Seitenmauern sind grau, bemoost und rauh; die Façade hell, geschmückt und zierlich; in den inneren Höfen findet man eine Reihe versteckter Wohnungen und ungeahnter Schlupfwinkel, aber selbst diese Zimmer sind meist hoch und räumlich, und dienten im Jahre 1488 dem Kaiser Maximilian sechs Wochen zum Gefängniß. Die Bürger Brügges bewachten den letzten Ritter hier, weil er sich weigerte, die Vormundschaft seines Sohnes Philipp, welcher Erbe dieser Lande war, an Frankreich zu übertragen.

Noch zeigt man die Gemächer Maximilians, und der Flamänder preist in lauter Rede die Schönheit und Würde des ritterlichen Königs; aber es wird dem Fremden doch schwer, sich völlig in diese historische Vergangenheit zu träumen, denn aus dem Vorderhaus der Cranenburg (so heißt das Gebäude) schallt der lustige Lärm von Zechbrüdern, und trotz seiner werthvollen Vergangenheit und seiner wichtigen Erinnerungen ist die ehemalige Wohnstätte des Kaisers jetzt nichts als — eine Schenke.

Eben die neue Façade des Hauses enthält die Zechstuben, die bis in den kühlen Hof hinaus ihre Fenster haben. Dort aber wird es stiller; man hört den Lärm nur schwach, der Duft des Weines und Bieres ist nicht mehr berauschend, wie in den Gängen des Vorderhauses, und das Murmeln eines dünnen Wasserstrahls, der aus einem Steinbecken in Mitten des kühlen Höfchens rieselt, ist oft, besonders um Mittagszeit, wo es in den Zechstuben leerer wird, der einzige Laut, den man hier hört.

Um diese Zeit war es auch, daß ein junges Mädchen aus einem Stübchen des Flügelgebäudes herabkam, um sich

in den wenigen Sonnenstrahlen zu ergehen, die über die hohen Dächer und winkeligen Schornsteine hinab auf den kleinen finstern Hof der Cranenburg gefallen waren. Sie lauschte einen Augenblick, ob aus den vordern Stuben kein Lärm mehr töne, aber er mußte schwach oder entfernt sein, denn es kam ihr still und heimlich vor. Am Born lag eine Steinplatte bequem zum Sitz, die schob sie etwas seitwärts ganz in die kargen Sonnenlichter hinein; einen Augenblick stützte sie den Kopf in die Hände und schien sich dem behaglichen Zustand des Träumens, jener bevorzugten Liebhaberei sensitiver Naturen hingeben zu wollen. Aber Marion war eine arme Arbeiterin, der jeder müßige Augenblick eine Entbehrung bringen mußte, die für jede vergeudete und verträumte Stunde den Hunger drohen sah; darum raffte sie sich auf, die blauen Augen ließen das Sinnen, das ihnen so schön stand, schwinden und hefteten sich auf die feinen Zwirnfäden in ihrer Hand, die bald in zahllosen Rollen durch die geschickten Finger glitten und an jener mühsamen Penelopen-Arbeit, jener zehrenden Geduldsprobe — an Brabanter Spitzen klöppelten.

Ueberschaue man alle Arbeiten, mit denen Frauen der ärmeren Klassen sich ihren Lebensunterhalt verdienen, keine ist so mühselig, so unbelohnend, so sinnabstumpfend, als das Spitzenklöppeln. Die Augen der jüngeren Frauen thränen und schwellen bei diesen haarfeinen Geweben, die der älteren erblinden nicht selten, und wenn die Armen tagelang mühsam geschaffen, so ist ihr Fleiß kaum sichtbar, und Stunden gehen darüber hin, ehe man das Zunehmen der Arbeit um eines Fingers Breite erkennen kann.

Marion, obgleich sehr arm, war nicht mit Eifer bei der Arbeit; sie fing lebhaft an, ermüdete aber bald, hörte plötzlich auf und versank auf's Neue in Gedanken; jedesmal aber raffte

sie sich gewissenhaft wieder empor und mit dem betrübten Seufzer: „ich muß!“ warf sie die kleinen Garnknäuel durch die Finger.

Sie bot einen ernsten Anblick, diese jugendliche Klotho, wie sie auf den kalten Steinplatten des Hofes fröstelnd unter den wenigen Sonnenstrahlen saß, die ihr über die blonden Flechten huschten, aber nicht einmal stark genug waren, um sie bei der Arbeit zu blenden. Marion's Gestalt ließ sich nicht deutlich erkennen, denn sie trug das Nationalcostüm der Flämin, jenen weiten Mantel von schwarzem Wollenstoff mit faltiger Kaputze, der seltsamer Weise auch bei großer Hitze umgebunden wird und sich noch aus spanischen Zeiten erhalten haben soll, jedenfalls aber sehr kleidsam ist. Aus diesem schwarzen Rahmen der Kaputze, die stets mit Sorgfalt, meist mit etwas Koketterie aufgethan wird, sah das feine Gesicht Marion's blaß und weiß hervor. Die Züge waren schön, aber ohne Frische, der Mund fein gezeichnet, aber sehr ernst, die Augen tiefblau, aber nicht klar; sie war erst achtzehn Jahre alt und sah schon verblüht aus, oder vielmehr sie war noch nicht aufgeblüht und drohte zu verkümmern gleich der Pflanze, deren Knospe in Sonnengluth gestellt wird, und die, ehe sie ganz erschlossen ist, schon die Blätter abfallen läßt, ohne Blume gewesen zu sein.

Denn ein solches Mädchen hat keine Jugend, da ist keine Freude, keine Frische, keine Freiheit, die ein fröhliches Jugendleben entfaltet; solche arme Fabrikmädchen kennen keine Spiele der Sorglosigkeit und wissen nichts von den Rechten harmloser Kinder; für solche giebt es keine Ruhe, keine Tänze, keine Musik — kein Lachen! Arbeit und immer Arbeit! Vom Beginn des Tages bis zur sinkenden Nacht, — und für den folgenden Tag keinen Wechsel und keine andere Hoffnung.

Diese Spitzenmädchen der belgischen Städte arbeiten nicht wie unsere deutsche Fabrikmädchen für einen einzigen Herrn, der sie bezahlt und unterhält, auch sind sie nicht in einen saalartigen Raum zusammengesperrt, wie bei uns; sie wohnen und arbeiten in ihren elterlichen Hüttchen oder Kämmerchen, eine Jede für ihre Rechnung, das heißt mit der Hoffnung, die Früchte ihres Fleißes an den Besitzer eines Spitzenmagazins verkaufen zu können, vielmehr eine Anzahl Centimen für ihre Gewebe eintauschen zu dürfen, so daß auf die Arbeit eines Tages etwa so viel Kupfermünze kömmt, um Brod zum Nothbedarf zu erringen. Weiter geht ihr Verdienst nicht, denn auf eine Elle mäßig breiter Spitzen müssen sie Tage verwenden. Und dennoch findet man in belgischen Städten ganze Straßen, ja selbst ganze Stadttheile, welche nur von Spitzenmädchen bewohnt sind.

Wieder einmal erwachte Marion aus ihrem Sinnen, sah sich scheu um, zog dann einen zerknitterten Streifen Papier und einen Bleistift aus der Tasche, schrieb eilfertig einige Worte darauf, strich aus und corrigirte, nickte dann heiter und überlas den Zettel immer und immer wieder.

Seltsam, da war es, als ob die Knospe doch blühen wolle und noch nicht zum Abfallen bestimmt sei; des Mädchens blasse Wangen leuchteten im zartesten Roth, ihre Augen glänzten voller Lust.

Inzwischen trat ein junger Mann in das Höfchen; er war ein Jüngling von etwa vierundzwanzig Jahren, mit ausgeprägten kräftigen Formen und in die schlichte Blouse der Handwerker gekleidet; sein Gesicht war dunkel, die Brauen breit und finster, die Züge von großer Regelmäßigkeit, aber weder intelligent noch anziehend.

Er schränkte die Arme in einander und sah scharf beobachtend auf Marion hin.

Diese gewahrte ihn jetzt und sprang auf; sie schlang sich um ihn und rief schmeichelnd den Namen: „Adrian.“

Er duldete die Liebkosung, ohne sie zu erwidern, doch mit einer Miene, als ob er sie erwartet habe; dann griff er schweigend nach dem Papier.

Sie suchte es erröthend zu verbergen.

„Hast Du Geheimnisse?“ fragte er kurz.

„Laß mir das Papier, Adrian,“ bat sie leise.

Er sah sie prüfend und streng an; sie senkte den Blick nur halb und hatte nicht den Muth, das Blatt zu verbergen; er schien keine Gewalt zur Erringung des Papiers anwenden zu wollen, ja, er zog sogar die Hand zurück. Aber das Mädchen bebte unter dem Einfluß seines großen fragenden Auges; sie hob den Zettel höher und höher, reichte ihn endlich mit abgewandtem Gesicht hin und sagte: „nimm, aber Du wirst mich schelten.“

Seine Miene gab noch immer Veranlassung zu diesem Glauben; aber jetzt glättete sich seine Stirn etwas. Er drehte das Papier einen Augenblick unschlüssig um die Finger, gab es dann ungelesen zurück und sagte mit noch immer herbem Ton:

„Ich bin nicht neugierig, denn ich weiß, daß Du treu bist; wüßte ich es nicht, so —“ sein Auge ward finsterer als zuvor.

Marion lächelte, so warm, so innig und überzeugend, daß eine heftige Röthe der Scham, die dem Handwerker bis unter die Locken stieg, die Strenge des Gesichts auf kurze Zeit verwischte. Sie legte den Zettel lose und achtlos neben sich hin; er setzte sich zu ihr, reichte ihr das Klöppelkissen und

die Zwirnrollen, mit denen sie ihre Arbeit von Neuem und freudiger als vorhin begann.

„Sieh, wie ich fleißig bin!“ rief sie.

„Und verdienst doch nur Brod.“

„Und zuletzt eine kleine Ausstattung, um Deine Frau werden zu können.“

„Und dann?“ fragte er kurz.

Sie verstand ihn nicht und hob ihr Köpfchen zu ihm auf.

Er fuhr fort:

„Nun, ich meine, dann schränkst Du die Hände noch immer nicht müßig in den Schooß; die Frau eines Grobschmieds, eines armen Handwerkers wie ich —“

„Arbeitet fort und fort,“ ergänzte Marion, aber ihre Stimme war leise und zagend geworden.

„Und Du bebst davor, Marion?“ fuhr er lebhaft fort, „Du zitterst beinahe, wenn Du denkst, daß das allgemeine Loos armer Frauen Brabants auch später das Deine bleiben wird. Du klagst nicht darüber, das ist wahr, weil Du eine fügsame, geduldige Natur bist, aber du kannst nicht leugnen, daß Du weder gern Spitzen knüpfst, noch übergroßes Geschick dazu hast, Du würdest sie besser tragen können.“

„Ach Adrian, Du bist hart.“

„Nein, ich will Dir keinen Vorwurf machen, Du fügst Dich, ich weiß es; aber daß Dir die Natur zarte Glieder, weiche Finger und vornehme Manieren gab, ist nicht Deine Schuld. Gestehe es, Marion, Dich gelüstet zuweilen, eine Dame zu werden, reich und vornehm?“

„Nicht vornehm, aber reich,“ entgegnete sie halb scherzend, „so reich etwa, daß Du den Amboß zur Seite schieben und ich die Spitzen aufgeben könnte. Sieh, Adrian, Du hast Recht, wenn ich freiwillig hätte wählen dürfen, so wäre ich

kein Spitzenmädchen geworden, denn meine Gedanken bleiben nie bei der Arbeit und die Freundinnen sind alle geschickter als ich. Wo meine Gedanken immer sind, weiß ich Dir nicht zu sagen. Wenn ich einen Vogel auffliegen sehe, so muß ich ihm nachschauen, bis er in die Wolken geht, und dann muß ich weiter denken, wie es wohl hinter den Wolken aussieht; zu den Sternen kann ich lange Nächte aufsehen, denn ich schlafe nicht viel, so heiß auch meine Augen sind, weil die Arbeit sie so sehr müde macht. Am liebsten aber höre ich dem Meere zu, wenn ich alljährlich einmal meine Arbeit nach Ostende bringe. Du wirst lachen, Adrian, wenn ich Dir sage, daß das Meer zahllose Stimmen hat, die wir verstehen können, die von Wundern und Schätzen reden, die locken und flüstern und das Auge feucht und die Wangen heiß machen, vor Wonne und auch vor Beben. Sage mir, Adrian, hast Du das nie gehört?" Marion war so erregt, daß sie den finstern Verlobten nicht verstehen konnte, so deutlich auch Verdruß und Spott seine Züge verzerrten.

„Hast Du Fieber, Marion, oder siehst Du bei gesunden Sinnen Gespenster? Was soll das Meer, das tückische, zu erzählen haben? Vielleicht, wie viel Schiffe es verschlungen und wie viel Menschen es in jeder Wetternacht gemordet hat?"

„O schelte nicht, Adrian," fuhr sie immer erregter fort, „ich gebe mir oft Mühe, nicht so zu denken, wie ich Dir eben sagte, aber ich kann nicht anders. Ich zwinge mich am Morgen, auf die Muster meiner Spitzen zu sehen, aber sie verschwimmen mir vor den Augen; ich sehe dann duftige, blühende, strahlende Blumen, und vergesse, daß ich weiße Blümchen weben soll. In der Nacht möchte ich schon schlafen, denn ich bin müde genug, aber sobald ich das Auge schließe, ziehen purpurfarbene Bilder davor hin. Deutliche Figuren

sind es; Kaiser Maximilian und die schöne Maria von Burgund, die drüben in der Liebfrauenkirche*) auf dem schwarzen Marmorsarg ausgehauen ist und in der kalten Gruft neben ihrem Vater liegt. So deutlich sehe ich die Gestalten, daß ich sie greifen möchte, ja ich rede gar oft mit ihnen und dann schlafe ich wohl auch ein. Am Morgen muß ich mich immer besinnen, daß ich nur eine arme Arbeiterin bin und mit den Händen schaffen muß, um nicht zu verhungern; denn wenn der Kopf arbeiten will, das kann uns ja nicht helfen, das verdient ja kein Brod."

„Siehst Du das ein, Mädchen? warum machst Du ihn nicht gehorsamer, Deinen Kopf, daß er schweigt und die Hände nicht irre macht in ihrer Pflicht. Du mußt arbeiten, Marion, jetzt und als mein Weib, mehr dann vielleicht noch, denn ich habe alte gebrechliche Eltern, und eher wollte ich ein gerades Glied meines Körpers geben, ehe sie noch mehr darben müßten als sie schon jetzt thun." —

Der Handwerker begleitete diese kalt modulirten, aber von ehrenhaften Gefühlen dictirten Worte mit keinem aufmunternden Blick auf die bebenden Hände Marion's, die mit fiebernder Hast die Zwirnknäule um die Nadeln schlang. Noch brannte die Gluth der Erregung auf ihren Wangen, sie wußte, daß noch ein Theil ihrer Geständnisse zurück war, und um die Spannung ihrer Brust zu lösen, fuhr sie stotternd fort:

„Sonntags nach dem Gottesdienst lassen alle Bekannten die Spitzen ruhen; ich thue es auch. Dann sind vorn im Haus keine Gäste und hier im Höfchen ist Alles so sabbathstill, genau wie es am Sonntag sein soll. Nur das Brünnchen

*) In der Liebfrauenkirche zu Brügge sind die Grabmale Karl's des Kühnen und seiner Tochter.

schwatzt, und während ich ihm lausche, oder auch wohl in der Nacht, wenn die Stadt still wie ein Kirchhof ist, dann kann ich zuweilen die wunderlichen Dinge, die mir durch den Kopf schwirren, aufschreiben, und wenn sie vor mir stehen, sind es Verse, lange Reime und Lieder, die man zur Orgel singen könnte drüben in der Notre Dame und auch zur Harfe."

Adrian's Verlobte endete mit fliegendem Athmen dieses Geständniß, das einen verklärenden Glanz über ihre tiefblauen Augen warf, während es auf die frische Lippe des Verlobten einen höhnischen Zug rief. Er schob ruhig das Klöppelkissen wieder in das Bereich ihrer Hände und sagte: "Mich dünkt, es ist nicht Sonntag und nicht Nacht, Dein Phantasiren hat sich eben verirrt, ich verstehe nichts davon, als daß Singsang und Harfengeklimper für vornehme Damen ist; die mögen reimen und müßig gehen, wie sie wollen, bei ihnen kommt es auf eine Hand voll mehr oder weniger solcher Thorheit nicht an."

Marion war wieder blaß geworden, die röthlichen Ringe traten um ihre eingesunkenen Augen; sie unterbrach die heftige Arbeit ihrer Hände nur noch auf einen Augenblick, um das lose Papier von der Erde aufzunehmen und es Adrian zu reichen. "Das ist ein kleines Frühlingslied," flüsterte sie.

Er las es und zerdrückte es mit den Fingern.

"Ist es ganz schlecht?" fragte sie bang.

"Ich verstehe nur, daß es Wahnsinn ist, in breiten Worten vom Frühling zu prahlen, der für uns Arme nichts Gutes bringt."

"Aber wir sehen doch Blüthen und Sonnenschein, guter Adrian."

"Meinst Du? nun ja, hier im Höfchen scheint am hohen Mittag fünfzehn Minuten die Sonne, von Blumen sehe ich nichts."

„Aber zuweilen schlüpfen wir doch zum Thore hinaus und hören dann auch wohl Vögel, und sehen Wiesen und Wald.“

Adrian antwortete nichts weiter; seine Ruhezeit war ohnehin um, auch er mußte zurück an die Arbeit.

Im Vorderhaus der Cranenburg waren die Nachmittagsgäste eingekehrt und die lachenden Stimmen tönten zuweilen bis in den öden Hof. Marion wollte heute nicht wieder die eifersüchtige Frage Adrian's: „Verirren sich die Zechbrüder zuweilen bis hierher?“ erwarten, darum stand sie auf, um in ihr Erkerstübchen zu gehen. Adrian küßte sie auf die Stirn, aber nicht, wie im verliebten Scherz, sondern oberflächlich und zurückhaltend. So lange die Braut bei ihm war, sprach Nichts in seinem Benehmen für eine feurige, jugendliche Liebe zu derselben, er war eher abstoßend als zärtlich; darum fiel es jetzt seltsam auf, daß er ihr nachstarrte, so lange er im finstern Gang des Hinterhauses noch einen Streifen ihres Kleides gewahrte.

Dann wandte er sich zum Gehen; sein Blick fand den zerknitterten Zettel des Frühlingsliedchens; er bückte sich danach, doch nein, ihn gelüstete nicht nach der kindischen Spielerei, er setzte den Fuß darauf und zertrat es.

---

An Marion Lebrün's Wiege hatte ein klarerer Stern gestanden, als der der Armuth und Entbehrung. Ihr Vater war Schiffslieutenant gewesen, ein Feuerkopf, der mit seinen Kameraden keinen Frieden und vor seinen Vorgesetzten keinen Respekt halten konnte. Er erhielt einst plötzlich seinen Abschied, ohne daß man genau in Erfahrung brachte, welches Mißgeschick oder welches Vergehen ihn brodlos gemacht hatte. Es verlautete etwas von einer Meuterei, die von dem klugen Ca=

pitain jenes Schiffes zeitig entdeckt und unterdrückt worden sei; man nannte Joseph Lebrün als sehr gravirt bei der Sache, doch obgleich man in Brügge nicht klar über das „Wie“ wurde, so blieb es doch entschieden, daß er mit den Dienstzeugnissen jenes Capitains keine weitere Anstellung fand. Er trieb sich einige Jahre in England herum, und als er zurückkehrte, brachte er einen lahmen Fuß und Krückstock, ein erbittertes Gemüth und leeren Beutel mit; er appellirte an die Großmuth seiner Tochter, die mittlerweile von einer alten Muhme großgezogen worden und den Weg fast aller armen belgischen Mädchen, den des mühseligsten Erwerbens gegangen war. Jahrelang arbeitete sie für ihren Vater, der in den Vorderstuben der Cranenburg bei Krug und Würfel die Ersparnisse seines Kindes verbrauchte, so daß sie nach seinem Tod, der sie mit siebenzehn Jahren zur Waise machte, noch so viel Schulden von ihm zu tilgen hatte, wie möglicherweise der leichtfertigste Borger mit freilich durchlöchertem Credit zu Stande bringen kann.

Sie blieb in der alten Wohnung, weil diese aus seltsamen Gründen einen sehr niedern Miethzins kostete. Die schmalen Fenster führten nach einem zweiten Höfchen der Cranenburg, und die Stübchen bildeten einen Vorbau, eine Art Auswuchs des grauen Gemäuers; man erzählte sich, sie seien zu Maximilians Zeiten das Schlafgemach zweier Pagen gewesen, zweier Brüder aus vornehmem Hause, die einst im Streit um eine güldene Halskette hart an einander gerathen seien, so daß dieser Streit das ganze Hofgesinde beschäftigt habe. Eines Morgens nun fand man den jüngeren Bruder todt in seinem Bette, doch ohne daß der Körper eine Spur von Verletzung trug, auch lag der ältere Bruder ruhig schlummernd neben ihm. Darum verstummte auch bald die Anklage, die man gegen den

Aelteren erhob, er blieb sogar im Dienste des Kaisers; als er aber den Ritterschlag erhalten sollte, weigerte er sich selbst, entfloh und ging in ein Kloster zu Aachen, woselbst er bald starb. Eine Schuld gegen den Bruder hat er nie eingestanden, aber in den wilden Phantasieen seiner Krankheit hielt er die güldene Kette für eine Schlange mit stechender Zunge, weshalb der Prior des Klosters die güldene Kette unter eine Steinplatte des Altars einsenken ließ. In der Cranenburg aber hielt man die düstere Erinnerung fest; die kleinen Stuben der Pagen waren verrufen und man forderte einen Spottpreis als Zins dafür. Darum blieb Marion in einer Wohnung, die trotz ihrer Einfachheit unter andern Verhältnissen zu groß für sie gewesen sein würde. Sie bestand aus zwei gleichen Stuben, die nach Innen wie Thurmzimmer abgerundet waren, während die Front um so viel breiter wurde, daß der Raum eine Halbmondform erhielt. Die zwei ungleichen Fenster mit spitzen Winkeln waren sehr hoch oben, beinahe an der Decke, so daß es nur am vollen Mittag hell in dem Stübchen wurde. Das fast immer herrschende Dämmerlicht war zweckmäßig genug, um die dürftige Ausstattung der Zimmer halb zu verbergen, aber es war ein Verderb für die armen Augen Marion's, denen die Fäden der Spitzen fast unsehbar, wie Spinnwebschlingen vorkamen.

Und doch saß sie jetzt wieder stundenlang geduldig unter dem kleinen Fenster und wob schweigend die Fäden in einander. Diese Einsamkeit bei mechanischer Arbeit, dieses einförmige, zerstreuungslose Leben förderte ihre träumerischen, grübelnden Gedanken. Frohsinn, Leichtsinn oder Gleichgültigkeit, die drei besten Eigenschaften bei solcher gezwungenen Lebensweise, gehörten alle drei nicht zu Marion's Charakter, nichts der Art mäßigte den Druck ihrer Verhältnisse.

Marion hatte weder überreife Verständnisse, noch Lebensklugheit, aber sie hatte die gefährliche Gabe einer lebhaften, rastlosen Phantasie. Ungeordnet und unverstanden wogten Entwürfe, Bilder und Träume durch ihren Sinn; die mechanische Arbeit entglitt oft ihren Händen, und hätte sie allein darben müssen, wenn der Verdienst fehlte, sie würde gehungert, ohne Klage gehungert haben, nur um sich tief, völlig in die süßen Träume verwirren zu können. Wie schon erwähnt, hatte sie keine Kenntnisse, kaum die Schulbildung eines ärmeren Bürgermädchens, das war Mangel ihrer Erziehung; aber auch außerdem hielt ihr Verstand nicht die Waage gegen ihre Phantasie; diese herrschte allein, unbedingt, unbeschränkt, mit all' ihrer gefährlichen Macht.

Und mit diesen glänzenden, aber trügerischen Gaben hatte das Geschick dies Kind in Armuth und Dürftigkeit gestellt. Wäre sie reich und in Umgebungen gewesen, die ihre Neigungen geachtet und gestützt hätten, es wäre immer noch zweifelhaft geblieben, ob ihre Gaben sie zum Glück geführt hätten, und nun gar — arm — von Niemandem begriffen, mit der Last der drückendsten und gewöhnlichsten Sorgen auf den zarten Schultern, wie hätte sie anders als elend werden können. — — —

Es war gegen Abend, da trat ein junges Mädchen zu der einsamen Marion; es war eine Gefährtin ihres Schicksals, ebenwohl eine Spitzenklöpplerin, die mit ihren Schwestern ein Hinterstübchen im Nachbarhaus, im Lion de Flandre bewohnte. Antoinette Dejour war eine Brünette von sechszehn Jahren, die anderswo, in Freiheit und frischer Luft, sicher schön geworden wäre; zwar konnte man ihre Züge nicht regelmäßig und voll weicher Linien nennen, aber die dunkeln Augen waren hell und sprechend, der Mund nicht ohne Reiz, die

Zähne wie Emaille, und die dichten Flechten wie Ebenholz. Es war ein ächt flandrisches Gesicht, etwas breit und verwischt, aber voll kleiner Zierden, von denen das runde geschweifte Kinn mit doppelten Grübchen nicht die geringste war. Außerdem aber erging es Antoinetten wie Marion, ihr fehlten die frischen Wangen der Jugend; die ungesunde Lebensart, das ewige Sitzen in gebückter Haltung, hatte auch bei ihr die Rosen nicht aufblühen lassen.

Dieser Mangel an Frische blieb aber auch die einzige Aehnlichkeit der beiden Mädchen, denn Antoinette hatte leichtes französisches Blut, Anlage zu Witz und Koketterie, nur wenig Gelegenheit, um beides zu üben; ihr Schritt war elastisch, ihr Appetit viel zu gut für ihre knappen Verhältnisse, und ein gewisser, glücklicher leichter Sinn so völlig ausgebildet, daß kein Druck der Gegenwart ihn niederhalten konnte.

„Sieh, sieh, kleine Marion, bist Du noch an der Arbeit?“ rief sie beim Eintreten.

Marion schreckte auf, denn sie war schon lange müßig; daran war wohl nur die Dämmerung Schuld.

„Es wird eben Nacht,“ rief Antoinette wieder, „schiebe das Kissen zur Seite und plaudere mit mir.“

„Plaudere mit mir!“ hieß bei Antoinetten so viel als: „laß mich Dir vorplaudern und höre zu.“

„Ich bin sehr fleißig gewesen,“ fuhr Antoinette fort, „ich habe einen hübschen Kasten voll fertiger Spitzen, und nächsten Samstag gehe ich nach Ostende, um sie im Magazin Ruelle, Rue de la Chapelle, abzusetzen. Das ist ein herrliches Magazin mit Stoffen und französischen Blumen, Shawls und feinen Hutfedern wie Duft und Mandelblüthe. Dort ist's schön, köstlich schön! Sechs hübsche Demoiselles, die sich glatt und prächtig tragen, sind Ladenjungfern im Magazin Ruelle.

Sie haben die weißen Hände in den kleinen Taschen ihrer Taffetschürzen stecken, knixen und lächeln gar vornehm, und thun mit den Ladies und Marquisen, die da kaufen, als ob sie ihres Gleichen wären. Solch' eine Ladenjungfer zu sein, ist ein sehr großes Glück; keine Arbeit, hübsche Kleider hat man dazu, und wenn so ein armes Spitzenmädchen, wie wir, mit seiner sauern Arbeit kommt, so rümpfen sie die kleinen Nasen, hängen den Kopf auf die linke Schulter und lächeln gnädig. Sage mir, Marion, wünschest Du Dir nicht das Glück, Demoiselle in einem Magazin zu sein?"

„Nein, Antoinette, wenn ich wünschen dürfte, so gingen meine Wünsche höher, weit weit höher. Da ich nicht wünschen darf, so bleibe ich das arme Spitzenmädchen, arbeite Tag für Tag, bis die Augen nicht mehr wollen und dann —" sie stockte.

„Und dann?" fragte Antoinette leichthin.

„Dann wird es mir gehen, wie den meisten alten Arbeiterinnen, meine Augen werden blöd, und ich werde hungern."

„Kleine Marion, Du bist tiefsinnig? Daran ist die verzweifelte Arbeit Schuld; o es ist grausam, so jung zu sein, solche Lust zu Tanz und Lachen zu haben, und arbeiten, immer arbeiten zu müssen! Aber ich bin nicht so geduldig, ich werde in Ostende aus einem Magazin in das andere gehen, mich beharrlich überall als Ladenjungfer anbieten, und nicht wieder mit zurück kommen."

Marion lächelte ungläubig bei diesem Vorsatz; Antoinette hatte Unternehmungsgeist, ein frohes, elastisches Gemüth, das jedes Hemmniß als überwindlich darstellte, und den leidenschaftlichen Wunsch, ihre Jugend nicht zu vertrauern.

Aber auch Marion's Sinn hing jetzt mit seltsamen Folgerungen und Schlüssen an jener alljährlichen Reise nach Ostende.

Auch sie hatte einen kleinen Vorrath von Spitzen, der für ein Magazin der Rue de la Chapelle bestimmt war, und also die kurze Reise als gerechtfertigt erscheinen ließ; aber nicht an Erwerb und Lohn dachte sie jetzt; in ihr war jenes Sehnen und Drängen eines unbefriedigten Geistes, der in der Ferne das zu erringen hofft, was ihm die Nähe versagt; jenes Etwas, welches er nicht zu nennen weiß, jenes Etwas, das ihm vorschwebt, lockend, verheißend und doch so unklar, so unerkannt!

„Laß uns zusammen gehen," fuhr Antoinette fort, „Du kannst mit mir in Ostende bei der alten Muhme Claudier schlafen. Sie wohnt in der Vorstadt, dicht am Hafen, zwar ist's klein bei ihr, und sie hat nicht einmal ein Bett für mich, aber wenig Nächte schläft man schon auf Strohmatten, und sie nimmt Dich gern auf, wenn es Dir so recht ist."

Recht? Warum nicht? Wie hätte der Mangel eines Bettes zur Nachtruh' ein solch' armes Mädchen schrecken können? Wäre Marion mit ihrem zarten Körper Mitglied einer wohlhabenden gutherzigen Familie gewesen, so würde man geglaubt haben, sie vor jedem Luftzug, vor jeder Entbehrung schützen zu müssen, so sehr zerbrechlich und zart sah sie aus. Aber die Armuth kennt solche Rücksichten nicht; ist ein Familienglied schwächer als die andern, so beklagt man nicht die Person, sondern den Verlust, der durch die geringere Thätigkeit dieses Schwächern eintritt.

Marion war bereit, mitzugehen; sie ordnete ihre Spitzen in Antoinettens Gegenwart; diese füllten einen Karton, so groß etwa, daß man ihn mit zwei Händen zudecken konnte, und doch war es alle Arbeit von sechs langen Monaten.

Während Marion ihr Schubfach durchsuchte, sah Antoi-

nette mehrere zerstreute Blätter am Boden des Kastens liegen; sie griff neugierig darnach.

„Was ist das?“ rief sie lebhaft.

„Thorheiten, wie Adrian sagt,“ entgegnete Marion trübe.

„Nein, es sind Verse!“

„Eben darum sind es für uns Thorheiten, und wenn ich recht thun wollte, müßte ich sie alle verbrennen!“

„Warum?“

„Weil mein Herz daran hängt und Adrian sie doch haßt, und mir zürnt, wenn ich ihretwegen die Arbeit kürze.“

„So hast Du sie selbst gemacht?“ fragte Antoinette beinahe bestürzt, denn Versemachen war für ihre Begriffe eine Art Hexerei.

„Ja, ich habe sie geschrieben und wohl auch erdacht, denn ich kann sie ja nirgends gehört haben. Manchmal ist es mir freilich, als ob ich sie als kleines Kind schon gewußt habe, und sie mir nur jetzt wieder eingefallen seien, fremd aber kommen sie mir nie vor.“

„O,“ sagte Antoinette und drehte die Papierstreifen verlegen in den Fingern hin und her, „Du lügst mir wohl etwas vor?“

„Warum das?“

„Nun, ein so armes Spitzenmädchen wie Du und ich können doch keine Verse machen? Denke doch selbst, dazu muß man ja gelehrt und weise sein.“

„Es muß doch wohl nicht durchaus nothwendig sein, gute Antoinette.“

„Seltsam, ich hielt es für so schwer, und glaubte, die Priester allein könnten solch' hübsche Kirchenlieder erdenken, und

doch möchte ich das kleine Reimlein hier gleich singen. Aber was willst Du denn mit den Liedern?"

„Was ich damit will?" Marion besann sich und wußte es nicht; sie hatte die kleinen Reime gefügt, ohne Zweck, ohne Rechenschaft, einzig weil sie mußte, weil sie ihrem Genius nicht widerstehen konnte. Nun hatten die Gedanken auf dem Papier Form erhalten, aber wozu? würde auch Adrian fragen; kann man die Mühsal des Lebens dadurch mildern? die Dürftigkeit bannen und die Armuth überwinden? Nein, klang es in Marion's Seele, Adrian muß wohl Recht haben, es ist eine Spielerei und für Arbeiterinnen um Taglohn kosten sie zu viel Zeit.

„Ich muß sie doch wohl verbrennen? nicht wahr, Antoinette?" fragte sie wieder, denn Adrians harte Worte mahnten sie noch.

„Wenn es Dir einerlei ist, warum nicht?" sagte die Freundin in leichtfertigem Ton.

„Einerlei?" Antoinettens hübsche Stimme erschien Marion jetzt beinahe roh, ihre Worte unerträglich, und doch waren sie bei einem solchen Mädchen nur natürlich und im Grund nicht halb so hart, als Adrian's störrisches Verlangen. Aber sie achtete jenes Verlangen so, daß sie das schwerste Opfer bringen wollte, denn ihm gegenüber, den sie liebte, war sie nur das untergeordnete, nachgebende Weib.

„Ich glaube, kleine Marion, Du hast Thränen in den Augen?" lachte Antoinette. „Laß den hübschen Liederplunder doch leben, wenn Dich ihr Tod kümmert. Was kann denn Deinem brummigen Adrian daran liegen, ob die Zettel brennen oder nicht. Wenn er Dich fragt, so mache eine Ausrede, und wenn er befiehlt, so widersetze Dich; denn glaube mir, Adrian wird doch eine Art Tyrann, und wenn Du auch ein

Lamm an Fügsamkeit bist, und nun: gute Nacht, Samstag in der Frühe wandern wir nach Ostende.“

Damit schlüpfte sie zur Thür hinaus.

---

Die Revolution von 1830 schuf Ostende zum zweiten Hafen von Belgien um; Ostende hat beinahe allein den Reiseverkehr mit England an sich gezogen; es würde aber immer noch ein stiller Ort sein, wenn nicht die Seebäder in neuerer Zeit zahllose Fremde dorthin riefen.

Die Stadt ist stark befestigt und von Wällen und breiten Gräben umgeben. Sie hielt eine der merkwürdigsten Belagerungen aus, welche die Geschichte kennt; drei Jahre lang, von 1601 bis 1604, lagen die Spanier vor Ostende, und nur auf Befehl der Generalstaaten wurde es endlich an den spanischen General Spinola übergeben. Die Sieger hatten wenig Gewinn, sie fanden einen Haufen Erde mit Mauertrümmern bedeckt; die Häuser waren alle zerstört. Diese erstanden neu und schön, ebenso die Kirchen, aber seltsamer Weise blieben die letzteren ohne Thürme. Während alle Städte Belgiens in ihren Thürmen die größten Meisterstücke in gothischer Architectur bewahrt haben, liegt Ostende wie ein Dörfchen, niedrig und schmucklos da. Aber es vertraut darauf, daß es noch andere Schätze aufzuweisen hat, als die übrigen Städte, ich meine — das Meer.

Sobald man die Stadt verlassen und die äußeren Wälle der Festung überschritten hat, hört man das Brausen des Meeres, das Anschlagen der steigenden Wellen an den Steindamm; die belebende Seeluft dringt in die erweiterte, tiefathmende Brust, und wenige Schritte nur, wenige Stufen erklommen — und das unermeßliche, gewaltige Element liegt

vor den Blicken des Wanderers. Ist es Ebbe, so tritt die weiße Fläche der Düne zwischen den Damm und das zurückgedrängte Meer, naht die Fluth, so steigt es gurgelnd und brausend bis zur Höhe des Steindamms, bis zu den äußersten Terrassen der Pavillons. Aber nicht höher! trotz heftiger Stürme nicht höher, denn das Element, so wild und mächtig es ist, hat seine Bahn bezeichnet erhalten, und der Mensch mit seinem Rechnen und Klügeln hat es genau erforschen können, wie hoch die Fluth zu steigen vermag. Darum ist keine Gefahr für den Wanderer oben am Quai; bei hoher Fluth und Sturm kann ihn vielleicht ein Sprühregen der steigenden Welle erreichen und durchnässen, mehr Leid aber geschieht ihm nicht. Dieser Damm, der Stadt und Nordsee scheidet, zieht sich einige tausend Schritte lang an der Meerseite hin, seine Oberfläche ist mit kleinen, harten Ziegelsteinen (Klinkers) gepflastert, und auch bei Regenwetter leicht trocken und gereinigt. Hier findet sich von früh bis spät die schöne Welt von Ostende, besonders aber die Fremden und Badegäste ein.

Um die Mittagszeit eines heitern Sonntags im Juli wanderten zwei junge Mädchen zu dem Thore der Vorstadt ein. Es war dies das Thor, welches nach Brügge führt, ja es war sogar dasselbe, an welchem die Eisenbahn anfängt, die den Fremden in kaum 25 Minuten von Brügge nach Ostende schafft. Die beiden Mädchen aber hatten sich gescheut, den geringsten Platz zu zahlen; sie kamen zu Fuß und hatten schon am Nachmittage des vorigen Tages ihre Vaterstadt verlassen.

Die fünfstündige Wanderung enthielt indessen auch durchaus nichts Abschreckendes für die Beiden, denn es war ja ein Theil des Genusses dieser alljährigen Reise, in Luft und Sonnenschein die Glieder zu baden, die Wochen lang auf die kleine

Arbeitsbank in niederer Stube gefesselt waren. Was hätte ihnen daran gelegen, in 25 Minuten am Bestimmungsort zu sein? Da hätten sie keine Vögel gehört, keine Wiesen durchwandert, sich in keinem schattigen Wäldchen geruht. Nein, sie wanderten langsam, gemächlich, mit dem Bewußtsein, „Herrliches zu genießen,“ durch die einfachen Gegenden West-Belgiens. Alle Abwechselung dieses Landstrichs besteht in frischgrünen Rasenflächen und kleinen Gehölzen, die hin und wieder in wogende gelbe Kornfelder einschneiden, und dann und wann sich als blühende Rahmen um den schmalen Arm irgend eines kleinen Flüßchens legen. Höher sind die Reize dieser Landschaft nicht; da ist kein Wechsel von Berg und Ebene, keine überraschende Fernsicht, nichts, was großartig zu nennen wäre.

Für die beiden jungen Mädchen aber erschien der Eindruck mehr als großartig, er war überwältigend. Die lange Entwöhnung von klarer, frischer Luft wirkte so mächtig auf sie ein, daß sie wie trunken in den Sonnenschein starrten und jauchzend über die Wiesen liefen. Nur Marion sandte einen Blick nach den verschwindenden Thürmen Brügge's zurück, Antoinette hatte keinen Gruß für die Vaterstadt; es genügte ihr nicht, nur mit den Füßen die weichen Wiesen zu betreten, sie warf sich jubelnd in das Gras, küßte die Halme und Moose und sang mit den Vögeln um die Wette.

„Antoinette, ich wußte nicht, daß Du so sehr fröhlich zu sein verstehst,“ meinte Marion auf dem Weg.

„Nicht, nun siehe, ich wußte es selbst nicht; ich hab' es oft gar nicht verstanden, was die lustigen Stimmen in meinem Herzen plauderten, die riefen wohl alle nur: „„Verlaß die Stadt, kleine Arbeiterin, draußen ist's nicht so mühevoll, so dumpf und traurig, draußen findest Du auch Brod, ohne die

Augen blöde zu machen, dort ist Arbeit keine Arbeit, sondern Lust!““

„Ja, Du hast Recht!“ rief Marion eifrig; „hier fällt der Druck von der Brust, und wenn Thränen in die Augen kommen, so ist es vor Wonne und Lust und nicht vor Anstrengung und Schwermuth. Antoinette, ich könnte vergessen, daß ich in den feuchten Hof der Cranenburg gehöre und zurückkehren muß; Alles ist so hell, so lachend, so fröhlich um mich, ich habe Lieder im Kopfe und kann sie mit dem Herzen verstehen, ich weiß, was die Lerche singt, ich verstehe, was die Glockenblumen klingen und rauschen; o wonnig, wonnig ist es in der Natur!“

„Sehnst Du Dich zurück nach Brügge?“ rief die Andere neckend.

„Nein, nein!“ rief Marion und deckte die Hände über die Augen, „hier in dem kleinen Haus am Schlehenhaag möchte ich mit Adrian wohnen; ich wollte arbeiten und schaffen, aber jeden Tag müßte ich eine Stunde herumstreifen dürfen, und jeden Abend die goldene Sonne zur Ruhe sinken sehen, nur, nur zu dem alten Leben nicht zurück!“

So wanderten sie fort, bis sie am folgenden Mittag in Ostende ankamen. Die Vorstadt liegt entfernt vom Meer, nach dem Innern des Landes zu, nur der Kanal, welcher Hafen und Meer verbindet, zieht sich noch längs der Vorstadt hin.

In einem kleinen, einstöckigen Häuschen mit zwei Fenstern Front wohnte Base Claudier, die Wittwe eines Schiffers. Sie saß im Sonntagsstaat mit weißer, flandrischer Haube, die nach einer seltsamen Landessitte einen Strauß rauher künstlicher Blumen zwischen Boden und Vorderblatt hat, und knapper Jacke von blauem Zwillich in dem einzigen Stübchen des Erd=

geschosses, und faltete eben den schwarzen Wollenmantel mit Kaputze sorgfältig zusammen, denn sie kam vom Kirchgange heim. Während dieser Beschäftigung sang sie mit harter, klangloser Stimme eine Reihe Sprüche und Reime ab, und strich dazwischen den buckligen Rücken einer schwarzen Katze, die schnurrend auf dem Fensterbrett lag.

Als Antoinette und Marion in die Thür traten, unterbrach sie ihren Gesang durchaus nicht; sie nickte grüßend mit dem Kopf, musterte Marion prüfend mit den Augen, und brachte in der einförmigsten Tonart den ganzen Psalm erst zu Ende.

Als dies geschehen war, trat Antoinette, welche die Art der Muhme kannte und respektirte, erst vor, und sagte knixend:

„Muhme Claudier, ich bringe neue Spitzen nach Ostende."

Sie fragte so kurz als möglich:

„Feine Arbeit?"

„Ja."

„Schon bestellt?"

„Ich denke, daß ich sie im Magazin Ruelle absetzen kann, wollt Ihr mir so lange Herberge geben, bis ich den Erlös habe?"

„Ich habe keine Stube für Dich."

„Aber eine Kammer?"

„Du findest kein Bett darin."

„Aber eine Streu und ein altes Fell von grauer Meerotter, nicht wahr, Muhme?"

„Ja."

„Dann laßt mich da schlafen."

„Ja."

„Mit meiner Freundin hier? sie ist arm wie ich und kann nirgends Herberge bezahlen."

„Kann hier bleiben.“

Während die Mädchen ihre dunkeln Kaputzen von den Haarflechten zogen und die Körbchen mit Spitzen sorgsam auf den Kamin stellten, begann Muhme Claudier einen zweiten Psalm. Der erste galt dem Seelenheil ihres Mannes, der bei einem Sturm in der Nähe von Cadix verunglückt und gestorben war; dieser zweite galt ihrem eignen Heil und ein dritter, der sich unmittelbar an diesen anschloß, galt allen Seefahrern weit und breit. Muhme Claudier ließ sich nicht im Geringsten durch ihre Gäste beirren; sie fragte nicht nach Antoinettens Schwestern, noch reichte sie den Wanderinnen etwas für Hunger und Durst; sie saß steif wie eine Stange im blau gewürfelten Lehnstuhl, und nickte den Takt zu ihrem Sang feierlich mit dem Kopfe, wobei der Blumenstrauß von gelbem und violettem Papier, der auf der Haube saß, wie ein Wetterhahn flatterte. Aber auch Antoinette kümmerte sich nicht im Geringsten um die Seltsamkeiten der Alten, noch fiel es ihr ein, betreten über den knappen Empfang zu werden; sie winkte Marion und schlüpfte mit ihr zur Thüre hinaus.

Muhme Claudier's Haus war nicht größer als eine Bude; die kleine, völlig ausgetretene Treppe führte in das, was man den ersten Stock nannte, was aber in Wahrheit nichts war, als ein Giebel, der über dem Parterre so weit und schief vorgebaut hing, als ob er beim ersten Windstoß herabpoltern müsse. Dieser Giebel enthielt die bewußte Kammer mit dem Lager oder vielmehr der Pritsche von Otternfell, und Antoinette, nachdem sie mit drei Sprüngen die Treppenleiter herauf war, nahm auf die unbefangenste Art Besitz von dem dumpfen Winkel. Vorn am Kamin von rothen Backsteinen standen zwei Holzschemel mit Heukissen einander schräg gegenüber; zwischen den Fenstern wackelte ein ähnlicher Tisch, der mit Seesternen,

Muscheln und getrockneten Wasserpflanzen aufgeputzt war und an der Wand gegenüber lag in einem leeren Bettgestell, das ganz besonders traurig anzuschauen war, ein zerlöchertes Meerotterfell. So sah die Ausstattung von Muhme Claudier's Fremdenzimmer aus, doch nein! man füge noch einen ausgestopften Neufundländer Hund von der Größe eines jungen Kalbes hinzu, der mit glotzenden Glasaugen neben den Stühlen am Kamin saß. Dieses Exemplar jener zuverlässigsten Hunderace war bei Lebzeiten der treueste Freund Harm Claudier's gewesen, und saß jetzt wie eine Art Gespenst (aber eine gutmüthige, derbe Art, mit Werch und Wolle gefüllt), mit gebleckten Zähnen neben dem Stuhl, den Harm Claudier früher so oft inne gehabt hatte.

Antoinette bezeigte wenig Achtung vor dem grinsenden Wächter; sie schob ihn hinter den Kamin, rückte die Stühle behaglich neben einander, stellte den Tisch, den sie ohne Umstände von den Meerreliquien befreite, dazwischen, und thürmte Muscheln, Sterne und Pflanzen auf dem Kaminsims auf. Dann sprang sie wieder hinab, durchsuchte den Küchenraum und kehrte mit gepökelten Fischen und Kleienbrod zurück.

Muhme Claudier merkte nichts von dieser Plünderung; sie saß steif und nickend im blaugewürfelten Lehnstuhl, und sang eben den siebenten Psalm, der wieder dem Heil ihres Mannes galt, und von dem sie sich beharrlich bis zu dem Seelenheil der Uebrigen, für die sie sich verpflichtet, emporarbeitete.

---

Ein Sonntag-Nachmittag schafft aus dem Quai von Ostende einen wahren Corso; zwar ohne italienischen Himmel, ohne farbige flatternde Blumensträuße, ohne Myrthen und

Orangenwehen; diese Spielereien des Südens fallen hinweg, so auch das Schmeicheln der Lüfte. Dagegen ist das Schauspiel an Großartigkeit kaum zu erreichen. Die Menschen wogen in Putz und Flitter zu Tausenden durcheinander, und doch erscheinen sie bei der endlosen Ausdehnung der gewaltigen Meeresfläche nur wie Puppen, wie bunte Marionetten. Gedrängt sind sie alle auf den schmalen Rand des Steindamms; unter ihnen zieht sich die weiße Fläche der Düne hin, dann kommt das Meer, die unendliche gewaltige Wasserwüste. Für das Auge hört jeder Ruhepunkt auf; bilden auch Wolken und Nebel zuweilen Formen von Bergen, die anscheinend drüben ein täuschendes Ufer begrenzen, so zerrinnen sie wieder, es ist kein Gegenüber mehr da, und fessellos schweift das Auge in das Unermeßliche hin.

Unter der geschmückten glänzenden Menge aber am Quai drängt sich auch manches bescheiden ärmliche Wesen hindurch, ohne bemerkt zu werden, ohne aufzufallen; denn auffallend erscheint nicht leicht etwas in Ostende, nur Vereinzeltes fällt auf, nichts, was man in Massen sieht, und an solchen belebten Tagen erblickt man Alles in Massen dort: Reiche und Arme, Kranke und Krüppel, Alles in Menge.

Niemand beachtete die beiden Mädchen aus Brügge, die in ihren dunkeln flandrischen Mänteln, wie Schatten, durch die farbigen Flore und Stoffe huschten. Antoinettens schwarze Augen schienen sich um das Doppelte erweitert zu haben, so blitzend und hell flammten sie umher. Wenn dies Auge irgend eine Klage, ein Verlangen aussprach, so hieß es also: „Schicksal, warum gabst du mir Armuth und Mühsal? Ich wäre durch Geld, durch Flitter glücklich geworden, es giebt kein Glück als — der Genuß!“

Auch Marion starrte in das wirre Treiben, auch ihre

Blicke hingen geblendet an den schönen geschmückten Frauen, bewundernd an dem Reichthum umher. Aber ihr Auge ermüdete bei diesem Schauen.

Neben einer Gruppe von Kindern, die, dem gesuchten koketten Putze nach, Paris oder Brüssel angehörten, stand ein braunäugiger lahmer Bettelknabe und drehte eine schrillende Orgel; er sang ein flämisches Lied dazu mit harter Stimme, die nur Sprünge und Sätze zu machen verstand und oft secundenlang völlig ausblieb. Aber die Kinder waren mit ihren musikalischen Ansprüchen bescheiden; die kleineren drehten sich tanzend nach der Orgel, und die größeren füllten zuweilen gefällig die Lücken der abwesenden Stimme mit einem Triller oder Lachen aus. Antoinette blieb belustigt stehen; da schloß der Knabe eben seine Tönefolter und hielt die Mütze bittend hin; eine hübsche Menge Centimen und Sous flogen hinein; Antoinette schielte neugierig hin; wie? mit dem widrigen Singsang von kaum einer halben Stunde hatte der Knabe mehr Kupfermünzen verdient, als sie in zwei Tagen bei ihren Spitzen erwerben konnte? Das war schon eines Nachdenkens, eines bittern Zürnens werth, und das Mädchen war längst schon im Hader mit ihrem Schicksal.

Marion hatte sich von dem Arm ihrer Gefährtin losgemacht und war hinab auf die Düne geeilt; dort war es stiller, einsamer, friedlicher. Der Lärm oben am Quai verhallte wie ein fernes Brausen, das Meer lag in voller Ebbe still zur Seite. Der weiße flockige Schaum rieselte in leichten Bogen über den Sand und die Muscheln hin, die noch feucht von der weichenden Fluth, unter Marions Füßen knisterten. Die Sonne zog flammende goldene Streifen im Westen; ein leichtes Gewölk schichtete sich auf, und gleich einem Regenbogen spannte sich eine Brücke von Violett und leuchtendem Gelb zwischen

Wolken und Meer. Die Sonne war schon tief im Sinken; die Segel ferner Schiffe flammten in dem Widerschein des Abendroths, und kleine Lustkähne segelten wie weiße Möven über die Wasserebene hin.

Marion's Augen spannten sich weit und sehnend auf; sie hörte die jubelnde Menge am Quai nicht mehr; sie wußte nichts mehr von dem dumpfen Stübchen der Cranenburg, sie vergaß Armuth und Sorge. Sie fühlte sich reich, beglückt, befriedigt, sie kniete mit gefalteten Händen auf der scharfen Dünenklippe hin, und ihre schmeichelnden, aber gefährlichen Träume nahmen völlig Besitz von ihrer Seele. Antoinette suchte sie schon lange, ohne sie zu erreichen, Marion vergaß, daß sie zurückkehren müsse; sie saß noch auf der feuchten Düne, als der Abend anbrach. Oben am Quai verlor sich die Menge, denn für den Abend gab es in der Stadt Ball und Concert. Lange Schatten fielen auf Erde und Meer, und die dunkeln Wasser der Festungsgräben zeichneten das Bild des Mondes, der halb gefüllt am Himmel stand. Eine knarrende Windmühle mit riesigen Flügeln, die hoch auf der Bastion stand, starrte wie ein schwarzer Nachtvogel herab, und fügte den Reiz des Schauers zu der Schönheit der sternenhellen Nacht. Trotz Mondlicht und Sternenklarheit bot das Meer noch seine geheimnißvollste Schönheit dar, jenes unergründete wunderbare Leuchten, dessen Großartigkeit an der Küste von Ostende besonders gerühmt ist, und mit der am mittelländischen Meer allein verglichen wird. Nicht jeden Abend sieht man das herrliche Schauspiel des Meerleuchtens; weder Hitze noch Kühle des Tages verheißt mit Bestimmtheit diesen Zauber der Nacht; er kommt unerwartet, oft in den dunkelsten Nächten, oft bei klarem Mondschein. So war es heute; die Wellen stiegen braun und dunkel auf und fielen in goldenen glimmern-

den Garben auseinander; bald hob es sich hier, bald dort, wie eine feurige Säule empor, bald schienen es Funken, bald Streiflichter zu sein. Durch den Hafenkanal schaukelten Matrosen (um wenige Centimen, die man ihnen zuwarf) kleine Boote umher; jeder Ruderschlag sprühte Phosphorfunken, jeder Stein, den man in das Wasser warf, zog eine bläulich silberne Flamme wie ein Irrlicht über die Fluth. Also ist das Leuchten der Nordsee.

Schon schlug es Mitternacht und Marion war noch auf der Düne, beinahe verwirrt von Entzücken. Das wundervolle Schauspiel der Nacht hatte viel Menschen am Ufer gefesselt; es trat noch immer keine eigentliche Einsamkeit, keine Oede um sie ein. Doch plötzlich kam die Stille und weckte das träumende Mädchen; sie suchte beklommen nach ihrer Gefährtin, aber alles war verlassen, dunkel, öde um sie her.

Sie lief in die Stadt zurück; vereinsamte Spaziergänger und Nachtschwärmer begegneten ihr, aber es beachtete sie Niemand, denn einsame Wanderinnen sind in Ostende nichts Auffälliges, selbst nicht zu so später Stunde. Sie durchlief in fliegender Hast die Länge der Stadt, die durch eine lange regelmäßige Straße, die Rue la Chapelle, durchschnitten wird. In der Vorstadt war es völlig finster und nur mit Mühe fand sie in dem Gewirr kleiner schiefer Straßen das Häuschen der Muhme.

Auf der Thürschwelle saß Antoinette, halb schlafend, halb weinend, d. h. sie hatte mit Weinen begonnen und mit Schlafen aufgehört, und wollte jetzt beim Erwachen mit Schelten fortfahren. Aber nein! sie hatte zu viel zu plaudern, um schelten zu können, und als die Mädchen jetzt ziemlich behaglich im Otternfell eingewickelt lagen und das Glasauge des Neufundländers über sie hinstarrte, so daß es ihnen vorkam,

als ob sie bewacht würden, ein Gedanke, der den Beiden besonders wohlthat, da begann Antoinette ihr wichtiges Vorhaben zu entdecken.

Es lautete also:

„Wenn Du nach Brügge zurückkommst, Marion, so grüße die Schwestern, denn ich gehe nicht mit zurück.“

„Wie? hast Du schon einen Platz in einem Magazin gefunden?“

„Wie hätte ich gesollt? es ist ja Feiertag heute; aber ich bleibe hier, und sollte es Wochen und Monate dauern.“

„Aber dazu reicht der Erlös Deiner Spitzen nicht hin.“

„Ich verdiene mir Geld; höre! hast Du den braunen Bettelknaben gesehen, und den Singsang gehört, der gräßlich war? Und doch gab man ihm eine Hand voll Centimen; meinst Du nicht, daß ich besser singen kann?“

„Ich habe den Knaben nicht gehört.“

„Nun, Du kannst mir glauben, daß ich gerade so viel Musik verstehe, als er; übrigens war er ein manierlicher kleiner Bursch, und als sich die Kinderschaar verlaufen hatte und ich mit ihm sprach, da hat er mir erzählt, daß er um Mittagszeit in viele Hotels gehe und bei Tisch Orgel spiele. Da trägt es noch mehr Centimen, sagte er mir, denn man giebt mir, um mich los zu sein, und das bringt noch mehr ein. Weißt Du nun, kleine Marion, was ich thue? Ich habe zwei von Deinen hübschen kleinen Versen gelernt, die singe ich morgen in solch' einem Hotel, und wenn ich auch nur zehn Centimen erhalte, so ist es mehr, als mein Gewinn bei einer Elle Spitzen.“

Marion hatte sich während dieses lebhaften Ergusses im Bette aufgerichtet und lauschte athemlos.

Wie? war es so leicht, die mühselige Existenz zu ändern,

den Druck der rastlosen Arbeit aufzugeben? Das war ein Erwerb, der nicht die Körperkräfte aufrieb und die Nerven erschlaffte, man brauchte nur wenige Stunden des Tages dazu, und die übrige Zeit konnte man leben gleich andern glücklichen Menschen, im Freien, auf den Wiesen, am Meere! Marion's Stimme war besser, als die Antoinettens, die Lieder gehörten ihr allein, ihr eigens zu, denn sie waren ihr Werk, wer also hätte größeres Recht gehabt, von dem Plane Vortheil zu ziehen, als sie?

Das Recht war nicht abzustreiten, aber ein anderes Etwas fehlte, es war der Muth, der Unternehmungsgeist Antoinettens. Wo diese mit Uebermuth Erfolge sah, zagte die Andere, wo diese beharrlich bis zur Keckheit sein konnte, war die Andere blöde wie ein Kind. Kein Tadel hatte jemals Antoinetten verblüfft, Marion hatte sich, trotz der wenigen Rücksichten, die Vater und Bräutigam je gegen sie genommen, nicht gegen den geringsten Vorwurf abhärten können. Sie litt unter jedem lieblosen Wort, so wenig die Ihren auch Ansprüche auf Schonung beachteten. Und jetzt sollte sie ungeübt, unvorbereitet vor eine kaltherzige Menge treten, und zitternd die kleinen Lieder singen, die sie in schlaflosen Nächten erdacht und die Adrian verspottet hatte? Die Andern würden sie noch mehr verspotten, denn Adrian liebte sie ja, und konnte doch unmöglich so hart sein, als die Fremden? Nein, für sie waren Antoinettens Pläne nichts; dazu gehörte das leichte Blut, der leichte Sinn, den diese besaß. Da mußte man Muth bis zur Kühnheit haben, und sie? Ein tiefer Seufzer und eine Thräne gab ihr die Antwort; sie mußte nach Brügge in das Hinterstübchen der Cranenburg zurück, zu der gewohnten trostlosen Arbeit, zu den einsamen Tagen und schlaflosen aufgeregten Nächten.

In einem größeren Hotel Ostende's läutete die Mittagsglocke. Viele Gruppen hatten sich bereits an den Tischen im Speisesaal gebildet; man schloß die Fenster, rückte die Stühle und richtete sich gemächlich ein, denn in Seebädern, wo Luft, Wasser und Lebensweise den Appetit bis zur Unerträglichkeit schärfen kann, gilt die Tischzeit für eine unbedingt angenehme Unterbrechung des einförmigen Taglaufs.

Der hohe kühle Speisesaal führte nach einem geschlossenen und geplatteten Hof, der mit Bänken und einigen schattigen Bäumen geschmückt war; der Hof gehörte zu dem Hotel, und die Flügelthüren des Saales standen ein wenig geöffnet. Auf der grünen Bank des Höfchens saßen seit einer Stunde die beiden Mädchen; Marion still, Antoinette mit sehr viel Muth und Schwatzhaftigkeit. Als aber die Glocke ertönte, die Gäste durch den Glasgang rauschten, und endlich schon drei Gerichte servirt waren, da wurde auch sie still. Die vorüberlaufenden Kellner, welche die Speisen über den Hof trugen, sahen arrogant lachend auf sie hin, aber im Allgemeinen ist man dort sehr duldsam gegen Productionen jener Art, und die Gäste lassen sich bei Tische oft mit vieler Geduld die Ohren zerreißen. Der braunäugige Orgelknabe, der eben zum Hausthor hereinkam, trat mit ganz anderer Sicherheit auf, er nickte Antoinetten sehr vertraut zu und sagte:

„Geht nur mit hinein und verlaßt Euch auf mich, kleine Demoiselle, ich helfe aus, wenn ihr stecken bleibt.“

Im Allgemeinen war diese Versicherung nicht gerade sehr lockend oder ermuthigend, aber sie reizte Antoinetten zum Lachen, und das brachte sie wieder zu ihrer Eigenthümlichkeit zurück.

Der braune Knabe, der selbst für seine zwölf Jahre ungewöhnlich klein und verkümmert aussah, ging nun mit großen

Schritten auf den Saal zu; die beiden Mädchen folgten, und während sich Antoinette mit flammenden Wangen neben ihn in die Mitte des Saales stellte, drückte sich Marion in einen Winkel des Büffets.

Man war gegen Ende des Mahles; der sonst kühle Saal erschien durch die Menge der Menschen, durch Duft und Dampf der Speisen unbehaglich schwül. Es gereichte zum höchsten Vortheil der verstimmten Orgel, daß das Gewirr der Stimmen, das Klappern der Teller und Gabeln und das Rasen der französischen Kellner, die sich in jeder Secunde überstürzten, durchaus nicht nachließ, sondern Alles übertönte.

Die Orgel sollte das Vorspiel halten; als sie mit einer Art grausendem Girren, ja mit einem völlig unbeschreibbaren Tone schloß, begann Antoinette ihr Lied, ohne Begleitung.

Sie hatte den Vortheil, gerade eine Pause im Serviren zu treffen, sie hatte außerdem den Vortheil, sehr hübsch zu sein, drittens den Vortheil, daß die vorangegangenen sieben Gänge den lautfordernden Appetit der Badegäste beseitigt hatten, und man auf die süßen Desserts, die nun folgten, ohnehin nur mit getheilten Ansprüchen sah.

Antoinettens Stimme war eine solche, die bei Entwicklung und Bildung sicherlich etwas geleistet hätte; da aber beides fehlte, so war sie so unklar und belegt, daß kaum die Frische der Jugend hindurch zu erkennen war.

Musikkenner also wandten sich von der Sängerin ab, Lorgnons junger Herren dagegen wandten sich ihr lebhaft zu. Ihre Verlegenheit war überwunden und kam nicht zurück; sie ließ sich durch keine Störrigkeit ihres Stimmorgans beirren, sondern brachte, allen Mißtönen zum Trotz, ihr Lied mit bewunderungswürdiger Energie zu Ende.

Ungefähr in der Mitte der Tafel saß eine Gruppe Herren und Damen, die trotzdem, daß ihr ganzes Wesen verrieth, welch' hohe Ansprüche sie berechtigt waren, an Kunstleistungen zu machen, doch mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Sängerin sahen. Ein älterer Herr und eine junge bildschöne Dame flüsterten unaufhörlich und zwar mit den Mienen der Befriedigung zusammen; ein anderer junger eleganter Mann, sichtlich ein Militär in Civilkleidung, lauschte gelegentlich auf die Unterhaltung, theilte indessen seine Aufmerksamkeit ziemlich parteiisch zwischen dem Urtheil über den Gesang und dem Betrachten der Sängerin.

Antoinette hatte sich inzwischen einen Teller erbeten und ging die Reihen des Tisches entlang; man ist zu sehr an diese kleinen Contributionen dort gewöhnt, zu oft von ihnen in Anspruch genommen, um gerade großmüthig sein zu mögen, darum blieben es auch meist nur Centimen und Sous, die man ihr gab. Aber dennoch war es in ihren Augen eine Fülle von Geld, denn was der Qualität mangelte, ersetzte die Quantität.

Der junge Herr am mittleren Tisch warf einen Franc auf den Teller; die schöne Blondine that wie er, und der alte Herr verdoppelte die Gabe. Antoinette wollte knixend unter dem scharfen Lorgnon des jungen und dem prüfenden Blick des ältern Herrn vorüberschlüpfen, da redete der letztere sie an.

„Singen Sie schon lange, Demoiselle?“

„Nein, Herr.“

„Sie werden Fortschritte machen, wenn Sie sich gewissenhaft üben; mir gefällt das Lied, ich möchte es noch einmal hören.“

„Sogleich, Monseigneur,“ entgegnete sie erfreut und bereitwillig und wollte an ihren alten Platz zurück.

„Bleiben Sie hier stehen und bemühen Sie sich nicht mit Singen; ich kann kein Verlangen stellen, zu dem sämmtliche Anwesende hier ihre Einwilligung geben müßten; auch ist es mir hauptsächlich darum zu thun, die Worte des Liedes zu hören, sagen Sie diese, ich bitte, mir und meiner Tochter noch einmal vor.“

Antoinettens ziemlich gescheutes Köpfchen begriff in diesem Augenblick, daß wenn eine von ihnen jetzt auf eine Gunst der Zukunft hoffen durfte, es eher Marion war, als sie. Antoinette war weder ehrgeizig, noch neidisch und im Herzen der stillen, denkenden Marion völlig untergeordnet. Auch ihre Erfolge im Singen rissen sie nicht zu der hoffärtigen Hoffnung hin, wirklich etwas Erquickliches für Andere leisten zu können; es war ihr eben nur Zweck: Geld zu verdienen, Hunger und Mangel entfernt zu halten, ohne die Mühsal des früheren Lebens zurückzunehmen. Daß dieses gelingen würde, bezweifelte sie nicht seit dem Bericht des Knaben: „oft giebt man mir mehr um mich los zu sein, als um mich anzuhören.“ Für sie also war gesorgt, es handelte sich nun darum, auch etwas für Marion zu thun.

„Ich erfülle gern das Verlangen, gnädiger Herr, aber meine Gefährtin dort wird es noch besser verstehen.“

Sie deutete nach Marion's Schlupfwinkel und nachdem die Augen der drei der Spitze ihres hübschen Fingers gefolgt waren, und im Schatten des Büffets ein zierliches Gesichtchen aus dem dichten flandrischen Mantel herausgefunden hatten, fuhr sie redselig fort: „Denn Messieurs und Madame müssen wissen, daß Marion Lebrün dort diese Verse gedichtet hat und viele Dutzend andere dazu.“

Vater und Tochter sahen sich überrascht an und flüsterten eine Weile zusammen, während der junge Officier aufstand, wie von Ohngefähr an Marion's Versteck vorüberging, und das Glas fest in die Augen kniff.

Inzwischen war die Tafel beendet und die Gäste erhoben sich mit ziemlicher Abspannung, verabredeten Partien zu Wagen, Pferd und Schiff für den Nachmittag und zerstreuten sich dann.

Marion wurde unruhig, als Antoinette noch immer flüsternd bei der vornehmen Gruppe stand, und die schlanke blonde Dame sie mit klaren ernsten Blicken überflog. Das einsame Mädchen war sich völlig fremd in der Eigenschaft, Zielpunkt für die Aufmerksamkeit Anderer zu sein; ihr angstvolles Hin- und Hersehen, ihre Beklemmung zeichneten ihre feinen Wangen mit leichter Röthe und verdeckten die dunkeln Schattenringe, die, eine Folge der durcharbeiteten Nächte und dumpfen Stubenluft, für gewöhnlich ihr hübsches Gesicht entstellten. Und dies war in der That um so apart schöner hier, wo man gewohnt war, flämischen Typus oder französisches Colorit zu sehen. Ihre stahlblauen, langbefranzten Augen, ihre schmale Stirn mit den dichten, aschblonden Haarwellen darüber, besonders aber die biegsame Gestalt ließen sie eher als Britin oder Deutsche erscheinen.

Die Aufmerksamkeit des jungen Officiers war völlig von Antoinetten auf sie übergegangen; für das schüchterne, schutzlose Mädchen hatte diese Aufmerksamkeit so viel Beklemmendes, daß sie sich rasch erhob und auf den kleinen kühlen Hof eilte, um dort Antoinetten zu erwarten.

Nach wenigen Augenblicken kam diese in Begleitung des älteren Herrn und seiner Tochter. Graf Bassecourt — so hieß der Herr — war ein Mann vom Hofe, seine Tochter lebte in den ersten Cirkeln Brüssels, und doch — als Beide

jetzt zu der kleinen Spitzenhändlerin aus Brügge traten, faßte der Graf grüßend an den Hut und die Comtesse neigte die langen blonden Locken tiefer, als vor manchem Cavalier des Hofes.

„Mademoiselle,“ begann Gräfin Melanie, „wir bitten Sie, uns das kleine Lied zu wiederholen, welches ihre Freundin im Saale sang.“

„Ich singe nie, Madame,“ stotterte Marion, und flüchtete dicht an das Pfirsichspalier der Mauer.

„Fürchten Sie nichts,“ lächelte Melanie, „es handelt sich hier nicht um den Gesang, es handelt sich einfach um die Worte, um die schönen Worte des Liedes.

Um die schönen Worte! Ihre Lieder schön! So befunden von einer vornehmen, geistreichen Frau, dieselben Worte, die Andere, die der Geliebte verspottet hatten? die das Labsal ihrer einsamen Tage, der Himmelsthau ihrer betrübten Seele gewesen waren? die ihr in stillen, schlaflosen Nächten gleichsam ihr Schutzgeist zugeflüstert hatte, wenn sie ermatten wollte bei einer Lebensweise, zu der nicht ihr Körper und nicht ihr Geist befähigt war. Nur ein Dichter weiß es, welche Stellen alle in seinem Herzen diesen Lieblingen seines Geistes angehören, nur ein Dichter weiß, was es heißt: lange Zeit alle diese Lieblinge heimlich gepflegt und behütet zu haben, und sie dann, wenn sie endlich schüchtern an das Licht treten, auch von Anderen verstanden zu sehen.

Da kam es Marion vor, als ob man nicht zum ersten Male in ihr Geheimniß gedrungen sei; ihr war es, als ob sie die schöne Comtesse schon früher erblickt habe, prüfend sah sie auf, aber nein! wenn ihr nicht die feinen weißen Züge im Traum, vielleicht als das Antlitz ihres Schutzgeistes erschienen waren, so sah sie sie zum ersten Male.

Gräfin Melanie's Augen hatten einen besonders milden, beruhigenden Ausdruck, er stillte das Herzklopfen des Mädchens und mit klarer, fester Stimme sagte sie die wohlbekannten Strophen.

Bau und Maaß des Verses, Gedanke und Entwickelung war vortrefflich und harmonisch; und doch hatte Marion kaum hinlänglich Lesen und Schreiben gelernt. Freilich war es auch nur ein kleines lyrisches Gedicht, da genügt oft Empfindung und Takt, während Kenntnisse zu entbehren sind.

Der Graf nickte der Tochter zu; sein geistreiches, schwarzes Auge sprach eine unverhohlene Ueberraschung aus. Er wandte sich zu Melanie und sagte deutsch:

„Wenn man zu den weichen, schmelzenden Worten etwas Bitterkeit und Ueberdruß thäte, und ein wenig klare Frömmigkeit daran, so würde mein Freund Alfred glauben, eine eigene Poesie zu erkennen.“

„Sicherlich, Papa, aber wenn ich auch die Technik in Alfred's Versen bewundern muß, so thut dieses Ungekünstelte, diese Reinheit seiner Nachahmerin unbedingt sehr wohl.“

Dann wandte sie sich wieder zu Marion und fragte französisch:

„Wer gab Ihnen die Gedichte Alfred de Lamartine's zum Studium, Mademoiselle?“

„Ich kenne sie nicht, Madame; man gab mir niemals Gedichte zum Studium; nur Kirchenlieder höre ich täglich, und eine fromme Frau im Beginenhof zu Brügge schenkte mir eine Reihe Bilder mit Sprüchen und Reimen darunter.“

„Und Alfred de Lamartine, Corneille, Racine kennen Sie nicht?“ rief die Gräfin.

„Die Namen hörte ich wohl, aber Bücher gab man mir

nicht, denn für Mädchen meines Standes gilt es für nutzlos, mehr als die Psalmen zu lesen.“

Graf Bassecourt hatte lange Jahre in Paris zugebracht, und erst nach dem Umschwung des Jahres 1848 wurde Brüssel sein bleibender Aufenthalt. Er war aus Ueberzeugung Anhänger der Orleans und blieb es, obgleich dadurch Paris aufhörte, eine Heimath für ihn zu sein. Nicht als Verbannter selbst lebte er in Brüssel, aber er lebte dort in engster Beziehung mit den Männern, die durch den Sturz der Orleans Verbannung fanden und als Exil freiwillig Brüssel wählten.

Verschiedene politische Meinungen sind die gefährlichsten Klippen für Freundschaftsbündnisse; Graf Bassecourt machte trübe Erfahrungen, und erkannte es als eine Gunst des Schicksals an, daß seine langbestehende, aus der ersten Jugendzeit herab treu bewahrte Freundschaft mit Lamartine trotz dieser gefahrvollen Klippe nicht gescheitert war. Er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihm, und nahm den wärmsten Antheil an den Erfolgen des Dichters, die im Vaterland glänzend und selbst im Auslande für ehrgeizige Wünsche genügend waren. Da er gerade in der Jugend dem Dichter sehr nahe gestanden, so waren gleichsam unter seinen Augen die Erstlinge jenes ungewöhnlichen Talentes aufgeblüht, er hatte mit eigenen Segenswünschen ihr Debut in die Oeffentlichkeit begleitet, mit dem Freunde gehofft, gefürchtet und Befriedigung gefunden. Graf Bassecourt war nicht selbst Dichter, aber er konnte der feinste Kritiker sein, da er Geist, Kenntniß und Geschmack besaß und noch in reiferen Jahren Anhänger der Lyrik blieb, während selbst Lamartine sie „die Poesie der Jugend“ nannte und ihr später untreu wurde.

Gräfin Melanie, die mit ihren neunzehn Jahren im

Zenith jenes Zeitabschnittes stand, den Lamartine zur Würdigung der Lyrik für nothwendig hielt, war seine treueste Verehrerin. Die Zeit, in der junge Mädchen gleichsam nur von Gedichten leben möchten, Citate aller Art in ihrem Köpfchen und Album jeder Größe in ihren Händen halten, jene Zeit mit ihren Vergißmeinnichtgerippchen und getrockneten Rosenblättern in Gedenkbüchern war freilich längst für sie vorüber. Eine Deutsche wendet zu dieser Lebensperiode etwa ihr fünfzehntes bis siebenzehntes Jahr an, bei einer Französin dagegen ist sie schon mit vierzehn Jahren überwunden. So auch bei Melanien; sie hatte jene kleinen Sentimentalitäten in ihrem Erziehungskloster in Paris gelassen, war ein Stern der Salons geworden und hatte mit Freuden geglänzt. Aber was sie viel genossen, brachte ihr Ueberdruß, und mit diesem kam die Sehnsucht nach den früheren, so lang gepflegten Rechten der Phantasie zurück. In einer solchen Periode der Ermattung des heißen Wunsches nach Wechsel war sie eben jetzt, jedes kleine Abenteuer schien ihr willkommen, besonders wenn es so ungewohnter Art war als dieses. Denn daß in dem unwissenden Spitzenmädchen aus Brügge ein ungewöhnliches Talent ruhte, erkannte sie und ihr Vater; Beide hatten einen ausgebildeten Geschmack und scharfen Blick. Es war unbedingt viel Romantik bei dem Gedanken, eine solche Blume aus dem Staub der Armuth zu ziehen, und sie dahin zu verpflanzen, wo Thau und Sonnenschein ihren Duft und ihre Blüthe entfalten konnte. Comtesse Melanie liebte das Ungewöhnliche und suchte es zum Wunder zu gestalten; sie glaubte, in Marion's ernsten, träumerischen Augen eine wahre Verheißung für überraschende Leistungen zu finden; ihre Züge kamen ihr schön, ungewöhnlich geistig vor, und es wäre leicht möglich geworden, sie zu überreden, irgend eine neckische Fee habe Marion als

Kind aus einer Fürstenwiege genommen, um sie einer Bettlerin einzutauschen.

Doch nicht diese haltlosen Gedanken allein brachten in dem Köpfchen der Comtesse einen Entschluß zur Reife; an jenem Entschluß, der sich später offenbaren wird, hatte auch ihr Herz Antheil, denn sie war warmfühlend und wohlwollend, und so übernahm sie theils aus Güte, theils aus leidenschaftlicher Zuneigung zum Ungewöhnlichen, die Mühe, jenes Talent an die Oeffentlichkeit zu ziehen. — —

Nachdem sie beiden Mädchen das Versprechen abgenommen hatte, sie am Abend in ihrem Hotel aufzusuchen, und Marion's übrige Gedichte mitzubringen, verließ sie am Arm ihres Vaters den grünen Hof. Ihr Bruder, Graf Clemenz, eben jener junge Officier in Civil, wartete an der Straßenecke auf sie und fragte ironisch:

„Hat Deine hübsche Sappho Anerbietungen von Dir erhalten, Melanie? willst Du zu irgend einer Feier in Brüssel ihr Talent ausbeuten, etwa zu einem Hochzeitskarmen?“

„Nein, Clemenz, denn das würde bei solchem Talent ein Mißbrauch sein, das kleine Lied war entzückend.“

„Wohl, aber ein Strahl beweist noch keine Sonne; vielleicht daß ihr Genius sich in diesen Reimen erschöpft hat.“

„Nein, Clemenz, wenn ein Kind der Armuth, ohne Kenntnisse, ohne Bildung und Anweisung, solche Gedanken finden und ausdrücken kann, dann sind sie nicht vereinzelt, sonst würden sie bei ihr untergegangen sein, denn kein Lesen, kein Hören anderer Dichter weckte den Funken, er erwachte durch eigene Kraft.“

„Du kannst Recht haben, meine liebe Schwärmerin, doch welches sind nun Deine Pläne?“

„Lasse sie mir noch als Geheimniß, Clemenz.“

„Gern, aber ich kenne Deine Großmuth, Du wirst viel für die Kleine thun.“

„Möglich.“

„Gewiß, denn entweder lasse sie wieder ganz fallen, oder thue sehr viel für sie, nur diese beiden Wege giebt es. Lässest Du sie in der Armuth, so erlebt sie — ich glaube — was ihr bestimmt war, und wenn sie auch nicht glücklich wird, so erfährt sie doch auch nicht schweres Leid. Aber hast Du sie einmal an den Tag gezogen, ihr das Düster ihrer Vergangenheit begreiflich gemacht, sie neue Freuden, neue Wünsche kennen gelehrt, sie gar mit den Forderungen des Ehrgeizes bekannt gemacht, so bist Du gleichsam verantwortlich für ihr Geschick. Du darfst nicht ermüden, thätig für sie zu sein. Ueberlege das wohl, Melanie, und übernimm keine Verpflichtung, die Du nicht lösen kannst. Sobald Du das Mädchen zu Dir gezogen, kann sie nicht wieder zurück in ihr früheres Unbeachtetsein, ohne elend zu werden; entfremde sie nicht ihren Verhältnissen, wenn Du ihr nicht dauernd Ersatz geben kannst.“

Comtesse Melanie sah den Redner erstaunt an und sagte: „Vergieb' Clemenz, ich begreife nicht, daß mein heiterer Bruder mir solche ernste Mahnungen hält.“

Graf Clemenz lächelte:

„Die Kleine gab mir zu denken und brachte mich zum Philosophiren; wolltest Du der braunäugigen kleinen Sängerin einen Wechsel in ihr Leben bringen, ich würde Dich gern gewähren lassen, denn die nimmt Wechsel wohl schon eben nur des Wechsels wegen hin, und wenn es ihr auch nur auf Stunden einen Genuß bringt. Nicht so die andere; ihren ernsten, schwermüthigen Augen nach scheint sie zu Denen zu gehören, die den Schaum des Lebens nicht zu schlürfen verstehen, und

dennoch an der Hefe sterben müssen; genug zu Denen, die nicht befähigt sind, glücklich zu sein.“

---

An dem Tage, da Melanie die beiden Mädchen aus Brügge fand, war ihre Badekur bereits geendet und der folgende Morgen zur Rückkehr nach Brüssel bestimmt. Diese Reise erlitt keinen Aufschub, und als sie am Abend eine lange Unterredung mit Marion gehabt, und das geschriebene Heft Gedichte aus deren zitternden Händen genommen hatte, sagte sie beiden Mädchen Lebewohl und verrieth nichts von ihren weitern Plänen. Bei Marion fügte sie hinzu: „Geben Sie mir die Verse leihweise mit nach Brüssel, ich bringe sie Ihnen bald persönlich nach Brügge und habe mancherlei mit Ihnen zu reden.“ Das kühlere Lebewohl für Antoinette schloß sie mit den Worten: „Kehren auch Sie nach Brügge zurück; in einem Magazin hier nimmt man Sie nicht auf, ohne Zeugnisse und Connexionen. Der Weg einer Bänkelsängerin aber ist zu schlecht für Sie, weil Sie Marion's Freundin sind; dann sind Sie für solch' abenteuerliches Leben zu schön und ahnen nicht, wie gefährlich es ist. Auch in den Magazinen Brüssels wird man Sie nur berücksichtigen, wenn Sie Fürsprecher haben; ich werde diese Fürsprache übernehmen, hoffen Sie auf mich.“

So schieden sie; der Mittag des folgenden Tages sah die Comtesse wieder in ihrem schönen Hotel in Belgiens Hauptstadt, die beiden Mädchen aber auf ihrer Fußwanderung nach der Heimath. Die Spitzen waren mit ziemlichem Glück verhandelt worden.

Wieder war es ein klarer Hochsommertag, der die Wanderinnen auf ihrem Wege traf; Schmetterlinge und Libellen

sogen aus zahllosen Blumen Duft und Lebensathem, Quellen flimmerten im Sonnenlicht, und die Moospfade der Gehölze senkten sich elastisch unter den Schritten der Beiden. Vor drei Tagen hatten sie Alles eben so gesehen, und über die Reize der Natur, nur über sie, gejauchzt. Jetzt war diese nicht mehr ausschließlich der Gegenstand ihres Glückes; in Beider Herzen waren neue Saiten berührt.

Vor Antoinettens Sinn stand ein klares Bild, mit festen Umrissen; es wär dies ein Magazin mit hohen Spiegelwänden und Schaufenstern, darinnen ein Reichthum von Schmuck und Stoffen ausgebreitet lag. Unter den vielen hübschen Demoiselles in garnirten Mouslinkleidern und Taffetschürzen mit kleinen Taschen war eine besonders hübsch; sie trug ihr ebenholzschwarzes Haar in dichten Flechten an den rosigen Ohren zusammengenestelt, lachte mit Augen und Mund, ließ die Emaille ihrer Zähne bewundern und plauderte mit äußerst gut modulirter Stimme zu Ladies und Marquisen, die nach dem Preise dieses und jenes Gegenstandes fragten nnd huldvoll mit der hübschen Kleinen sprachen. Eine Seitenstaffage von gutem Essen und zuweilen Confect, ein Nichtsthun und gelegentlich ein Spaziergang oder Tanz vollendete das Bild, dessen Hauptfigur „Antoinette Dejour" hieß.

Das Bild vor Marion's Sinn trug traumhaftere, nebelhaftere Conturen, bald schien es Grau auf Grau, bald Flammen auf Purpur zu sein, so rasch war der Wechsel, so unverständlich der Gegenstand. Denn grau dehnte sich das kleine Gemach der Pagen Maximilian's mit all' seiner unheimlichen Oede vor ihr aus; am düstern Fenster saß ein gebücktes Mädchen und wob Fäden, so dünn wie die Haare eines Kindes, in weiße Blumen und Arabesken zusammen; aber die Augen wollten das Gewebe nicht mehr erkennen, es war, als ob sie

bluteten und dann nur Nacht sähen. Da flammte das Abendroth in's Zimmer; eine schöne Dame mit lichtblonden Locken stand grüßend da, hielt Streifen Papiers mit wohlbekannten Zügen in ihrer Hand und sagte: „wer gab Dir die schönen Lieder und Worte ein, Kind, die dem Betrübten Trost und dem Zagenden Muth verleihen? Manche haben sich daran erquickt, selbst Solche, die viel fordern, erkannten eine Begabte darin. Was willst Du in dieser Einsamkeit? Komm' mit mir in die Welt, wo man Dich verstehen und preisen wird!“ Das gebückte Mädchen sprang jauchzend auf bei diesen Worten, sie warf die verhaßte Arbeit zurück, sie athmete auf aus voller Brust; Freiheit, Luft und Verständniß ihres Sehnens winkten ihr. Sie wollte gehen, doch nein, sie blieb zaudernd stehen, ein junger Mann mit finstern Zügen trat zwischen sie und die Erscheinung und streckte gebietend die Hand nach dem Mädchen aus. Ihr galten diese Züge, so hart und streng sie auch waren, für die geliebtesten auf Erden, sie klammerte sich an diese Hand; die schöne Frau verschwand, die schmächtige gebückte Gestalt des Mädchens nahm den verlassenen Schemel wieder ein, die Augen brannten und dunkelten wieder; — die Hauptfigur des Bildes hieß: „Marion Lebrün.“

---

Obgleich Antoinette an die Verheißungen der Gräfin wie an ein Evangelium glaubte, obgleich sie jeden Abend an ihr Abendgebet als letzten Gedanken die tröstlichen Worte hing: „morgen bin ich vielleicht schon fern, in den breiten Straßen Brüssels, im Bazar, im Laden, eingeführt durch die schöne Dame,“ so gingen doch vier Wochen hin, ohne daß der Verheißung Erfüllung geworden wäre.

Die ersten Tage trug sie ihr Köpfchen hoch, und wenn

ihre ältern Schwestern sie zur Arbeit mahnten, so blickte sie mit einer Art erbarmender Geringschätzung auf diese, bei Arbeit verkümmerten Gestalten hin, und fand solches Verlangen nur eines mitleidigen Achselzuckens werth. Allmählig aber mußte sie sich doch entschließen, denn der Erlös aus Ostende war für Hauszins, Tilgung kleiner Schulden, Ankauf von neuem Spitzengarn so sehr zusammengeschmolzen, daß möglicher Weise Antoinettens Müßiggang nach kurzer Zeit bitterer Hunger folgen mußte, ja, er klopfte bereits an. Das war ein Feind, der das Mädchen am schnellsten zwang, und so saß denn auch sie wieder gar bald am grünen Wollenkissen und warf die zahllosen Röllchen durch die geschickten, aber jetzt widerspenstigen Finger.

Jede Dämmerungsstunde aber traf sie bei Marion, und selbst Adrian's Anwesenheit schreckte sie nicht beim Aufbauen ihrer schwindelnden Luftschlösser.

Der Schmied hörte ihr zuerst mit Gleichgültigkeit, dann mit Verdruß zu.

An einem späten Nachmittag zu Ende des August-Monats saßen die Freundinnen im kahlen Pagenstübchen beim Aufspannen eines breiten verwickelten Spitzendessins, während Adrian mit aufgestützten Armen am Tische stand und Marion's Anstrengung beobachtete. Da begann Antoinette:

„Es ist thöricht, kleine Marion, daß wir so lange Fäden anlegen; die Spitze ist mühsam, und ehe wir eine Elle davon zu Stande gebracht haben, wird die Gräfin kommen und uns holen.“

„Sagen Sie, Antoinette, wie lange soll Euer kindisches Mährchen mit der Gräfin uns noch langweilen?“ rief Adrian und ein mürrischer Ausdruck nahm Besitz von seinen Mundwinkeln, von wo aus er sich stets nach oben hin auszubreiten

pflegte, bis zuletzt Augen, Stirn und Schläfe Zeugniß für diese Stimmung gaben.

So sehr Marion diese Zeichen fürchtete, eben so wenig kümmerte sich Antoinette darum. Sie entgegnete leichthin:

„Trotz Eures Murrens wird das Mährchen zur Wahrheit, der Scherz zum Ernst, die armen Spitzenmädchen werden zu Damen.“

„Und durch wen?“

„Durch Marion's Verse und meinen Gesang, durch unser Talent und die Huld der Gräfin.“

Adrian lachte spöttisch:

„Marion's Verse sind Kinderei, Euer Gesang kaum erträglich, die Huld der Gräfin ein Scherz, den sie sich mit Euch erlaubte.“

„Ich glaube nicht, daß es Scherz war, Adrian,“ wandte Marion schüchtern ein.

Adrian drehte sich zu der Braut um und sagte mit kaum gemäßigterem Tone: „Was kann es anders sein als Scherz, vielleicht Spott einer vornehmen Frau, um Dir den Kopf zu verwirren? Wozu die Possen, die Dir weißmachen, Du seiest zu Besserem bestimmt, als die Frau eines armen Handwerkers aus der Unterstadt zu werden? Selbst Dein Vater, der auch etwas von Deinen vornehmen Manieren hatte, hat Dich zu keinem bessern Loos bestimmt. Schlag's Dir aus dem Sinn, Marion; vergiß die Gräfin, die nimmer daran denkt, sich für ein armes Geschöpf der niedern Arbeitsklasse zu verwenden. Die Vornehmen gebrauchen unsere Hände, weil die ihren nichts zu schaffen verstehen; unsere Köpfe aber gebrauchen sie nicht, und hat sich einmal ein kluger Gedanke in das Hirn eines Armen verirrt, so treiben die Vornehmen ihn lieber aus, ehe sie ihn gelten lassen.“

„Wenn man Euch so reden hört, so glaubt man, verzeiht, daß Ihr von der Welt nichts kennt, Adrian. Man hat schon zahllose Beispiele davon gehabt, daß noch ärmere, noch schlichtere Mädchen, als wir, ein großes Glück durch ihre Talente fanden.“

„Vielleicht,“ warf Adrian kalt ein, „waren die Talente zweideutiger Art, und das Glück wurde eben so zweideutig.“

Antoinette erröthete und erwiderte gereizt: „Marion's Geduld hat Euch verwöhnt; Ihr spielt den Despoten, ohne das Recht dazu zu haben; denkt und thut meinetwegen, was Ihr wollt, Eure Braut aber und ich glauben an die Worte der schönen Gräfin, und hoffen auf Erlösung aus dieser armseligen Existenz, die Eurer Braut die Schwindsucht und uns beiden in wenigen Jahren blöde oder gar blinde Augen giebt.“

Antoinette hatte kaum diese polternden, gereizten Worte ausgestoßen, als sie ihr um Marion's willen herzlich leid thaten. Die Anspielung auf Schwindsucht war eine gefährliche bei einem so reizbaren, grübelnden Wesen, das ohnehin während der ewig gebückten Haltung bei der Arbeit durch einen Reiz zum Husten und kurzen Athem fortwährend geängstigt wurde.

Es blieb jetzt indessen keine Zeit, um schwermüthige Folgerungen an diese unbedachten Worte zu knüpfen, denn im Hinterhöfchen der Cranenburg erhob sich ein ungewohntes Leben. Ein schweres Seidengewand rauschte unten über die rauhen Steinplatten hin, ein zarter Fuß betrat mit einer Art Scheu die ausgefurchten knarrenden Stiegen des Hinterhauses. Marion und Antoinette lauschten athemlos und mit pochendem Herzen; konnte es noch einmal Täuschung sein?

Da klopfte es an; eine schlanke Gestalt in bauschigem Atlas mit Spitzen und Sammetpuffen trat ein. Maximilian's Zeit schien für die Cranenburg zurückgekehrt zu sein, denn im

Hofe standen Diener in Livree, und im Pagenzimmer sah man eine vornehme Frau, schön und reizend gleich der burgundischen Maria.

War es ein Spukbild aus jener Zeit, jetzt um die Dämmerstunde herausgetreten auf die Trümmer der früheren Kaiserwohnung? Nein, Gräfin Bassecourt's Lächeln und rosige Wange, Marion's und Antoinettens erregtes Aufschreien hatten nichts Geisterhaftes an sich.

Das Dämmerlicht bedeckte großmüthig in etwas die mehr als dürftige Ausstattung des Stübchens, aber die dumpfe Luft, die Schwüle und Beklommenheit fielen lastend auf die Nerven der Comtesse, die bis dahin die Umgebung der Armuth nur aus Büchern kannte, die sich nie in eine Stätte des Mangels selbst begeben, nie ein Elend selbst geprüft, nie eine Gabe selbst gereicht hatte.

Sie drückte rasch in Antoinettens Hände ein Papier, zog dann ihren Schützling an das Fenster, um im letzten gedämpften Tagesschein ihre blassen Züge zu erkennen, und sagte:

„Wie hast Du hier leben können, armes Kind? Doch thörichte Frage, die Gewohnheit ist die beste, vielleicht einzige Lehrmeisterin der Menschen; aber sprich, wie hast Du hier dichten können? so dichten können, wie Du es thatest?“

„Sie haben mein Heft gelesen?“ stotterte Marion.

„Nicht ich allein, ich ließ Andere darin lesen; Leute, die Verständniß haben und doch nicht ohne Ansprüche sind; man will Dir wohl, man wird sich für Dich verwenden, man hat mancherlei Mittel, um Talente zu stützen und für die Menge zugänglich zu machen. Deine Vergangenheit war trübe, armes Kind, wirf sie hinter Dich mit aller Armuth und Entbehrung, denn man will Dich vor beidem schützen, weil man Achtung vor Deinen Gaben, vor Deinen ungewöhnlichen Gaben hat!“

Antoinettens triumphirender Blick that nicht, was er sollte, d. h. er schmetterte Adrian nicht nieder. Dieser gewahrte ihn nicht. Die erste fieberhafte Spannung seiner Züge war bereits dem despotischen Gebot seines Willens gewichen, sie waren wieder fest, scharf und undurchdringlich. Aber mit krampfhaft geballten Händen wartete er auf Marion's Entscheidung.

Warum zögerte diese? Konnte denn ein Feeenmährchen mehr Wunder leisten, als die Wirklichkeit hier that? Man bot ihr ja Alles, was sie entbehrt hatte, was ihr im Wünschen so lockend, so unendlich geschienen, als ob es der Himmel mit den Freuden der Unsterblichkeit selbst sei? Wie? Armuth und Hunger von nun an verbannt? Der zarte Körper aus dem Drucke unnatürlicher Arbeit gehoben? Dem Geist ein Verständniß, eine Bahn geöffnet, die er bedurfte, um nicht auch zur Folter der Seele zu werden? Denn Geistesgaben, die zerdrückt, belastet und unentwickelt durch die Verhältnisse bleiben, können zur Qual werden, ebenwohl, wie sie entfaltet, gepflegt und geschützt, sich zum Schutzgeist des Menschen erheben.

Und doch zögerte Marion, sie zögerte um jener dunkeln ernsten Augen willen, die fragend auf ihr ruhten. In Adrian's Herzen lag vielleicht Gefühl, in seinem Handeln nicht; mochte ihre Entscheidung sein, welche sie wollte, ihr „Ja“ brachte ihr keinen Vorwurf, ihr „Nein“ keinen Dank ein. Denn das „Nein“ hätte er natürlich gefunden, und bei dem „Ja“ hätte er in seinem störrischen Sinn geglaubt, kein Recht mehr, weder für Vorwurf, noch für Lob zu haben.

Auf einen einzigen Fall aber war er nicht vorbereitet und dieser trat jetzt ein. Marion ging zu ihm, sah mit Augen zu ihm auf, in denen die ganze Fülle ihrer Liebe zu lesen stand und sagte: „Adrian, Du hast die Worte der Dame

gehört, für uns Beide kann eine bessere Zukunft kommen, verstehst Du wohl, für uns Beide, denn was man mir auch bietet und was ich auch finde, man wird mir nie wehren, es mit Dir zu theilen, o sprich ein Wort zu mir, ob ich gehen soll?"

„Wähle selbst," sagte er ruhig, „denn es ist nur Deine Zukunft, um die es sich handelt; wie, oder willst Du die Sorge für meine Person noch der gnädigen Comtesse aufbürden? Bah, ich bin nur ein Schmied, ein rauher Handwerker, ich gehöre in die Unterstadt von Brügge, weiter nicht, da will und werde ich bleiben; wohin Du gehen willst, frage Dich selbst, denn Du bist frei."

In wie weit der störrische Schmied unbequem für die Pläne der Gräfin war, gehört nicht hierher, jedenfalls war sie edel genug, das Verhältniß der Beiden zu ehren und es mit ihren Wünschen zu einen.

Sie wandte sich zu Adrian:

„Sie sind der Verlobte Marion's?"

„Ja, Frau Gräfin."

„Und wie ist das Loos, das Sie ihr bieten können?"

„Mehr als einfach, Beschränkung, wie sie gewohnt war."

„Und doch rühmt man Sie als thätig, ich habe mich nach Ihnen erkundigt."

„Ich thue meine Pflicht, Madame, aber es geht uns niedern Handwerkern allen so; das Leben bleibt karg, trotz unermüdlichen Fleißes."

„Gut, nun sehen Sie auf Ihre Braut hin; sie ist zart und erliegt der Arbeit, aber ihre Liebe ist das vorherrschende Gefühl bei ihr, sie wird, ich bin es überzeugt, alle meine Vorschläge zurückweisen, wenn Sie es verlangen; höher gilt ihr das Loos, Ihre Frau zu werden, selbst bei unsäglicher

Mühsal. Hören Sie nun dagegen, was Marion Ihnen bieten kann. Man ist in Brüssel bereits aufmerksam auf Ihre Braut geworden und handelt mit Wort und That für sie, denn das, was Sie für gering halten, Marion's Talent, ist bedeutend und eines bessern Schicksals werth, als zu verkümmern. Man wird Sorge tragen, daß es sich entfaltet und daß keine Nahrungssorge oder Entbehrung seine Entwicklung hemmt. Ihre Braut wird in bessere Verhältnisse kommen, und sie hat Recht, wenn sie glaubt, daß auch Sie später Antheil an ihrer bessern Lage nehmen können. Sie sind noch jung, auch Ihr Handwerk übt man in größeren Städten ausgedehnter und bedeutender, Sie können auswärts Ihr Glück finden, und Marion ist Ihnen nicht verloren."

"Sie hat ihren freien Willen, ich wiederhole es," war die unnachgiebige Antwort.

"Sie wird ihn hoffentlich zu ihren Gunsten benutzen," fuhr die Gräfin stolz fort.

Und Marion griff nach kurzem Kampf nach dem Zauberspiegel, den man ihr hinhielt; wie ein dunkler Traum trat ihre Kindheit und verkümmerte Jugend vor ihren Geist zurück, und dämmernd, aber von fernen goldnen Sternen durchglüht, trat die neue unbekannte Zukunft vor sie hin, — Ihre und Adrian's Zukunft, unzertrennlich und so klar und versöhnend, daß der finstere Blick des Mannes schmelzen und der rauhe Sinn geebnet werden mußte. Sie ging — so glaubte sie — um das Glück ihrer Liebe dauernder zu begründen, als es in der Heimath möglich war, wo voraussichtlich noch Jahre zwischen eine mögliche Verbindung mit Adrian traten.

Das Papier in Antoinettens Händen enthielt die Zusicherung eines Platzes als Demoiselle in einem großen Modemagazin Brüssels.

Man vergleicht Brüssel gar oft mit Paris, und es liegt Wahrheit darin, wenn man nur die Oberstadt mit ihren Palästen, Bazars und Boulevards zu dem Vergleich benutzt; es hat seine kleine Oper, sein Café de mille Colonnes, seinen Tuileriengarten im Park und seine Champs Elysées in der Allée verte. Von alle dem aber findet sich nichts mehr in der Unterstadt; dorthin scheint französische Sitte und Zunge nicht haben eindringen zu können; man glaubt in einer völlig andern Stadt zu sein; oben: Hof, Adel, französische Bräuche und Sprache; unten im Thal: Bürger, Handel, flämische Sitte und Zunge.

In einer der neuesten Partien der Oberstadt stand das Hotel der Gräfin Bassecourt. Das weiße moderne Haus mit Spiegelfenstern und Balkonen trat nicht bemerkenswerth aus der Reihe ähnlicher Gebäude hervor, die eine der schönsten Straßen Brüssels, die Rue royale bilden.

Die Straße führt längs des Parks hin und hat, weil sie hoch liegt, die ganze Unterstadt vor sich ausgebreitet; von hier aus sieht die Stadt besonders großartig aus, weil die vielen Kirchen mit ihren Thürmen und gothischen Spindeln stufenweise unter einander liegen, und die Vorstädte sich zu täuschender Weite um Brüssel gruppiren, was Alles von der Oberstadt aus genau überschaut werden kann.

Es war Winterszeit; die regelmäßigen entblätterten Baumgruppen des Parks starrten aus den weichen weißen Flocken hervor, die schon seit vielen Stunden vom Himmel wirbelten und sich auf der Eisdecke des kleinen Bassins hoch aufschichteten, bis der zerstörende Ostwind, der sich gegen Abend erhob, die kleinen weißen Berge unterwühlte und durch die Gänge peitschte.

Ein Zimmer im obersten Stockwerk des Palastes Basse-

court hatte den vollen Blick nach dem Bassin des Parks, nach seinen hohen weißen Bildsäulen und öden Gängen. Im Zimmer brannte schon Licht; die Bewohnerin schaute noch hinaus in den dämmernden Winterabend und mühte sich, in dem Nebel die Gestalten der Bäume und Statüen zu unterscheiden.

Ob sie Jemanden erwartete? Sicherlich, denn jetzt, als es völlig dunkel geworden, trat sie widerstrebend vom Fenster zurück und wandte sich der Behaglichkeit des innern Zimmers zu, doch ohne daß ein Wort eine getäuschte Erwartung verrathen hätte.

Zwei Kerzen brannten auf silbernem Leuchter und ließen das Innere des Gemaches deutlich erkennen. Es war nicht groß, aber behaglich warm und klar, mit Vorhängen und gesteppten Sesseln von braunem Damast, mit einem Schreibtisch von Mahagoniholz, zwei Bücher-Regalen und einigen Kupferstichen in broncirten Rahmen. Der Fußboden war mit niederländischen Teppichen belegt, und das Gitter am Kamin glänzte von polirtem Kupfer, kurz das Zimmer trug ein wahres Gepräge von Behaglichkeit, und je grimmer der Ost draußen tobte, je erquickter konnte die Bewohnerin sich in dem hübschen Raume fühlen. Sie mußte sich mehr als behaglich, sie mußte sich wie im Himmel fühlen, wenn sie Vergleiche anstellte, wenn sie dies luftige klare Zimmer mit dem modrigen Pagenstübchen der Cranenburg verglich. Denn die Bewohnerin war Marion, welche hier im Schutz ihrer Gönnerin lebte, und die Feinde von ehemals: Hunger und Elend, nur noch dem Namen nach kannte.

Melanie war ihrem aufwallenden Gefühl und ihrer Neigung zum Romantischen gefolgt, als sie allen Gegenreden der Ihren zum Trotz die verkümmerte Blume aus dem Schutt der Cranenburg zog und in frische Erde und klare Sonne

versetzte. Melanie verstand es, einflußreiche Männer für ihren Günstling zu gewinnen, und der Franzose liebt solche kleine Abenteuer und würdigt die Helden derselben. Die poetischen Versuche Marion's waren gut, und wenn man bedachte, unter welchen Verhältnissen sie entstanden waren, so konnte man sie ungewöhnlich nennen. Solche Rücksichten nimmt freilich das öffentliche Urtheil selten, oft auch fehlt ihm die Kenntniß solcher niederhaltenden Verhältnisse; Gräfin Bassecourt aber trug Sorge, daß man jene Hemmnisse erfuhr, und darum das Talent bis zum Wunder erhob. Sie bemühte sich, ein ziemlich ansehnliches Jahrgeld, welches die Academie zur Ausbildung junger talentvoller Leute aussetzte, für ihren Schützling zu erlangen, um dadurch Marion das Gefühl unbedingter Abhängigkeit zu nehmen; denn Freiheit, Unabhängigkeit schien der Comtesse der belebende Pulsschlag für das Entfalten eines selbstständigen geistigen Lebens bei Marion zu sein.

Sie behielt sie im Hause, weil ihr der Umgang zusagte, und das Zimmer ihrer Gesellschafts-Dame ohnehin leer stand. Sie überwachte ihren Schützling fortwährend mit Interesse, aber nicht mit Geduld. Sie konnte sich nicht hinein finden, daß so viel Naturgabe bei so wenigen Kenntnissen bestehen konnte; in den neuen Kreisen aber bedurfte man der letzteren, um von der ersteren dauernden Gewinn zu ziehen; denn Marion's neue Leistungen mußten bereits den Stempel fortschreitender Entwicklung tragen; die Gönner mußten erkennen, daß sie sich nicht umsonst verwendet hatten.

Darum nahm man Lehrer für den Schützling an und trotz der Freiheit, die Melanie so sehr nothwendig für sie hielt, gab man sie für's Erste beinahe dem Schulzwang eines Kindes hin.

Aber des Mädchens Wißbegierde war rege, ihr Bedürf-

niß zum Lernen oft krankhaft heftig. Tag und Nacht brachte sie an den Büchern zu, und je mehr sie erfuhr, je armseliger schrumpfte ihr weniges Wissen zusammen. In endloser Ausdehnung lag das, was sie noch glaubte wissen zu müssen, vor ihr, und wie die Arbeit der Danaiden erschien das, was sie erstrebt hatte. Man gab ihr die Werke französischer Meister, aber ohne Auswahl, ohne Ueberlegung. Ihrem Gedächtniß war in frühern Tagen nie etwas zugemuthet worden, es hätte müssen allmählig zu bessern Leistungen hingeführt werden, aber gerade das Wort „allmählig" ließ die lebhafte Gräfin außer Acht.

Mit einer Art Gier erfaßte Marion's aufgeregter Geist die neuen Schätze, die gewaltigen Worte Racine's schauerten durch ihre Seele, Fenelon's geweihte Poesie schuf einen Altar in ihrem Herzen, Rousseau's zügellose Einbildungskraft und Vernünftelei rüttelten wieder an diesem Altare und höhnten die Gottheit darin, Lamartine's weiche Sehnsuchtsklänge mit dem ewigen Wermuthstropfen des Unbefriedigtseins nisteten sich fest in ihrem eigenen Herzen, das, wenn es wollte, den Wermuthstropfen auffinden konnte.

Man hat Beispiele, daß Kranke, die lange Zeit Luft und Sonnenschein entbehrten und nicht mit Vorsicht wieder dahin zurückgeführt wurden, unter Luft und Sonne, die sie beleben sollten, zusammenbrachen. Beides ist zu stark, zu gewaltig für die geschwächte Natur. Warum versäumt man Vorsicht bei solchen Kranken? Warum vergaß man sie bei dem zarten Mädchen?

Doch nein! sie fühlte ja keine Ermattung; sie bedurfte kaum des Schlafes der Nacht, so wach, so beschäftigt war ihr Geist, so frei von dem Druck der frühern Zeit. Auch ihre Brust schien leichter zu athmen, und wenn auch bei dem rauhen Wetter während der Herrschaft des Ostwinds das frühere

Hüsteln nicht ganz verschwand, so brachte es doch keine Schmerzen und keine Sorgen.

Nur noch eine Sorge kannte ihr Herz, das war Adrian, der an dem Glück der Geliebten keinerlei Antheil zu nehmen schien. Gräfin Melanie hatte ihr Wort nicht vergessen, und einen bessern Wirkungskreis für ihn im Auge behalten. Sie wollte: er sollte noch eine Lehrzeit als Goldschmied durchmachen; zeigte er Ausdauer und Geschick, so konnte er sich durch Unterstützung gleich andern intelligenten Männern bis zum Juwelier hinaufarbeiten. Freilich kostete es noch Jahre, bis ein solches Ziel erreicht war, aber der Preis war auch lockend genug, es war Marion's Besitz; dann nur, wenn Adrian sich durch solche Ausdauer bewährt hatte, hielt die Gräfin die ungleiche Verbindung ihres gehegten Schützlings mit dem einfachen Handwerker für möglich.

Wahrlich, Gräfin Melanie ließ es sich Mühe kosten.

Der Brief Marion's an Adrian, der all' diese Vorschläge enthielt, brachte als Antwort einen flüchtigen Dank, und die Einwendung, daß er seine alten Eltern nicht verlassen könne, um noch einmal die verdienstlosen Jahre eines Lehrlings durchzumachen. Marion bat ihn nun wiederholt, sie in Brüssel zu besuchen, um mündlich andere Anordnungen zu treffen; das sagte er zu und dann — schob er die Ausführung auf.

In dieser Angelenheit äußerte sich Melanie gegen ihren Bruder also:

„Der unwirrsche Handwerker verdirbt mir alle meine Triumphe über meinen Liebling und ich könnte wünschen, daß sie unbeständig wäre, denn ihre Liebe versperrt ihr den Weg, den ich ihr gebahnt habe. Welcher Mißgriff ihres weichen poetischen Herzens ist es, an diesem rauhen Halbwilden zu hängen mit einer Kraft, die ihrer sonst so schwachen fügsamen

Natur völlig widerspricht. Was hilft es, wenn ich ihr Geschick zu dem meinigen mache, und fort und fort Sorge für ihr Glück trage? Der mürrische Bräutigam vernichtet vielleicht Alles wieder, was ich aufbaute; ich wünschte, sie gäbe ihn auf!"

Graf Clemenz zuckte die Achseln:

„Sie thäte es vielleicht, wenn sie in den Salons von Brüssel lebte, sie huldigte dann vielleicht der französischen Mode, einen Geliebten aufzugeben, um eine glänzende Partie zu thun, und später aus Unbefriedigtsein einen neuen Geliebten anzunehmen. Da sie aber nicht in Salons lebt, noch jemals leben wird, denn so weit wirst Du, trotz Deines Einflusses, die kleine Spitzenhändlerin aus Brügge nicht können steigen lassen, da sie in der Einsamkeit ihres Studierzimmers völlig Muße hat, um ihren bärbeißigen Geliebten mit allen idealen Reizen einer lebhaften Phantasie auszuschmücken, so hoffe nicht darauf, daß ihre Untreue — Dich von der Sorge um die Zukunft des Schmieds befreit."

„Deine frivole Aeußerung thut mir weh, Clemenz, sie beweist mir, daß Du Dich noch immer nicht meinen Ansichten über Marion angeschlossen hast."

„Ich werde es schwerlich können; der Erfolg Deiner Pläne, vielmehr die Zukunft Deines Schützlings müßte mich denn belehren, daß ich Unrecht that, als ich Dir sagte: Zeige dem Mädchen keinen Wechsel, der ihr auf die Dauer nicht gutthun kann, wenn noch eine Faser ihres Herzens an dem alten Leben angewachsen ist. Es ist nicht eine Faser allein, es ist ihr ganzes Herz; sie gehört nicht völlig dem Früher, nicht völlig dem Jetzt an; wenn die Aufregungen der Neuheit vorüber sind, so werden sich Leiden und Spaltungen in ihr finden, die Du trotz aller Klugheit nicht ausfüllen kannst." —

Jener Abend, der Marion allein in ihrem Zimmer traf, ließ sie beinahe zum erstenmale Einsamkeit empfinden. Sie war müde von den Uebungen mancherlei Art, die den kurzen Wintertag ausgefüllt hatten. Wie sie so mit gesenktem Kopfe sinnend am Kamin saß, gewahrte man deutlich den vortheilhaften Wechsel ihres Aeußeren. Die feine Gestalt sah in dem hochaufsteigenden Kleid von schwarzer Wolle biegsam und elastisch, wie die einer Salondame aus. Die schlanken Formen hatten trotz des bessern Lebens nicht an Fülle gewonnen, und auch die Haltung war nicht kräftiger als ehemals. Aber das Antlitz trug Spuren frischeren Lebens, die Wangen waren geröthet, das Auge lebhaft, fast unruhig und die Lippen hatten die blendende Frische vollster Jugend. Marion war in der That schön, seit die dunkeln Ringe unter den Augen und die fahle Blässe verschwunden war. Ihre schönen Flechten von aschblondem welligem Haar, die im Nacken durch ein Netz von geknüpftem Filet gehalten wurden, erhoben die Reize des ebenmäßigen Kopfes.

Der Ostwind zog pfeifend durch den Schlott und wehte über die Kaminflamme; sie rückte fröstelnd näher an das durchbrochene Gitter und dehnte ihre weichen Glieder in der belebenden Wärme. Welch' köstliches Behagen, für jeden Sturm draußen ein warmes behagliches Plätzchen im Hause zu haben, welch' doppelt köstliches Behagen, wenn man früher gewohnt war, jedes Holzscheit zu berechnen, ob man es sich gönnen dürfte, oder ob man das Frösteln ertragen müsse, weil die Baarschaft nicht ausreiche, und Frost noch immer besser als Hunger ist.

Ein lebhafter Schritt auf der Treppe und eine helle Stimme weckten die Träumerin aus ihren Gedanken. Es war Antoinette. Sie hüpfte in das Zimmer, schüttelte lachend

den Schnee aus Mantel und Capuchon, streifte die Galoschen von den Füßen, küßte Marion flüchtig auf die Stirn und lief dann mit einer Kerze vor den Spiegel.

Wo war hier das arme Spitzenmädchen mit dem dürftigen grauen Sergekleid? Antoinettens hübscher, nicht eben feiner Wuchs war mit einem Kleid von hochblauem Thibet geschmückt, die kleine Schürze von schwarzem Taffet, das unausbleibliche Attribut einer Verkäuferin in französischen Magazinen, hatte die beliebten Seitentäschchen, die unentbehrlich für die kleinen Coketterien solcher Mädchen werden, denn bald sind sie die Stützen der müßigen, gepflegten Hände, bald das Versteck für allerlei rosenfarbige Zettelchen und Kärtchen u. s. w. Ihr schwarzes Haar trug sie mit blauen Sammetbändern durchflochten, und der breite Zopf, der modisch über der etwas gedrückten Stirn lag, war mit silbernen Nadeln befestigt, welche die Form von Maaslieben hatten.

Man vergaß die Unregelmäßigkeit und Breite ihrer flämischen Züge, um der schönen Augen, frischen Wangen und blendenden Zähne willen. Auch Antoinette war unbedingt hübsch, und hatte durch die Metamorphose sichtlich gewonnen. Sie selbst betrachtete ihr Spiegelbild mit einer Art andächtigen Erstaunens, und während sie jetzt den Strahl der Kerze cokett über ihre Augen fließen ließ, fragte sie:

„Sage mir, kleine Marion, macht Dir Antoinette Dejour keine Ehre?“

„Wie so?“ lächelte die Gefragte.

„Nun, Du bist ja meine Wohlthäterin, durch Dich oder Deine Verse, einerlei, bin ich gestiegen und glücklich geworden.“

„So, bist Du glücklich, Antoinette?“

„Wie der Vogel im Frühling und der Geizhals bei seinem Gold! Mein Herz ist so leicht, so fröhlich in meiner

Brust, daß die Schelte Madame's von mir abprallen, wie am Panzer einer Schildkröte. Denn Du mußt wissen, Madame S., die Herrin des Magazins, findet meine flämischen Accente unerträglich, und flüstert und wispert mir tausendmal zu: „votre prononciation est celle d'une poissarde, elle me fait mal au coeur!“ Ich knixe und bedaure Madame's Pein, sie lächelt huldvoll und damit schließt der Vorwurf, um nach zehn Minuten wieder verbraucht zu werden.“

Es dauerte lange, ehe Antoinette sich genugsam gemustert hatte, bis die Flechten geglättet und die Taffetschürze gestrichen war, bis die silbernen Maaslieben genug im Kerzenlicht geglimmert und die schwarzen Augen genügend gegen das Spiegelbild geschmachtet hatten. Dann trat sie an den Tisch zurück, blätterte die Bücher auf, die dort lagen, schwatzte über die Titelbilder, rümpfte über die Titel selbst das Näschen und meinte: „Das ist zu hoch für mich, das ist Speise für Dich.“

„Glaube das nicht, Antoinette, das ist ebenwohl zu hoch für mich,“ sagte Marion sehr ernst.

„Warum giebt man Dir denn die Bücher?“

„Man glaubt, ich müsse sie verstehen, und wundert sich, wenn ich nach Aufklärung frage; wegen der kleinen Leistungen, um derentwillen man mich aufsuchte, hält man mich für hochbegabt, man traut mir ein Fassungsvermögen, einen Verstand zu, den ich nicht habe; gewiß, Antoinette, man verrechnet sich, was man bei mir Talent nennt, ist nur Werk der Phantasie, mein Verstand aber ist träg und unentwickelt.“

„Muthe mir nicht zu, den Unterschied zwischen Verstand und Phanthasie zu begreifen; ich verstehe nichts von alle dem gelehrten Kram, den man über Dich und zu Dir schwatzt. Möglich, daß sich die Comtesse einbildet, Du seist ein Wunder,

denn sie hat sich einmal vorgenommen, daß Du eines sein sollst. Laß ihr die Freude, sie hat uns ja dadurch glücklich gemacht.“

„Aber es wäre hart für mich, wenn sie sich täuschte und später ihre Güte bereute.“

„Kleine Marion, Du bist melancholisch, doch das thut nichts und gehört auch zum Gelehrtsein. Wie kannst Du jetzt noch solche Grillen haben? Wie, oder ist Dein Köpfchen wirklich dumm in Brüssel geworden, hat es keine solch' neue hübsche Verse mehr, wie es im Kerker der Cranenburg ersann?“

„O doch, aber alle Ideen sind so ungeregelt, so wirr geworden, denn lauter neue unbekannte Gedanken sind über dem Lesen dieser Bücher in mir wach geworden. Du glaubst nicht, wie mir das, was ich geschaffen habe, erbärmlich und kindisch vorkommt, während mir das, was ich lese, wenn es so ist, daß ich es begreifen kann, erhaben, fast übermenschlich dünkt. Und o! wie Weniges verstehe ich wirklich! Mir ist es oft, als ob ich am schwülen Mittag durstend an einem kühlen Thalsee läge und die lechzende Zunge zu erfrischen strebte. Aber die goldenen Wellen ziehen alle spielend vorüber, und nur einzelne, sehr wenige Tropfen benetzen meine durstigen Lippen. Wenn ich früher solch' kleine Verse bildete, so that ich's — weil ich nicht widerstehen konnte; es kam so genau nicht darauf an, wie sie wurden, denn sie waren nur für mich, und ich verstand sie wieder, mochten sie auch noch so einfach sein; jetzt nimmt man sie mir, man vergleicht sie mit den früheren, wundert sich auch wohl im Stillen, daß kein Fortschritt, kein höherer Aufschwung darin zu erkennen ist, daß die Musterbilder, die man mir gab, nicht besser von mir begriffen worden sind.“

„Höre auf! höre auf!“ rief Antoinette mit komischem

Schrecken und hielt sich die Ohren zu, „ich verstehe nichts von all' den sonderbaren Geständnissen und begreife nur, daß Du hypochonder bist. Ich kenne den Grund dazu besser als Du, es ist Adrian's häßliches Benehmen; er vergällt Dir Deine guten Tage hier, und ich wollte Du ließest den Murrkopf an seiner heißen Esse in Brügge und kümmertest Dich nicht weiter um ihn!"

Antoinette sprach hier, obgleich mit derberen Worten, den Wunsch der Gräfin aus. Adrian war unbedingt das bleierne Gewicht, das lastend an den zarten Schwingen hing, die Marion's Genius entfaltete. So sehr Liebe einem solchen Herzen Bedürfniß war, so sehr Liebe überhaupt der Zauberstab ist, dessen Berührung die goldenen Adern der Poesie öffnet und fließen macht, so hatte hier das Herz doch einen Mißgriff gethan; Adrian der rauhe, beinahe rohe Handwerker, war kein Gegenstand für das Herz Marion's. Er verstand sie nicht, das lag begründet in seinem Stand und seiner Erziehung, aber er hatte auch nicht einmal den guten Willen, sich von der tiefen Stufe, die er inne hatte, aufzurütteln, um das zu erstreben, was man ihm bot, um sie einander näher zu bringen und zu vereinigen.

Aber Liebe war der Grundton von Marion's inneren Wesen, und weil sie sich nicht losreißen konnte von dem Geliebten und er störrisch nichts that, um sie zu erringen, so war Melanie's Plan nur zur Hälfte geglückt: es war ein neues, lockendes, berauschendes Leben für Marion angebrochen, aber — Glück war es darum doch nicht. Graf Clemenz schien mit seinen Ansichten Sieger zu bleiben.

Antoinettens unruhige Augen, die das Zimmer mehrfach gemustert hatten, hafteten mit einem Ausdruck unverkennbarer Neugierde an einem klaren weißen Linonkleide, das nahe am

Fenster über einer Stuhllehne hing, und gar bald ganz in der Nähe Gegenstand ihrer kritisirenden Augen wurde.

Denn am Abend wurde in den unteren Gemächern des Grafen Bassecourt eine glänzende Soirée erwartet. In solchen Kreisen war der Schützling der gefeierten Gräfin natürlich nicht eingeführt. Nur heute handelte es sich um eine besondere Angelegenheit, und darum hielt man es für gut, dem schüchternen Mädchen auch einmal die Salons zu öffnen. Diese Angelegenheit, oder vielmehr dieser Grund, war im Ganzen nichts als Neugierde einiger Damen, die halb mit Interesse, halb mit Unglauben den märchenhaften Berichten gelauscht hatten, die über die kleine Spitzenhändlerin aus Brügge ausgesprengt worden waren. Es gelüstete sie, das Wunder in der Nähe zu sehen, und man stellte ohne Umstände der Gräfin die Bitte, ihren Schützling einmal vor all' die krittelnden Lorgnons eines französischen Salons zu stellen. Die Comtesse hatte Takt und begriff das Verletzende solcher Schaustellung bei einem so schüchternen Mädchen, indessen hatte sie ebenwohl Rücksichten auf die Bittstellerinnen zu nehmen, und da sie klug war, so fand sie leicht einen ausgleichenden Mittelweg, der die Einen befriedigte, ohne die Andere zu verletzen.

Sie hatte ohnehin den Plan, für Marion jenes Stipendium zu erringen, welches eine reiche Stiftung des Königreichs für unbemittelte Künstler auswarf, damit sie nicht dem ärgsten zerstörenden Feind der Kunst: „Arbeit um tägliches Brod" anheimfielen.

Diese Jahrgelder, die in 600—1500 Franken bestehen, sind ziemlich vielfältig in dem Königreich vertheilt, dessen Geschichte früherer Jahrhunderte hinlänglich beweist, wie vielseitig dort die Kunst geschützt und gehoben wurde.

Gräfin Melanie benutzte bei Marion den Vorwand, sie

in dem ausgesuchten Kreise des Abends dem Minister, Grafen D., vorstellen zu wollen, der jenes Stipendium zu gewähren hatte, es auch sicher schon auf die Fürsprache der Comtesse gewährt hätte, wenn diese es nicht allzu zweckmäßig gefunden, durch diese Einrichtung das Ansuchen jener Damen zu erfüllen.

Sobald Antoinette hörte, ihre Freundin solle in den Salons der Bassecourts erscheinen, schwoll ihr eigener Hochmuth auf, und eine Reihe ehrgeiziger Pläne wirbelten durch ihren heißen Kopf. Aber Marion blieb während des Umkleidens unempfindlich gegen alle Rathschläge und Verheißungen ihrer schwatzhaften Gefährtin, sie hatte nur Gefühl für die Beklemmung, die centnerschwer auf ihrer Brust lag.

Diese mußte groß sein, oder der Ostwind draußen behauptete sein altes Recht, denn des Mädchens Athem war heute Abend kurz und beklommen, das nagende Hüsteln zitterte durch den Körper, und der Gestalt im weißen Kleide, so hübsch sie auch war, fehlte die gerade Haltung der Kraft.

Der Anzug war beendet; Antoinette hielt vor dem Spiegel die Kerzen hoch empor, und forderte Marion auf, sich zu bewundern. Der ganze Putz der Letzteren bestand in dem luftigen weißen Kleid von werthlosem Stoff und in einer weißen Rose an den Haarflechten im Nacken. Dieser einfache Schmuck hatte etwas Ernstes; ohnehin war sie nicht hinabbestellt, um Freuden zu genießen, sondern als eine Art Unterhaltung, die die gute Stimmung der Andern am Abend vermitteln sollte.

Und mit solchem gedrückten Gefühl ging sie um die neunte Abendstunde hinab in das Toilettenzimmer der Gräfin, wo diese sie erwartete. Antoinette machte es sich allein oben im Zimmer bequem, denn gesteppte Lehnsessel und zwei Kerzen waren Gegenstände, die ihr in dem Kämmerchen bei Madame

S. nicht gutgethan wurden, und die durchaus nicht so rasch und flüchtig brauchten verlassen zu werden.

In demselben Augenblicke, da Marion mit zögerndem Fuße die obere Treppe herabging, um sich nach dem Toilettenzimmer der Gräfin zu begeben, trat durch das geöffnete Hausthor ein Fremder ein. Es konnte Keiner von Graf Bassecourt's Gästen sein, denn er trug eine graue Werkmannsblouse und die Mütze, die er eben von den beschneiten Locken zog, war von rauhem Tuch.

Der Portier sah den Fremden mit sehr zweideutigem Stirnrunzeln an, fuhr heftig mit dem frisirten Kopf aus dem Fenster seiner Loge und fragte:

„Habt Ihr's so eilig, Freund, mit Euren benagelten Schuhen die Teppiche der Treppen zu zerstampfen, wen sucht Ihr hier?“

Der Mann in der Blouse drehte sich um und trat an die Loge; die Gasflamme des Corridors zeigte ein kräftiges gebräuntes Gesicht und ein Paar dunkle finstere Augen; kein Zug verrieth eine Verlegenheit in der ungewohnten Umgebung, seine Bewegungen wurden nicht einmal linkisch unter den musternden Blicken des glatten französischen Portiers.

„Man hat mich hierher beschieden,“ war die kurze Antwort.

„Wer that das?“

„Gräfin Bassecourt.“

Der Portier glaubte eine Lüge zu hören oder einen Bettler zu sehen, er sagte herablassend: „Kommt morgen um die Mittagszeit, heute ist's nichts für Euch, wenn man Euch für heute Abend herbeschieden hätte, so könnte es höchstens sein, wenn Ihr ein Jongleur wäret und eine hohe Gesellschaft belustigen könntet, dazu aber paßt Euer Kittel nicht, und die

bunten Lappen solcher Gaukler sehe ich nicht an Euch; darum geht.“

„Ich habe nicht Zeit, um morgen nachzuholen, was ich heute versäume, denn ich verwürfele nicht die Stunden, wie Eures gleichen. Was kümmert's mich, ob Gräfin Bassecourt Gesellschaft hat oder nicht, ob sie mich sprechen will oder nicht. Ich sagte nur: sie bestellte mich hierher, ich kam aber, um eine Andere zu sprechen, diese ist: Mademoiselle Lebrün.“

Der geputzte Portier hatte wenig Respekt vor der Sippschaft der hübschen Abenteurerin aus Brügge, wie die Dienerschaft des Hotel Bassecourt Marion nannte, aber er mußte äußerlich die Anordnungen der Gräfin ehren und durfte seine gespitzte Zunge nicht auf Unkosten ihres Schützlings wetzen.

Er sagte achselzuckend:

„Auch Mademoiselle Lebrün steht heute zu hoch für Euch, guter Freund, sie gehört in die Salons; seht ihr dort?“

Er zeigte mit dem Finger auf das obere Ende der breiten erleuchteten Treppe. Eine weiße schwebende Gestalt kam langsam herab: fast wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt.

So erschien sie dem Fremden, dem der Athem stockte und die sonst so starren Augen glühten. Er stand im Schatten der Loge, und kein herumirrender Blick Marion's fand ihn, den sie so sehnsuchtsvoll herbeigewünscht hatte. Er zog sich noch dichter in das Dunkel zurück; er wollte nicht, daß ihre Augen ihn finden sollten. Das brauchte er nicht zu fürchten, denn eben war sie verschwunden, sie hatte ahnungslos das Zimmer der Gräfin betreten.

„Das, das war Marion?“ stammelte er endlich.

„Mademoiselle Lebrün, das hübsche, blasse Wunder aus Brügge.“

„Und sie geht —?“

„Zu den Festen der Gräfin.“

Der Fremde lachte gezwungen und verließ mit kurzem Gruß die Vorhalle.

Der Portier sandte ihm einen „Narren“ nach.

Um Mitternacht war es noch lebhaft in den Salons der Gräfin.

Die Schaustellung Marion's hatte nur wenige Augenblicke in Anspruch genommen, aber die Pein jener Augenblicke war groß. Marion blieb sich nichts davon bewußt, als eine Reihe kalter neugieriger Augen auf sich gerichtet gesehen und eine Angst zum Ersticken empfunden zu haben. Nur Wenige waren es, die einige Worte an sie richteten, nur Wenige, die ihre Schüchternheit zu ihren Gunsten deuteten. Was man Gutes über sie dachte oder glaubte denken zu müssen, brachte man der gefeierten Gräfin als Tribut für ihre Hochsinnigkeit dar, denn also nannte man ihr Verfahren gegen das Mädchen.

Nach diesen ersten Augenblicken wurden andere Interessen aufgeworfen; man vergaß Marion; selbst bei Melanien machten sich andere Ansprüche geltend, nämlich die Huldigungen, die ein gewisser Herzog von Seillière ihr darbrachte. Der Herzog war geistreich, und seine Bewerbungen der Gegenstand mancher Wünsche, und Gräfin Melanie war neunzehn Jahre alt; auch sie vergaß für jetzt Marion.

Diese stand allein; das blendende Lichtermeer, das Rauschen der Musik und das völlige Sichnichtfinden-Können betäubten sie fast. Was wollte man noch mit ihr? warum blieb sie noch? weil sie abhängig, völlig abhängig war, weil man ihr noch nicht erlaubte, zu gehen, weil man sie vergessen, übersehen — aber noch nicht entlassen hatte.

In ihrer Nähe stand ein schöner Mann, eine stolze vornehme Erscheinung; es war Graf Clemenz, der Wirth des

Hauses. Er hatte sich nicht für sie verwendet, sich nicht von der Romantik blenden lassen, die seine Schwester bestochen hatte. Und doch schritt er jetzt allein auf sie zu, nahm den Platz neben dem einsamen Mädchen ein und that, was er nie zuvor gethan hatte, er sprach mit Anerkennung von ihren Arbeiten, er machte ihr Muth zu neuem Streben, er versuchte gutmüthig die verwirrenden Eindrücke des Abends zu verwischen, sie durch Erzählung und Gespräch zu zerstreuen.

Marion's Selbstgefühl erwachte; seit der Vermittelung des Grafen kam sie sich nicht mehr, wie vor wenigen Minuten, vereinsamt in dem vornehmen Cirkel vor.

Graf Clemenz hatte das Unternehmen seiner Schwester nicht gebilligt; jetzt, wo es so weit gediehen, strebte er es zu stützen, denn es war so, wie er einst warnend gesagt: wenn sie einmal in die Oeffentlichkeit gezogen ist, so kann sie nicht zu dem Dunkel der Vergangenheit zurück, ohne elend zu werden.

Er hatte sich früher nie mit Marion beschäftigt und er erstaunte, sich über dem Gedanken zu ertappen: „Woher ward dem Mädchen diese Schönheit und Anmuth, dieser Zauber echter Weiblichkeit, diese Weihe der Gedanken? Die Umgebung ihrer Kindheit und ersten Jugend war geeignet, diese Naturgaben zu vernichten, und doch sind sie alle beschützt geblieben und haben sich reiner entfaltet, als auf dem Treibhausboden der großen Welt möglich gewesen wäre.“

---

Vier Wochen später, an einem klaren Januartag, kamen in Brügge um die Mittagszeit zwei Frauen mit dem Brüsseler Bahnzug an und mischten sich absichtlich rasch unter die Menge Fremder, welche die Waggons verließen, denn sie wünschten nicht

erkannt zu sein. Die Eine war modisch gekleidet, mit einem Taffethut und Shawl, die Andere trug über dem unscheinlichen Wollenkleid den dunkeln Mantel mit Caputze, das Nationalcostüm flämischer Bürgermädchen. Und doch schien, nach der Sorgfalt zu urtheilen, mit der die Erstere die Andere stützte und führte, diese die Herrin zu sein.

„Gieb' mir Deinen Arm liebe Marion, und stütze Dich fest auf mich, quält Dich Dein Husten sehr?“

„Nein, gute Antoinette, die Last auf meiner Brust ist keine Krankheit, sie ist nur Spannung, denn bald, in wenig Augenblicken, werde ich Adrian wieder sehen. Beinahe sechs Monate sind es nun, daß wir Brügge verließen, und seit jener Zeit sah ich ihn nicht, denn er hat sein Versprechen nicht gehalten und mich nicht aufgesucht.“

Beide Mädchen wußten nichts von der Begegnung des Portiers in Bassecourt's Hotel mit dem Schmied aus Brügge, und dieser war noch selbigen Abends zurückgekehrt.

Die weiteren vier Wochen fortwährenden Harrens hatten Marion's Geduld aufgerieben; die Gräfin gab ihren Bitten nach, und ließ sie mit Antoinetten nach Brügge, denn so nur mußte ja Adrian sein hartnäckiges Schweigen auf all' die Briefe und Anerbietungen brechen.

Antoinette schmollte und haderte mit dem Mann, der Marion's neues Glück durch seinen Eigensinn nicht aufkommen ließ, aber es mußte ein Ende gemacht werden, denn — so dachte sie — ehe er nicht beseitigt ist, ist all' die Wonne in Brüssel nichts für sie.

Sie hoffte noch immer, diese würde freiwillig den störrischen Mann aufgeben. —

Es war zum erstenmale, daß Beide ihre Vaterstadt wiedersahen; sie gingen langsam über die gedehnten stillen Straßen

mit ihren wohlbekannten Giebel- und Erkerhäusern, auf deren zackigen Dächern Schneedecken lagen; die stattlichen Thürme der Liebfrauenkirche und der Cathedrale St. Sauveur trugen ebenfalls dichte Lagen von Schnee, die sich wie Leichentücher um die gothischen Zierrathen schlangen. So erschien es Marion, die sehnsüchtig nach der Cathedrale aufschaute, denn nahe daran, in einem verlorenen Seitengäßchen, war die Werkstatt Adrian's.

Aber der Weg dahin zog sich noch in die Länge und sie mußte langsam, sehr langsam gehen, denn ihr Athem wurde immer kürzer in der scharfen Januarluft, und es giebt Stimmungen, in denen man, trotz aller Sehnsucht, eine Entscheidung freiwillig nicht beschleunigen mag.

Antoinette kürzte durch Plaudern den Weg.

„Der Himmel gebe, daß dies der letzte Versuch ist, den wir mit Deinem — genug mit Deinem Bräutigam machen. Wenn er nun nicht folgt, so hat er kein Fünkchen Liebe zu Dir, und es geschieht ihm sein Recht, wenn Du ihn aufgiebst!“

„Aufgeben?“ Marion stockte, „vielleicht bewege ich ihn, und wenn nicht, so —“

Sie hielt inne.

„Nun?“

„So will ich annehmen: ich habe in Brüssel einen herrlichen Traum geträumt, und dann — in die Pagenstübchen der Cranenburg zurückkehren.“

Antoinette erstarrte beinahe.

„Bist Du von Sinnen? oder bist Du krank? Du willst freiwillig in die Armuth, in das Joch des Ehemals zurück?“

„Ich muß, denn ich kann ihn nicht aufgeben.“

„Willst im Elend leben, bei der Spitzenarbeit vielleicht

erblinden? willst Deinen Geist wieder begraben in dem finstern Winkel der Cranenburg, wo er bald wieder vermodern wird?“

„Ich muß es; wenn er mir nicht folgt, dann muß ich vergessen, wie gut es mein Geschick mit mir meinte.“

Antoinettens Thränen brachen hervor, halb galten sie dem Zorn, halb der Wehmuth.

In diesem Augenblick standen sie an dem Marktplatz, am Ausgange der Straße St. Amand, zwischen den beiden Häusern, die sie früher bewohnt hatten. Links dehnte sich das graue Gemäuer der Cranenburg; rohes Gelächter schallte aus den Zechstuben, die kleinen Hinterhöfe, mit ihren zersprungenen Stufen, sahen öde, wie eine Gruft aus. Ein Schauder überrieselte Marion; sie setzte sich müde auf einen Eckstein der Straße.

Drüben im andern Haus, im Lion de Flandre wohnten die Schwestern Antoinettens noch in einem Dachstübchen. Sie schaute hin.

„Willst Du Deine Schwestern nicht begrüßen?“

„Wohl, ich springe einen Augenblick hinauf, wenn Du Dich so lange hier ruhen willst?“

Marion nickte; die Andere eilte fort.

Doch kaum war sie in der Thüre, so stand Marion wieder keuchend auf und eilte über den Markt, dorthin, wo die weiße Kathedrale winkte. Sie wollte ihr erstes Wiedersehen mit Adrian ohne Zeugen haben, selbst Antoinette durfte nicht dabei sein.

Es schien ein Wunder, daß der beklommene Athem während des Laufens aushielt; die Anstrengung war so groß, daß trotz der Januarkälte, trotz der Blässe ihres Gesichtes, Stirn und Wangen wie im Fieber brannten.

Da stand sie nun an der Kirche St. Sauveur, wo sie seit ihrer Kindheit ihre Andacht zu verrichten pflegte. Es läutete eben darin; zur Messe? schwerlich, es war die Zeit nicht dazu. Vielleicht ein Hochamt? Gebete für einen Todten? Marion fühlte ein unbegrenztes Bedürfniß, beten zu können, sei es für Todte oder Lebende.

Sie trat ein; die Gänge waren still, ihre Fußtritte hallten laut. Dort, am Ende des Kreuzschiffes, am Altare, bewegten sich einige Menschen. Sehr wenige nur; wenn man ein Hochamt hielt, so waren der Leidtragenden nicht viele. Um so besser! — Die wohlbekannte Säulenhalle mit ihren herrlichen Gemälden, vor denen die Katholikin oft gekniet, löste in etwas die Spannung von ihrer Brust.

Nun war sie nahe dem Altar, aber an den farbigen gothischen Fenstern wirbelte draußen der Schnee herab und verdunkelte das Innere der Kirche. Sie mußte sehr dicht herantreten, um die heilige Handlung zu unterscheiden.

Es waren nur wenige dunkele Gestalten, die im Halbkreis dort standen; man kann nicht sagen, daß sie fröhlich oder geschmückt ausgesehen hätten, und doch wohnten sie einer Handlung bei, die man freudig nennt. Zwei andere, ein junger Mann und ein Mädchen standen wenige Schritte entfernt vor dem Priester; sie waren mit einiger Sorgfalt, aber ärmlich, gekleidet, doch trug das Mädchen einen Kranz von Myrthen und der Mann einen Strauß an der Brust. Sie stand mit gesenktem Kopf, war frisch, rothbäckig und gewöhnlich, er: ernst, beinahe wie antheillos; sein Gesicht hätte zu einem Todtenamt nicht unpassend ausgesehn.

Eben schloß der Priester seine Rede und legte die Hände des Mädchens und des Mannes in einander. Die Feierlichkeit war zu Ende, die Beiden vereinigt für das Leben.

Rief nicht in einem nahen Kirchenstuhl Jemand den Namen „Adrian?“ Sicher, denn der junge Mann wandte sich um; dort bückte sich der alte Küster und hob ein Frauenzimmer von der Erde auf.

Der Priester trat zu ihm; das Brautpaar folgte; die Hochzeitsgäste auch.

„Wer ist die Kranke?“ fragte der Priester.

„Dem Anzuge nach ein Bürgermädchen von hier,“ war die Antwort.

Man richtete sie auf und zog die Capuze zurück, um die Züge erkennen zu können; das war nicht leicht, denn ein dünner Blutstrahl, der sich endlich Bahn aus der kranken Brust gebrochen, hatte das Gesicht überschwemmt und unkenntlich gemacht.

Nur ein Einziger erkannte sie, und das war der Bräutigam.

Der Küster trug die Ohnmächtige hinaus, Adrian wollte helfen, aber die junge Frau und die Muhmen alle erkannten ein böses Omen darin, wenn die Hochzeitskleider mit Blut besudelt würden; sie zogen ihn fort und er folgte willenlos.

Draußen irrte Antoinette suchend in den Gassen herum; sie hatte von ihren Schwestern bereits von der Unglückshochzeit gehört und begriff Alles ohne weitere Aufklärung.

Bald lag Marion auf dem ärmlichen Bette von Antoinettens Schwestern; die geschicktesten Aerzte Brügge's standen um sie, denn Antoinette brauchte nicht zu sparen. Man nahm dem weinenden Mädchen nicht alle Hoffnung; Ruhe, Pflege und Geduld waren die Mittel, die man anbefahl. —

In der dunkeln Schmiede, die zum Hochzeitshaus umgestaltet war, aber in ihrem trüben armseligen Putz sich kaum als solches erkennen ließ, ging es sehr still her. Die junge Frau, ein fleißiges, wirthschaftliches Nachbarskind, mühte sich,

ein Lächeln ihres jungen Gatten zu erringen. Vergebens. Adrian's Starrsinn hatte so weit gereicht, daß er Marion aufgab, und aus Verdruß in thörichter Hast ein ungeliebtes Mädchen zum Altare führte, um eine unübersteigbare Schranke zwischen sich und Marion aufzuwerfen; denn er, der von seinem Eigensinn kein Atom zur Erreichung der Geliebten aufgeben wollte, er begriff nicht, wie opferbereit ihr Herz sein konnte. —

Um dieselbe Abendstunde, die Antoinette schluchzend am Krankenbette ihrer Freundin, und Adrian ruhelos und gefoltert am Hochzeitstisch zubrachte, glänzte das Hotel Bassecourt im blendendsten Lichterglanz. Es war ein Zufall nur, daß an diesem Abend dort die Verlobung von Gräfin Melanie Bassecourt mit dem Herzog Julian Seillière gefeiert wurde.

---

Diese wahre, aus dem Leben aufgegriffene Erzählung naht ihrem Schluß; nur noch ein einziges Bild rollt sich vor dem Leser auf.

Es war Frühling; der Park inmitten der Stadt Brüssel trug das grüne duftige Kleid des Lenzes. Die Bassins glitzerten in dem smaragdgrünen Rasen, und über den berühmten Marmorstatüen des Narcissus und der Diana wölbten sich wieder die biegsamen Schlingkräuter und Epheubogen. Durch die Blumenparterre und planirten Wege wandelten zahllose Fußgänger, denn es war Mittagszeit und diese Stunde gehörte den Promenaden der vornehmen Welt in Brüssel.

Die Balkonthüren der nahen Häuser waren meist geöffnet, auch die im Hotel Bassecourt. Aber Niemand trat heraus auf den Altan, um die würzige Luft einzuathmen, es war nur eine Vorsorge der Dienerschaft, die Zimmer zu lüften,

die Herrschaft aber war fern. Der ältere Graf Bassecourt reiste in Geschäften des Hofes nach England, Gräfin Melanie, jetzt Herzogin von Seillière, folgte ihrem Gemahl nach Petersburg, und Graf Clemenz war in Gent bei seinem Regiment.

Das Haus schien beinahe leer, die Loge des Portiers war geschlossen, nicht als ob er seines Dienstes entlassen wäre, oder man in dem augenblicklich verlassenen Hause eines reichen französischen Grafen keine Diener bedürfe, nein, nur weil er sich gute Tage während der Abwesenheit der Herrschaft machte, und Brüssel hat so viel lockende Vergnügungsorte für Müßiggänger! Gleich ihm trieb es die andere Dienerschaft; sie war nicht entlassen, aber sie beurlaubte sich eigenmächtig, und das Haus wurde so leer, daß jeder Fußtritt hallte und jeder Athemzug gehört werden konnte.

Nur im zweiten Stock saßen in einem Vorzimmer zwei verschlafene Krankenwärterinnen und klagten über die Hitze des Mittags, die ihnen wie Blei auf den Augen läge.

Neben dem Vorzimmer in einem kühlen wohlbekannten Gemach, mit gesteppten Sesseln und Gardinen von braunem Damast, traf man die einzige Bewohnerin, die außer der leichtsinnigen Dienerschaft das Hotel noch inne hatte. Sicher nur noch für kurze Zeit, denn man sah es ihr an, daß sie halb nur noch den Wohnungen der Erde angehörte. In der zusammengesunkenen, schattenähnlichen Gestalt erkannte man dennoch leicht Marion's liebliche Züge, denn diese selbst hatten ihren Ausdruck nicht völlig verloren; das unnatürlich erweiterte glänzende Auge hatte die Sanftmuth von ehemals, der Mund das gewinnende Lächeln.

Sie saß eingeschmiegt in weiche Kissen in einem Sessel, der am geöffneten Fenster stand und den vollen Strahl der Mittagssonne über sich hatte. Die Sonne, so grell sie war,

that ihrem fröstelnden Körper wohl, und ihre eingefallene Wange röthete sich noch einmal zu hellem Purpur.

Sie litt nicht viel und sah nicht unglücklich aus. Nach jener Katastrophe in Brügge hatte sie sich noch einmal scheinbar erholt, und ihre früheren Beschäftigungen mit jener Hast aufgegriffen, die man anwendet, wenn die Arbeit betäuben, wenn sie die leisen Klagestimmen übertönen soll, die in dem Herzen bleibende Wohnstätte haben. Aber auch das, was sie früher erquickt und mit Vielem versöhnt hatte, ihre Muse, kam nicht wieder. Ihre Lieder waren mit ihrer Liebe gestorben; so lange sie sehnen, hoffen und fürchten konnte, wußte sie diesen Gefühlen die weichsten Worte zu geben, und auch das Alltägliche konnte sie zum Idealen gestalten; sobald die Befürchtungen Gewißheit und die Hoffnungen dahin waren, fehlte ihr der Ausdruck für ihr Gefühl, es war Alles ausgestorben, leer in ihrer Brust.

Und mit dieser Leere lebte sie eine Reihe von Tagen und Wochen hin; man hatte inzwischen im Hause Hochzeit gehalten, ihre Schützerin war vermählt und mußte ihrem Gemahl in die Fremde folgen. Melanie vergaß ihren Schützling nicht, noch gab sie ihn auf, aber sie hatte so viel Freudiges zu bedenken, daß sie nicht gewahrte, wie die Gestalt des Mädchens immer mehr zusammensank, die Stimme leiser und der Gang langsamer wurde. Sie sagte beim Abschied: „Gewiß, kleine Marion, Du wirst viel Fortschritte in Deinen Büchern machen, im Herbst komme ich zurück, um mich daran zu freuen, dann nehme ich Dich mit mir nach Italien, das wird Deiner angegriffenen Brust gut thun.“ So schied sie.

Es war nichts Auffälliges dabei, daß Marion im Hotel zurück blieb; „warum auch nicht?“ meinten die Diener, „wir bleiben ja Alle hier, bis die Herrschaft zurück kommt.“

So schlich der Rest des Winters hin. Graf Clemenz kam zuweilen aus Gent herüber, und als er sie einstmals wiedersah, schickte er im Geheimen den Arzt zu ihr und kam später auch öfter, um sich nach dem Schützling seiner Schwester zu erkundigen. Auf seine Verwendung ward Antoinette auf unbestimmte Zeit aus dem Magazin beurlaubt, um ihre Freundin zu pflegen, und man versprach, ihren Platz wohl aufzubewahren.

Man räumte Antoinetten ein hübsches Zimmer ein, bediente sie wie eine Dame und befolgte ihre Anordnungen, und doch schien sie ihre Heiterkeit völlig verloren zu haben.

An jenem Frühlingsmorgen saß sie auf einem Fußbänkchen neben der Kranken und strich ihr zärtlich über die herabfallende magere Hand.

„Hörst Du drüben im Park die Nachtigallen, Marion? Du hast sie ja immer so gern gehört.“

„Ich thue es noch, mehr wie früher; ich verstehe sie jetzt besser, die lieblichen Sänger, die nur im Frühling Lieder haben; es geht gar vielen Menschen wie ihnen, sie haben nur eine kurze Zeit, in der Jugend, Lieder in ihrer Brust, und dann verstummen sie.“

„O, Marion, Du solltest noch einmal versuchen, wieder Lieder in Deiner Brust aufzufinden, gewiß, sie kehren zurück.“

„Nein, sie sind todt, ewig todt, mein Frühling ist hin.“

Antoinette hätte so gerne eine Erheiterung ersonnen, aber, wo sie hernehmen? Da sprengte eben ein Reiter in das Thor, sie trat an das Fenster.

„Es ist Graf Clemenz, der aus Gent kommt,“ sagte sie erleichtert, denn Graf Clemenz hatte in der Regel irgend einen Trost für die einsamen Mädchen in seinem Gefolge.

Marion's Wangen rötheten sich lebhafter; nach einer

stillen Pause hörte man einen gedämpften Schritt auf der Treppe; Antoinette ging in das Vorzimmer.

Graf Clemenz trat ein; er hatte Pallasch und Sporen abgeschnallt und trat behutsam auf, wie man in Krankenzimmern thut; sein schönes männliches Gesicht trug Spuren von Unruhe, kein Schatten jener zweideutigen Freundlichkeit, mit der er die Mädchen bei ihrem ersten Auftreten in Ostende betrachtet hatte, war auf seinen ernsten Zügen zu lesen.

Er fragte Antoinette: „ob Mademoiselle Lebrün wohl genug sei, ihn zu empfangen?“

Antoinette öffnete schweigend die Thür und blieb im Vorzimmer zurück.

Der Graf trat ein; ein hastiger Blick streifte das kranke Mädchen am Fenster, und seine Lippen preßten sich krampfhaft zusammen.

Marion wollte ihm entgegen gehen, aber der Versuch mißlang, sie schwankte beim ersten Schritt, und er sprang hinzu, um den gebrochenen Körper wieder in die weiche wohlthuende Lage zu bringen. Dabei faßte er ihre Hand, sie war feucht und brannte wie Feuer; doch das war keine Lebenswärme, das war zerstörende Fiebergluth.

Er nahm den Stuhl ihr gegenüber ein; dann sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Ein dienstlicher Auftrag führte mich nach Brüssel, ich konnte unmöglich am Hause meines Vaters vorübergehen, ohne zu erfragen, ob Ihnen, Mademoiselle, keine Erleichterung durch die milde Frühlingswärme wurde?“

„Sie sind gütig, Herr Graf, doppelt gütig, da Sie meinem Wunsche begegnen: ich wünschte Sie zu sprechen, denn — ich hätte so gern von einem Gliede der Familie Abschied genommen, die so viel für mich that, und mein Glück im Auge hatte.“

„Und es doch nicht verstand, dies Glück zu erreichen; arme Marion, gestehen Sie es ein, man hat ein gewagtes Spiel mit Ihnen gespielt!“

„Man unternahm es aus Herzensgüte, und wenn es nicht gelang, so war es meine Schuld; warum that ich nichts dazu, die gefahrvolle Herrschaft der Phantasie zu mäßigen, als ich in Verhältnissen lebte, in denen ich ihr nicht nachhängen durfte, und als ich ihr nachhängen durfte, warum konnte ich mich da nicht losreißen von dem, was sich mit dem später Erworbenen nicht einigen ließ? Weil ich schwach, kindisch schwach war und das Eine nicht aufgeben, und das Andere nicht lassen wollte.“

„Nein,“ fuhr Clemenz unbeirrt fort, „man handelte nicht mit Klugheit gegen Sie. Man zog Sie an das Licht und setzte Sie unbesonnen seinen grellsten Strahlen aus. Ihre frühere Lebensweise hatte Ihrer Gesundheit nicht wohlgethan, Sie hätten allmählig in die neue Sphäre müssen eingeführt und darin befestigt werden; statt dessen überfluthete man Sie mit einem Wuste von Büchern, einem Heer von Anforderungen. Um das zu lernen, wozu man anderen Frauen eine ganze Kindheit und Jugend giebt, gab man ihnen Monate und wunderte sich, wenn Sie keine Wunder leisteten. Man beachtete weder ihr Herz, noch ihren zarten Körper, weil beider Forderungen die Pläne meiner Schwester durchkreuzten. Doch genug — noch wird es Zeit sein, Ruhe und Sorgfalt gleicht das Verlorene aus, Sie werden genesen —“

„Nein, Graf Clemenz, Sie sprechen gegen Ihre Ueberzeugung, Sie glauben auch, daß ich nicht genese. Warum mir etwas vorspiegeln, was nicht einmal eine Hoffnung für mich ist? Sie haben Recht; ich hatte meine Bahn dort verloren, und konnte mich in die neue nicht zurechtfinden; ich hatte für

die frühere nicht Selbstverleugnung, für die neue nicht Fähigkeiten genug, denn das, was man Talent bei mir nannte, um dessentwillen man mich hervorzog, hatte — wer kann es leugnen? — keine höhere Weihe; es war ein sehnsüchtiges Herumtappen und Fühlen nach einem höheren Etwas, aber ein Erreichen dieses Höheren war es nicht. Nur weil dieses Unbefriedigtsein, dieses Sehnen, sich eine Form suchte, die man bei unserer armen, arbeitenden, um das Brod kämpfenden Classe nicht gewohnt ist, nur darum überraschte diese Form. Aber dennoch war es im Gebiete echter Kunst nur — Stümperei."

"Marion, Sie sind hart und ungerecht gegen Sich, und wenn Sie genesen, bald genesen, so werden die Erfolge Ihrer Arbeiten Ihnen zeigen, daß Sie dann, wenn Sie von der Vergangenheit losgerissen sind, auch eine Zukunft und ein Ziel haben, die es werth sind, muthig verfolgt zu werden."

"Zukunft?" fuhr sie mit einem ernsten Lächeln fort, "wohl ist es meine Zukunft werth, mit Muth erstrebt zu werden. Sie steht nahe vor mir, wohl uns, daß diese Zukunft niemals täuscht, wohl uns, daß sie so unumstößlich, so verheißend ist."

Graf Clemenz versuchte nochmals die Gedanken an den Tod zu zerstreuen; sie ging willig auf sein Bestreben ein, denn ihr Gemüth blieb bis zum letzten Augenblick ohne Selbstsucht, und als sie sah, daß es ihm Freude machte, sprach sie selbst von ihrer Genesung.

Die Bäume drüben im Park warfen schon längere Schatten, als er aufbrach, um in seine Garnison zurückzukehren. Dreimal erhob er sich. Dreimal kehrte er wieder zurück und erfaßte die schlaffe heiße Hand. Der stolze Graf konnte sich nicht trennen. Antoinette saß still weinend am Kamin, und

Marion selbst war so müde von den wenigen Worten, die sie geredet, daß sie nur noch dankbar zu ihm aufblicken konnte.

Er kehrte zum drittenmale um: „ich habe Briefe an Melanie zu beantworten; haben Sie keine Aufträge für mich?“

Da hob sie sich mühsam auf, die schönen tiefblauen Augen strahlten noch einmal: „wiederholen Sie der Frau Herzogin meinen Dank, meinen unendlichen Dank, Herr Graf, und fügen Sie mein letztes Lebewohl hinzu.“

Nochmals eine Pause.

„Ich möchte Sie gern bald wiedersehen, theure Marion,“ fuhr er beklommen fort, „ich möchte dann von Ihnen selbst hören, daß Sie Sich wohler befinden als heute, darf ich in drei Tagen wieder kommen?

„Gewiß.“

So schieden sie; er ritt noch am Abend in Flug und Hast nach Gent.

Am dritten Tage war es noch stiller im Bassecourt-Hotel, obgleich die Diener heute nicht ihrem Vergnügen nachgeeilt waren. Sie gingen auf Socken und flüsterten leise; die Krankenwärterinnen waren entlassen, die treue Antoinette saß in schwarzem Kleid schluchzend im Vorzimmer.

Der Graf kam am Nachmittag; heute bedurfte es keiner Anmeldung, er trat allein in Marion's Zimmer.

Es brannten Kerzen um sie her; die weiße Gestalt lag in den Kissen des Sarges, ein Myrthenkranz schmückte die blonden Locken und die Züge waren so mild, der Mund so lächelnd, daß man glaubte, sie hätte die Frage des Grafen von neulich heute beantworten müssen; gewiß, jetzt war es ihr wohl und unsäglich leicht. Clemenz blieb lange in dem Zimmer; er wartete die völlige Dunkelheit ab, ehe er es verließ; er

wollte den gaffenden Dienern draußen die feuchten Augen nicht zeigen.

Am andern Tage begrub man Marion Lebrün; das Gefolge war klein, es bestand aus den Dienern des Hauses und Antoinetten; nur dicht am Sarge ging ein Officier der Genter Kürassiere in voller Uniform.

Neugierige aber folgten viele; das halbvergessene Mährchen von der Hochherzigkeit Gräfin Melanie's lief wieder durch das Publikum; man pries die Dame und rühmte ihren Bruder, der, wahrscheinlich um der fernen Schwester willen, das verwaiste Mädchen nicht wollte einsam zum Grabe tragen lassen. „Der Graf und die Gräfin," so meinte das Publikum, „trieben ihre Güte doch fast zu weit." —

Clemenz blieb einige Tage in Brüssel, im Hotel seines Vaters; er war unwohl gemeldet und wies die Besuche seiner heiteren Cameraden zurück. Oben im braunen Zimmer stand unverändert Alles, wie Marion es gehabt; am Fenster lag auch das Buch von rothem Maroquin, worin sie noch am Tage vor ihrem Tode geblättert hatte. Es waren ihre Gedichte, mit eigener Hand geschrieben, und durch Gräfin Melanie's Vermittelung mit Titelblatt und Goldschnitt versehen. Auf dem letzten Blatt hatte sie wenige Stunden vor ihrem Tode fast unleserlich die Worte eingefügt: „Der Glaube ist es, der aus dem Grün der Hoffnung die Palme der Unsterblichkeit aufblühen läßt."

Dies Buch war die einzige Hinterlassenschaft Marion Lebrün's; Graf Clemenz machte sich zu ihrem Erben. — —

---

Noch sind kaum drei Jahre seit dem Tode Marion's vorüber und doch würde man sich in Brüssel besinnen, wenn

man den Namen nennt, wohin dieser gehört und in welcher Beziehung man ihn einst vernommen hat. Niemand übernahm die Mühe, die Gedichte, die Sachkundige einst so hoch gestellt hatten, zu veröffentlichen, Niemand, sie zu empfehlen. Denn Gräfin Melanie war entfernt und in andere Interessen verwickelt, die Episode mit der kleinen Spitzenhändlerin war ihr eine angenehme Erinnerung, eine schmeichelhafte Garantie für ihr gutes Herz, so sagte man ihr, und Graf Clemenz liebte es nicht, das der Kritik zu übergeben, was er hoch hielt und darum unangetastet bewahren wollte.

In einem der größeren Magazine des neuen Bazar de la reine ist die jetzige Herrin: Antoinette Dejour. Ihr Mann, der Besitzer jenes Magazins ist weder jung, noch übertrieben liebenswürdig, aber er ist reich und ein vorzüglicher Ehemann, der das Joch des Pantoffels trägt und es für Rosenketten hält. Die Frau ist schön und blühend, accentuirt im besten Brüsseler Französisch, und hat neben anderen Liebenswürdigkeiten eine heitere erquickende Laune; es giebt nur ein Etwas, das Thränen in ihre Augen und Falten auf ihre Stirn bringt, dies ist: wenn man sie an ihre Freundin, das andere Spitzenmädchen aus Brügge, erinnert.

# Bühne und Haus.

# Bühne und Haus.

Motto:
O diese weisen Narren! wenn sie wählen,
Sind sie so klug, durch Witz es zu verfehlen.
Porzia.

Um die zwölfte Morgenstunde betrat ein junger Mann mit zögernden Schritten den Perron eines großen Gebäudes in der Residenz. Er griff rasch nach dem Glockenzug und ließ dennoch die Hand wieder müßig herabsinken; er schien durchaus unfähig zu dem Entschluß, sich durch die helle Stimme des Glöckleins den Eingang zu ermöglichen. Wer den jungen Baron Hilmar von Este jetzt sah, konnte das sichtbare Schwanken nicht in Einklang mit seinem Charakter bringen, denn dieser war entschlossen und fest; und die feingezeichneten, in den Winkeln energisch geschlossenen Lippen, ebenwohl wie die schwarzen kühnen Augen sprachen für Thatkraft und ein stolzes Bewußtsein männlichen Willens.

Zum drittenmal zog er die Hand zurück, und die dunkele Röthe, die dabei sein Gesicht überflog, schien Beschämung über ein Zagen auszusprechen, das ihm neu und widerwärtig war. Er zürnte mit sich, und im nächsten Augenblick tönte die Glocke unter seiner hastigen Berührung laut durch das stille Haus.

Der Klang erweckte ein junges Mädchen in einem Salon des ersten Stockwerks aus tiefem Sinnen; eine jähe Röthe überflog ihr Antlitz, das gesenkt und in die Hände gestützt ruhte und unverkennbare Spuren von durchwachten Nächten trug. Helene erschien schön für das Auge dessen, der ohne Anmuth keine Schönheit anerkennt, für Solchen konnte sie bezaubernd sein; doch für den krittelnden Schönheitsrichter, der den Maaßstab plastischer Form an diese Züge legte, war sie keine bedeutende Erscheinung. Ihr Hauptreiz bestand in ihren Mienen, die, weich und zärtlich, wie die eines Kindes, für Sanftmuth und Herzensgüte Bürgschaft gaben. Ihr mattes Kolorit, der gedämpfte Schimmer ihrer blauen Augen und die zaghafte Haltung ihrer schlanken Gestalt, alles dies war nicht geeignet, zu blenden und zu überraschen.

Ihr Auge hob sich fragend und beängstigt nach der Thür, doch als sie sich öffnete und Baron Hilmar, ihr Verlobter, auf der Schwelle stand, da wich die Unruhe einem klaren sichern Aufschauen, die Züge verloren die Spannung, und mit herzlichem Gruß eilte sie auf ihn zu. Aber die Art des Grußes wurde nicht verstanden, er küßte ceremoniös ihre dargereichte Hand und führte sie dann schweigend zum Sofa.

„Helene," begann er, sichtbar nicht ohne Anstrengung, „ich erwartete Vorwürfe von Ihnen zu hören."

„Sie sehen, daß Sie sich täuschten, mein Freund; wenn Sie empfanden, daß Sie Veranlassung zu Vorwürfen gaben, so liegt darin für mich die sicherste Bürgschaft, daß ich nie wieder Ursache zum Zürnen haben werde, und besser ist es für mich, wenn Sie Ihr Unrecht erkannt, als wenn ich es Ihnen vorgehalten hätte."

„So gestehen Sie das Unrecht doch zu?"

„Sie fordern mich ja dazu auf. Mein Gruß und mein

Schweigen sollte Sie überzeugen, daß ich zu vergessen wünschte; Sie haben den Gruß nicht verstanden und das Schweigen nicht begehrt; es thut mir Leid für uns Beide, da Erörterungen nur verletzen können.“

„Wohl haben Sie Recht, aber man bedarf der Erörterungen und des aufrichtigen Aussprechens zuweilen; ja es giebt Verhältnisse, wo es nothwendig wird, wenn nicht an Mißverständnissen und inneren Zerwürfnissen sich unsere Kräfte abnützen und zerspalten sollen.“

Helene bebte; diese Feierlichkeit in Ton und Haltung ihr gegenüber, die doch allein die Beleidigte war, ließ auf ernstere Dinge schließen, als sie sich eingestehen wollte. Aber ihr Vertrauen beschwor nochmals rasch ihre Zweifel; sie glaubte ihn zu Entschuldigungen bereit und sie empfand mit echt weiblichem Takt das Verletzende einer Abbitte bei einem Manne von stolzer, heftiger Gemüthsart, darum wollte sie diesem Geständniß vorbeugen und sagte mit liebevollem Tone: „Hilmar, lassen Sie uns Beide die kleinen Mißverständnisse vergessen, die trennend und verletzend zwischen uns traten. Ich neige nicht zum Argwohn und habe ein solches unbeugsames Zutrauen zu Ihnen, daß Sie mit einem Wort alle die Gerüchte widerlegen können, mit denen mich müßige Zungen schon lange Wochen erbarmungslos quälten. Ich schwöre es Ihnen, daß kein Zweifel gegen Sie in meiner Brust erwachte, bis — —“ sie stockte.

„Gestern Abend, Helene; ich will ergänzen, was Ihren Lippen so schwer wird, auszusprechen. Ich erkenne Ihre Großmuth an, mit der Sie selbst die Scenen von gestern vergessen wollen; aber selbst Großmuth schmerzt, wenn man sie nicht erwidern oder verdienen kann.“

„Dann nennen Sie es nicht Großmuth, mein Freund,

nennen Sie es Liebe, und versuchen, ob Sie es unter diesem Namen annehmen mögen. Als ich einst Ihr Herz gefunden hatte, da erkannte ich mein Glück nicht dadurch an, daß ich meinen Werth überschätzte, ich that es nur mit dem Wunsche, dies Glück zu verdienen und zu behüten. Ich fühlte seit den ersten Tagen unserer Verlobung, daß weder mein Geist Sie fesseln, noch mein übriges Sein Sie befriedigen könne, aber ich ergänzte alle Mängel meines Verstandes und meines Aeußern mit meiner Liebe und hoffte, Sie glücklich machen zu können. Man sagt: Charaktere, wie der meine, neigen zur Eifersucht, weil wir uns bewußt sind, wie schwer wir genügen; es muß nicht ganz wahr mit dieser Behauptung sein, denn mein Vertrauen war größer, als die Neigung zum Zweifel. Lange verstand ich die Winke und halben Reden meiner Umgebung nicht, die Sie hier einer Vernachlässigung gegen mich, dort eines Interesses für andere Dinge beschuldigte. Mir schien es noch immer, als ob Worte und Blicke Ihre Liebe zu mir bestätigten, und das Gift der Anklage drang nicht bis zu meinem Herzen. Da nannte man mir den Namen: „Hulda Sarbonne,“ die reizende Sängerin, die alle Welt entzückte, und man brachte diesen Namen mit dem Ihren in Verbindung. Ich glaubte diesen Stimmen noch nicht, noch sah ich ohne Eifersucht, aber dennoch oft zagend zu Ihnen hin; Hilmar, war mir das Letztere zu verdenken? Ich weiß nicht, ob Sie in Wahrheit zerstreuter und kälter wurden, oder ob ich mich täuschte; ich erschien Ihnen vielleicht launenhaft und doch war ich nur geängstigt. Und dieses Gefühl bewegte mich, gestern in die Oper zu fahren, um zum ersten Male jene Hulda zu sehen. Sie widersprachen meinen Wünschen nicht, Sie gingen anscheinend gern darauf ein, das gab mir neues Vertrauen und ein Bewußtsein sicheren Glücks. — Ich begriff: daß

Fräulein Sarbonne ein Publikum entzücken kann, ich mißgönnte ihr selbst nicht die bewundernden Blicke, die Sie ihr gaben, denn ich nahm sie nur für Anerkennung eines ungewöhnlichen Talentes. Wäre es so geblieben! Daß Fräulein Sarbonne Sie kannte und bemerkte, Hilmar, war klar, denn sie schien nur für Sie zu spielen; die Nähe unserer Loge an der Bühne ließ mich den zweifelnden Blick erkennen, den sie mir zuwarf. Fort und fort hafteten die feurigen Augen der Sängerin an Ihnen, ich sehnte mich hinweg und hatte den Muth nicht, Ihre Begleitung zu erbitten. Ich sah oft zu Ihnen hin, mein Freund, Sie waren völlig in das Spiel Hulda's verloren, die als Jüdin die verrathene Liebe meisterhaft darstellte und Bravo's und Blumen in Fülle vom Publikum erntete. Ich sprach zu Ihnen, Sie hörten mich nicht, dann bat ich Sie um Ihren Arm, denn der Vorhang war längst herabgefallen, doch Sie vernahmen keines meiner Worte und folgten uns träumend, während Baron Klarenberg meinen Arm nahm und sich vergebens bemühte, meine Aufmerksamkeit von Ihnen abzulenken. So gelangten wir an den Wagen, Sie waren verschwunden. Fragen Sie nicht weiter, ob ich nun noch nicht litt? Die quälendsten Zweifel und die wärmsten Entschuldigungen stritten während einer schlaflosen Nacht in mir, es war ein böser Kampf, aber die Letzteren siegten doch. Ich fühle, daß meine Liebe selbstsüchtig wäre, wenn ich Ihnen den Ausdruck der Huldigung und Anerkennung wehren wollte, den Sie einem ungewöhnlichen Talente darbringen; ich fühle, daß ich zu einer fortdauernden Qual verdammt wäre, wenn ich — die Unbegabte — vor der Macht jedes schönen Auges zittern wollte, ich fühle endlich, daß eine Liebe ohne Vertrauen ihrer reinsten Zierde entbehrt und darum, mein Freund, erwarten Sie keine Vorwürfe."

Helene glaubte durch dies aufrichtige Aussprechen Hilmar's Bekenntnisse zu erleichtern oder gar unnöthig zu machen; sie glaubte die Spannung zwischen sich und dem Verlobten beseitigt zu haben, darum senkte sie jetzt betroffen den Blick, als er nicht ein einziges Wort der Erwiderung für sie hatte. Sie empfand die Härte, die in seinem Benehmen lag, daß er ein solches Entgegenkommen angenommen, ohne es mit Dank oder Vertrauen zu erwidern. Während einer langen ängstlichen Pause sammelte sie, die Gekränkte, sich nochmals zu einem Versuch, ihn seinem finstern Brüten zu entreißen; sie faßte beinahe bittend nach der Hand ihres Bräutigams, die dieser maschinenmäßig und sichtlich unbewußt in die ihre senkte.

„Kannten Sie Fräulein Sarbonne schon früher?“ begann sie endlich schüchtern.

Er schreckte auf.

„Wen?“

„Fräulein Sarbonne.“

„Hulda?“ fragte er erregt.

„Ich glaube darin liegt eine Antwort,“ sagte sie bebend und nahm ihre Hand zurück.

„Allerdings,“ stotterte er, „ich lernte sie auf meinen Reisen kennen; ich glaube, es war im südlichen Frankreich.“

„Sie ist Französin?“

„Nein, aber sie versteht zu bezaubern, wie man es Französinnen Schuld giebt.“

Ein leiser Seufzer beendete Helenens Fragen.

Hilmar's Augen folgten ihr mit unstetem hastigem Blick; nun griff er selbst nach ihrer Hand, führte sie an seine Lippen und schien sich noch nach einer Frage zu sehnen; doch sie erfolgte nicht, denn jetzt hatte das arme Mädchen jeden Versuch aufgegeben, durch liebevolles Entgegenkommen Ge-

ständnisse seinerseits zu erleichtern, und seit dem letzten Augenblicke lag es lastend auf ihrer Seele, daß sie von jenen Bekenntnissen keinen Frieden zu hoffen habe.

Da sagte er gepreßt:

„Sie allein waren mein guter Engel, Helene.“

Sie lächelte matt:

„Warum stellen Sie diese schmeichelnden Worte in die Vergangenheit?“

„Weil Sie der Vergangenheit angehören.“

„So habe ich keinen Einfluß mehr?“ fragte sie klagend.

Er sah sie zerstreut an, strich mit der Hand über die Stirn und fuhr fort:

„Helene, lassen Sie mich aufrichtig sein; nach den Ueberzeugungen der letzten Tage wäre es Frevel, noch zu schweigen. Man täuschte Sie nicht, wenn man mein Betragen gegen Sie tadelnswerth fand; man belog Sie nicht, wenn man meinen Namen mit dem der gefeierten Sängerin in Verbindung brachte. Ich kannte Hulda schon früher. Ich sah und bewunderte sie einst auf der Bühne einer süddeutschen Residenz, doch damals kannte ich sie nicht weiter; in den Bädern von A. führte mich einige Monate später ein Zufall mit ihr zusammen, dort fesselte mich ihr Geist, ihr Witz, ihre Schönheit. Aber die Welt hat Vorurtheile! man läßt der Schauspielerin im gesellschaftlichen Leben nur gezwungen eine geduldete Stellung, selbst wenn ihre Eigenschaften ihr den ersten Platz anweisen würden. Auch ich hatte Vorurtheile und brachte ihnen damals meine aufkeimende Neigung für Hulda zum Opfer. — Ich kam hierher, ich sah Sie, Helene, und die warme innige Zuneigung zu Ihnen, die wohlthuende Befriedigung, die mir in Ihrer Nähe ward, verwischte die blendenden, aber flüchtigen Farben, mit denen das schöne Bild Hulda's in meinem Herzen stand.

Damals war ich sehr glücklich! doch es wäre ja ein Hohn, von den Einzelheiten eines Glückes reden zu wollen, dessen ich so wenig werth war. Ersparen Sie mir die Marter weiterer Geständnisse, das Aufzählen meiner innern Kämpfe, als ein Zufall Hulda hierherführte, als ich erfuhr, daß ihre Liebe zu mir, der Zeit und den Täuschungen zum Trotz, warm und treu in ihrem Herzen lebte. Lassen Sie mein Bekenntniß geendet sein."

Helene hatte die Kraft bis zum letzten Worte zuzuhören, ohne Unterbrechung, ohne Ausruf, ohne erschütternde Scene. Einen Augenblick schwankte ihr zarter Körper und sie griff mechanisch nach einer Stütze umher. Als aber Hilmar hinzu sprang, um ihr diese Stütze zu gewähren, trat sie von ihm zurück und blieb mit gesenkten Blicken regungslos stehen.

Hilmar hoffte beinahe auf einen Vorwurf, selbst der bitterste würde ihn eher erleichtert haben, als dieses geduldige, aber starre Schweigen; in seinem Blick lag eine Unruhe, eine Sorge, so lebhaft und klagend, als ob die Liebe sie hineingelegt habe; doch das war Täuschung, es war das Gefühl der Schuld und keine Liebe mehr.

Nach einem langen beängstigenden Schweigen, während dessen man nur das regellose Athmen der Beiden hören konnte, sammelte sich Helene zu der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens; sie streifte einen kleinen Goldreif mit einer Agraffe von Brillanten vom Finger, reichte ihn dem jungen Mann und sagte:

"Sie sind frei, Hilmar, ich gebe Ihnen das Gelöbniß der Treue zurück, es gehört dahin, wo Ihre Liebe ist. Ihr Geständniß rettet uns vor einer trostlosen Zukunft, es bewahrt Sie vor Reue, mich vor dem qualvollen Bewußtsein, meine Liebe von meinem Gatten nicht verstanden und nicht erwidert

zu sehen. Sie thaten wohl, unsere Geschicke zu trennen, ehe sie durch äußere Form auf ewig verbunden und doch in ihrem inneren Leben auf ewig geschieden waren."

Hilmar stand tief erschüttert; nach Freiheit hatte er sich gesehnt, um sich neue lockendere Fesseln zu suchen. Jetzt war er frei, aber er ward sich keines erleichternden Gefühles bewußt.

Helene erhob sich mühsam, um zu gehen; er warf sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit zu ihren Füßen und rief:

"Helene lassen Sie uns so nicht scheiden!"

"Verlangen Sie noch mehr?" fragte sie tonlos.

"O verdammen Sie mich nicht!" rief er heftig; "ich weiß, daß ich jetzt ein Glück aufgebe, für das selbst meine heiße Liebe zu Hulda —" er stockte. —

Helenens Thränen brachen hervor. "Soll in Ihren Worten ein Trost liegen?" fragte sie bebend.

Er sprang auf.

"Wir müssen scheiden," fuhr sie fort.

"Nein, nein, wir müssen uns wiedersehen!" rief er leidenschaftlich.

"Können Sie das in Wahrheit wünschen, ohne grausam zu sein? Soll ich mich an Ihrem Glück, oder wollen Sie Sich an meiner Trauer weiden?"

Er erwiderte nichts mehr; er preßte ihre Hand stumm an seine Lippen und verließ dann das Haus mit müdem, schleppendem Schritt; seiner Freiheit fehlten die Schwingen; sie lastete bleiern auf seinem Gewissen.

Nach einer kurzen Zeit kam die Generalin von Wellneck in das Zimmer ihrer Tochter; diese lag ohnmächtig auf der Thürschwelle, da, wo Hilmar sie verlassen hatte.

---

Wir treten in einen Gartenpavillon nahe an einem Thore derselben Stadt.

Der Salon dieses Pavillons erschien im bizarrsten Geschmacke ausgestattet; die Wände waren zeltförmig mit Behängen von blau- und weißgestreifter Seide ausgeschmückt, die am Plafond schwere Quasten befestigt hielten; schwellende Polster, Marmortische und ein Piano bildeten die Möbel, und diese trugen noch eine Fülle von Nippes, Büchern und Gemälden, die ziemlich unordentlich und theils mit Staub bedeckt umher lagen und standen.

Die hohen Spiegel reflectirten den bunten Wirrwarr des Boudoirs und zugleich das Bild der reizenden Bewohnerin desselben. Dies war eine junge Dame, die nachläßig in einem Sammetsessel lag und mit schmachtenden Blicken ihre vielen Spiegelbilder betrachtete. Zuweilen wechselte sie die Stellungen oder Lagen und studirte genau, ob diese oder jene vortheilhafter sei; sie sang Lieder und Triller und prüfte dabei die Form des schönen Mundes, den Ausdruck der Augen und die Haltung des feinen Wuchses.

Ihre Beobachtungen befriedigten sie anscheinend vollkommen, dafür sprach jede Miene ihres Gesichtes. Sie vernahm draußen einen wohlbekannten Schritt, sie änderte die Stellung nicht, aber sie begann zu singen, so weich und schmelzend, daß man es dem also Begrüßten verzeihen mochte, wenn er den besonnenen Schritt bis zur Hast beflügelte.

Es lag unverkennbar tiefes Gefühl in Hulda Sarbonne's Stimme; konnte man diesen Klängen trauen, so war ihr Herz reich begabt und warm empfindend.

Rasch schloß sie ihr Lied, denn sie hatte den hereingezaubert, den ihr Sirenensang zu ihr bannen sollte. Hilmar trat zu ihr ein; er kam eben von Helenen.

Hulda musterte schweigend seine aufgeregten Mienen; es ward ihr nicht schwer, die Scenen zu enträthseln, deren Erinnerung seinen Gruß zerstreut und seine Wange bleich gemacht hatte. Fräulein Hulda hatte Uebung im Deuten von Mienen, denn sie war Schauspielerin.

„Sie kommen von Ihrer Braut?“ fragte sie leichthin.

Er nickte.

„Das erkenne ich an Ihrer schlechten Laune und Ihrem Verdruß; das bleiche schmachtende Fräulein von Wellneck versteht es sicherlich meisterhaft, jeder frohen Empfindung, jeder frischen Anschauung eine kränkelnde matte Färbung zu geben.“

„Weniger, als Sie denken; ihr fehlt freilich die Laune, der Witz, um jedes Wort piquant zu gestalten, dagegen hat sie Gemüth und weiß auch dem unbedachtesten kältesten Wort Anderer die mildeste Deutung zu geben.“

Hulda gähnte.

„Sie schwärmen, Hilmar.“

„Schwerlich, die jüngste Vergangenheit forderte mich nicht dazu auf.“

„Ein Beweis für meine Behauptung, daß Sie von Ihrer Braut kommen.“

Er war verletzt und sagte mit Achselzucken: „Ich beklage, daß ich früher eine Sprache duldete, über die ich jetzt erröthen muß.“

Hulda wandte sich gelangweilt ab. „Wahrlich, das Wort „dulden“ klingt sonderbar in dem Munde eines Mannes, der — genug, ich liebe das Wort nicht.“

Sie stand auf und trat vor den Spiegel; sie ringelte die schwarzen Locken durch die Finger und flocht den dunkeln Blätterkranz der Norma, die sie am Abend spielen sollte, durch die seidenweichen Wellen.

Hulda, ohne allen Anforderungen zu genügen, die man an vollendete Schönheit stellt, war unbedingt eine reizende Erscheinung, eine solche, die nie, sei ihre Umgebung, welche sie wolle, übersehen werden kann. Die lebhaften dunkeln Augen fesselten besonders durch den Wechsel des Ausdrucks, durch die anscheinende Aufrichtigkeit, mit der sie zum beredten Dollmetscher der innern Empfindungen zu werden schienen. Die Bildung des Profils war nicht regelmäßig, aber originell, die ausgespannten Flügel der kleinen Nase sprachen für Laune und Uebermuth; die Züge des Mundes waren vollkommen schön, das Lächeln bezaubernd, wenn sie dessen bedurfte, und spöttisch, wenn man dem Zauber dieses Lächelns zu früh geglaubt hatte. Ihr Teint hatte die eintönige Färbung des Südens und verrieth leichte Spuren der Schminke; der Wuchs war vollkommen schön und zeigte eine ungezwungene natürliche Grazie.

So erschien Hulda Sarbonne selbst dem Auge des Unbefangenen und Gleichgültigen; zu diesen aber gehörte Hilmar längst nicht mehr, ihm war sie ein Meisterwerk der Schöpfung, ein Liebling der Natur.

Der prüfende Blick, den er jetzt auf Hulda warf, nahm seinem Antlitz die Spannung und seiner Seele das Unbehagen, welches der Abschied von Helenen hineingelegt hatte. Sein geistreiches Auge ward wieder belebt und glänzend, und der zärtliche Blick, der jetzt Hulda angehörte, begrub die flüchtige Trauer um die erste Braut.

Er trat zu Hulda und fragte mit innigem Ton: „Begreifst Du nicht den schweren Gang, den ich eben that? ich bereitete Dich doch darauf vor.“

Aber Hulda war eine Kokette; sie schüttelte leicht den

Kopf und sang mit wehmüthiger, klagender Stimme die Schluß-arie der Norma:

„In dieser Stunde sollst Du erkennen,
Welch' Herz Du von Dir gestoßen hast.“

„Eine seltsame Mahnung aus Deinem Munde,“ sagte er verletzt.

„Sie gehört zu meiner Rolle.“

„O vergiß einen Augenblick Deine Rolle, ich verstehe jetzt kein Spiel, selbst das Deine nicht,“ bat er dringend.

„Und ich verstehe keine Räthsel, selbst die Ihren nicht, mein Herr.“

Hilmar reichte ihr Helenens Ring; sie hing ihn spielend über die rosige Fingerspitze, aber sie war nicht gütig genug, um das verstehen zu wollen, was ihr der Ring sagte und was sie längst schon begriffen hatte; es giebt Frauen, welche die Forderungen des gewöhnlichsten Taktgefühles bei Seite setzen, wenn es gilt, Geständnisse anzuhören, die ihrer Eitelkeit schmeicheln.

„Ein hübscher Demantreif, was soll es damit?“

„Es ist Helenens Brautring, ich bin frei!“

„Mein Himmel, Hilmar, Sie sprechen das Wort so feierlich, als ob es der Todtensang für Ihre Lieblingswünsche sein sollte, und doch —“

„War es mein höchster Wunsch,“ ergänzte jetzt Este mit lebhaftem Ton, „denn seine Erfüllung giebt mir das Recht, um Deine Liebe zu werben, Deine Liebe, Hulda, die ich schon einmal ersehnte.“

„Und der Sie entsagten, freiwillig entsagten, Baron,“ entgegnete sie mit heißen Wangen, „Sie hatten Hulda Sarbonne bis zur Erinnerung vergessen, können Sie verlangen, daß sie treuer ist?“

„Ja, denn sie muß erkannt haben, daß meiner Liebe zu ihr doch wahre Treue zu Grunde lag, und Hulda wird gütig sein!“ rief er zuversichtlich.

Bei Hulda war der Triumph über ihren Sieg zu groß, als daß sie ihn länger unter der Maske des Zürnens verborgen hätte. Ihre Erfolge überraschten sie nicht gerade, denn sie war gewöhnt, Männern gegenüber ein ziemlich sicheres Spiel zu haben. Sie hatte einst für Hilmar nur ein oberflächliches Interesse besessen, aber als er die Bäder von A** verließ, vermißte sie ihn, weil die Art seiner Huldigung entfernt von der schmachtenden süßlichen Liebelei ihrer andern Verehrer war; die seine trug mehr das Gepräge einer achtungsvollen bewundernden Anerkennung ihrer seltenen Talente und Gaben. Sie sah ihn nach Jahren wieder und erinnerte sich seiner noch, ein Beweis, daß sie ihn nicht in die Reihe ihrer gewöhnlichen Anbeter gestellt hatte; sie sah ihn wieder zu einer Zeit, wo ein gewisser Ueberdruß ihr ein anderes Loos, als das der Bühnenwelt, wünschenswerth machte. Es war dies nur ein vorübergehender Ueberdruß, hervorgebracht durch eine junge Sängerin, die plötzlich mit glänzenden Gaben aus der Verborgenheit auftrat und ihr eine Rivalin zu werden drohte. Da fiel es ihr ein, daß der Baron sie geliebt, es fiel ihr ein, die alten Wünsche neu zu beleben, aber es fiel ihr nicht ein, daß zwischen dem Sonst und Jetzt Este's Braut stand, und daß die Zerstörung eines Jugendglücks der hohe Preis war, um den sie jetzt allein den Baron wieder in ihre Nähe bannen konnte.

Genug, sie dachte daran nicht, sondern gab sich Mühe, ihre Pläne zu erreichen; ihr ganzes Wesen hatte durch den piquanten Wechsel, zu dem sie es gewöhnt hatte, einen Zauber, der Helenen fehlte; diese besaß mehr Verstand, jene wußte

den ihren besser zu gebrauchen; Helene verstand es, auf das Gemüth, Hulda, auf die Phantasie Anderer einzuwirken; Helene suchte durch Güte und Weiblichkeit zu gewinnen, Hulda durch Launen und Künste sich Andere dienstbar zu machen. Die Umgebung der Einen empfand ein wohlthuendes Behagen, vielleicht aber etwas Einförmigkeit, die der Andern einen aufregenden, aber belebenden Einfluß.

Sobald Hilmar die beiden Frauen verglich, schwankte die Waage zu Hulda's Gunsten, denn diese verstand es meisterhaft, ihre frühern Empfindungen so vortheilhaft als möglich dem jungen Manne darzulegen; was sie um ihn gelitten hatte, oder haben wollte, erfuhr der eitle Mann gar oft, und Eitelkeit ward für ihn die Achillesferse. Helene war lange ahnungslos, daß ihrer Liebe Gefahr drohe, darum blieb sie in den Ausdrücken dieser Liebe gemäßigt, wie es einem Gemüth eigen ist, das warm empfindet, aber zu zaghaft ist, um die Grenzen zu überschreiten, die Schüchternheit und Sitte ihr vorzeichnen.

Hulda hatte glänzende Verbündete in Schönheit, Witz und Talent; Helenens Fürsprecher waren Milde und Weiblichkeit; letztere sprechen mit zuviel Demuth, als daß sie nicht von den prahlenden Stimmen der ersteren übertönt werden könnten. Und Hilmar war ein eitler Mann, darum siegte Hulda.

* * *

Die Generalin von Wellneck hatte mit ihrer Tochter die Stadt verlassen, um auf Reisen zu gehen. Hilmar sah Beide nicht wieder, doch fügte es der Zufall, daß er dem Wagen der Generalin begegnete, als dieser die Thore der Stadt verließ. Die Gardinen der Kalesche waren halb herabgezogen, plötzlich gewahrte er eine schmale Hand, die den Vorhang zurückzog; er blieb beklommen stehen und eine jähe Röthe über-

flog sein Gesicht, als er jetzt das bleiche Antlitz Helenens sah, die mit ernstem Auge der Vaterstadt ein Lebewohl zuwinkte. Sie gewahrte ihn nicht; der Vorhang rollte im nächsten Augenblick wieder herab.

Nach einigen Monaten wurde seine Verlobung mit Fräulein Hulda Sarbonne öffentlich erklärt. Es erhoben sich verschiedene Urtheile darüber, indessen gab es doch wenige Stimmen, die seine Handlungsweise vertheidigten, viele aber einigten sich darin, ihm Reue und Täuschung für die Zukunft zu prophezeihen.

Er achtete die Stimmen nicht, denn er war glücklich.

Reich und unabhängig, wie er war, ließ er eine glänzende Hochzeit der kurzen Verlobung folgen, dann ging er mit seiner jungen Frau auf kurze Zeit nach Paris.

In der Residenz aber waren Hilmar, die schöne gefeierte Hulda und die einsame Helene bald vergessen.

---

Es war am späten Nachmittag im Lenzesmonat Mai, drei Jahre nach den letzten Ereignissen.

Durch das helle Laub eines kleinen Birkenwäldchens zitterten in goldenen Flammen die Strahlen der Abendsonne; sie flocht schimmernde Bänder durch die laubigen Aeste der niedern Birken und färbte Moose und Gräser, die den Boden deckten, mit flüchtigem Roth.

Lerchen und Amseln sangen den Abendgruß; von den nahen Wiesen klangen die Glocken der Heerden, dazwischen plauderte ein geschwätziges Brünnlein in kühler Moosgrotte und goß frische Tropfen auf die Veilchen und Erdbeerblüthen am Wege. Es war ein fröhliches Leben und Athmen im Walde, ein Schwirren, Summen und Plätschern; denn Vögel,

Schmetterlinge und Käfer, selbst die kaltblütigen Fischlein sonnten sich am Abendroth.

Ueber die Rasenfläche, die sich längs des Waldbaches hinzog, wandelten zwei Damen. Die eine war schön, jung und im Augenblick sichtlich ermüdet oder gelangweilt, denn ihr Schritt war schleppend, ihr Blick gleichgültig. Die andere Dame war minder schön, älter und verblüht; sie hatte mit Ausnahme sanfter schwarzer Augen keinen Reiz mehr aus der Jugend bewahrt, und doch war sie noch nicht alt an Jahren, aber ihr Ernst, ihre puritanisch dunkle Kleidung und das sorgsam Mütterliche in ihrem Wesen ließen sie fast als Matrone erscheinen.

„Ist es Deine Absicht, bis in die sinkende Nacht hier in den feuchten Wegen zu wallfahren?“ fragte die Jüngere.

„Jedenfalls werde ich meine Absicht der Deinen anpassen, wenn Du zurückzukehren wünschest, Hulda,“ war die Antwort.

„O ich bitte, thue Dir meinetwegen keinen Zwang an, Adele,“ sagte Frau von Este leichthin; „ich beklage Dich, daß Du bei mir so wenig Sympathien für Deine Promenaden im Nachtthau und unter den riesigen Schatten gespenstiger Bäume findest. Ich beklage Dich und Hilmar, denn Ihr seid in dieser Einsamkeit auf meine Gesellschaft angewiesen, und es würde unbedingt ein entzückendes Leben werden, wenn ich es verstünde, für Euere Mondscheingänge zu schwärmen, mit dem Abendwind zu seufzen und mit den Maaslieben zu plaudern.“

Adele lächelte. „Du zeichnest ein kräftiges Bild von den Liebhabereien Deines Gatten; sollte es das eines achtzehnjährigen liebekranken Knaben sein, so mag es gelten.“

„O erkennt Euch immerhin in diesem Bilde; ich trete weder Dir, noch Hilmarn zu nahe. Gehen wir des Morgens

auf die Terrasse, so wundere ich mich stets, daß mein Mann nicht mit jeder Blume eine Unterhaltung beginnt, so theilnehmend bückt er sich zu ihr nieder. Mag die Sonne brennen, so glühend heiß sie will, Hilmar erläßt mir den Spaziergang zur Mittagszeit nicht; keine Klagen über Sommersprossen, gebräunten Teint und selbst einen Sonnenstich finden Mitleid bei ihm. Unterwegs muthet er mir zu, mich für Oelsamen und Rüben zu interessiren, Spargel und Beeren sind seine liebsten Themas. Das sind die Freuden des Tages; nun kommt der Abend und mit ihm die Wanderungen über feuchten Rasen, kalte Frösche und Blindschleichen. Sieht er ein Vergißmeinnicht am Bach, so bückt er sich so tief am Rand hin, daß ich fürchten muß, die Undine holt ihn herab; und wozu das? Um die kleine Blume zu pflücken und mir mit einigen sentimentalen Worten zu überreichen. Mir liegt nicht viel an Vergißmeinnichten und die sensibelen Worte, die man mit in den Kauf bekömmt, habe ich schon früher bis zum Ueberdruß gehört. — Nun wandern wir weiter, der Mond geht auf, Hilmar begeistert sich ganz ohne Noth, recitirt Stellen aus allen Dichtern, und hält mich für fühllos, wenn ich müde bin. Ist es nun eine sternenlose Nacht, so bin ich mit der Mondscheinsbegeisterung erlöst, brennen aber die kleinen goldnen Aeuglein zufällig am Himmel, dann muß ich noch einmal zum Schüler der Astronomie werden; er unterrichtet mich mit unendlicher Geduld und ich höre mit unendlicher Geduld zu; und das sind die wechselnden Freuden meines Lebens in Lerchenhain."

Adele hatte aufmerksam zugehört, jetzt fragte sie: "Aber findest Du die Natur jemals einförmig?"

"Wenigstens das Landleben."

"Dann wundert es mich, daß Du Hilmar nicht ver-

magst, die Sommermonate in der Stadt oder auf Reisen zuzubringen."

"Hältst Du ihn für so nachgiebig? O er glaubt schon Wunder der Großmuth zu thun, wenn er mir den Winter in der Residenz vergönnt; sobald der erste Sperling zirpt, eilt er nach Lerchenhain und sagt: der Frühling hier müsse ihm all' den winterlichen Frost aus Kopf und Herzen nehmen, den die Residenz hineingelegt habe. Das klingt wunderlich und hat eine hypochondrische Färbung, wie denn überhaupt Hilmar zur Melancholie neigt."

"Ich wüßte doch nicht."

"Doch, doch, Adele, glaube mir, er hat — doch da ist er ja!"

Die beiden Frauen waren während dieses Gesprächs zurück zum Herrenhaus von Lerchenhain gekommen; es war dies ein schönes Gebäude, in modernem Styl erbaut und mit Reben und Blumenterrassen umgeben. In den Flügelthüren des Gartensalons, die nach der Terrasse hin geöffnet waren, standen zwei Männer im eifrigsten Gespräch. Der Eine, Baron Este, hatte sich in Haltung und Zügen wenig verändert; das Aeußere des Andern war bedeutend, aber bis zum kleinsten Zuge unschön; es fehlte jegliches Maaß, jegliche Harmonie in der Bildung dieses Gesichtes und dieser Gestalt, dagegen lag das feste Gepräge der Kraft und eines eisernen Willens in den scharfen markirten Zügen des Fremden. Seine Augen waren keck und beobachtend, sein Teint südlich gefärbt, die unschönen Lippen durch einen spöttischen Zug bis zur Verzerrung gedehnt. Die Gestalt stand in keinem Einklang mit diesen festen Zügen; sie war kraftlos, mager und klein; die zur Seite gebeugte Haltung ließ einen Mangel ahnen, der beim ersten Schritt sichtbar wurde; der linke Fuß des Frem-

den war sichtlich verkürzt, sein Gang gezwungen, zuweilen Schmerz verrathend, doch trotz dieser Lahmheit forderte die Erscheinung des Gastes nicht zum Mitleid auf, denn seinen Mienen nach zu urtheilen, höhnte er sein eigenes Gebrechen.

Er trug noch Reisekleider; Hilmar's Begrüßung sprach nicht eben aus, daß er ein willkommner, wohl aber, daß er ein geachteter Gast sei; er gab bestimmte Befehle für die bequemste Einrichtung der Logirzimmer, und die Art, wie der Fremde später dort Besitz nahm, bewies, daß seine Ansprüche den Rücksichten des Barons gleich kamen. Seine Sprache war ungezwungen und belebt, oft wohl an der gefährlichen Grenze hinstreifend, wo sie verletzend werden mußte. Hilmar's Frage nach seinem Befinden zwang ihn zum Lachen.

„Nöthigt Sie mein gichtbrüchiger Körper oder herkömmliche Höflichkeit zu dieser Frage, Este?“

„Wohl nur mein Interesse für Sie, Lothar, und —“ Er stockte.

„Ich bitte, lassen Sie mit diesem Gedankenstrich, den Ihnen die Verlegenheit dictirte, den Satz beendet sein; Sie wissen, wir nahen einem Thema, das für uns Beide unbehaglich ist. Ich darf indessen die Frage zurückgeben und zwar auch aus Interesse für Sie, Hilmar, man sagte mir in Italien, Sie seien verlobt.“

„Dann war Fama diesmal aufrichtig.“

„Und jetzt sind Sie vermählt?“

„Seit drei Jahren schon.“

„Ich denke, ich lasse das „schon“ ungedeutet; vielleicht war es in Ihrem Munde nur eine harmlose Sylbe, um den Satz etwas correcter zu gestalten; danken Sie es mir, daß ich das kleine Wörtchen nicht ausbeute, es klingt nicht empfehlend für einen jungen Ehemann.“

Hilmar lächelte.

„Sie streiten noch immer um Worte, Lothar?“

„Gewiß, und glauben Sie mir, es ist dies ein belebender Kampf; wenn ich nicht hier zuweilen einen Sieg erfechten könnte, so wäre ich vielleicht gezwungen, mich für einen Feigling zu halten, da einem Krüppel die Kämpfe mit Waffen ja doch nur ein unbegriffenes Ammenmährchen bleiben.“

„Ich bedauere, daß ich meine Frau nicht auf Ihre Ankunft vorbereiten konnte, ich hätte ihr gewünscht, im Voraus die Interessen unseres werthen Gastes begreifen zu lernen; ich fürchte, Hulda —“

„Fürchten Sie nichts! Um Gottes willen fürchten Sie von keiner geistreichen Frau, daß sie nicht den abstracten Ansichten eines Mannes zu begegnen wisse. — Wie geht es Frau Adelen?“

„Sie ist zufrieden und resignirt.“

„Hätte ich Worte erdenken und Begriffe bilden dürfen, so hätte ich „Resignation“ nicht mit darunter genommen. Ich bitte Sie, Hilmar, was drücken Sie eigentlich mit dem Worte aus? Resignation ist in meinen Augen nichts als ein weinerlicher, muthloser Zustand, wo man wähnt, aus Geduld nicht zu klagen, eigentlich aber nur aus Erschöpfung oder Feigheit nicht mehr hofft. Es ist eine Schlaffheit des Geistes, unwürdig bei einem Manne und unerträglich bei einem Weibe. Ich achte nur einen Geist, der gewandt und elastisch jeden Druck des Verhängnisses flüchtig hinnimmt und mit ihm ringt; ich würde vor meinem eigenen Schicksal erröthen, wenn ich von ihm meinen innern Widerstand erschöpfen ließ.“ — —

Die Frauen standen schon lange beobachtend unter der Terrasse; Adele von Este, die Wittwe von Hilmar's älterem Bruder, blickte mit erregten Mienen und beklommenem Herzen

zu dem Fremden empor, dessen Worte sie noch nicht verstand, an dem ihre Augen aber wie gebannt hingen.

„Bist Du bezaubert, Adele?“ flüsterte Hulda ungeduldig, „ich fragte schon dreimal: kennst Du den Fremden?“

Adele schreckte auf. „O wohl, es ist Lothar Soligny, ein geborener Italiener.“

„Ein Freund Hilmar's?“

„Nein, er war ein Freund meines Mannes; beide waren eine Reihe von Jahren an einander gefesselt, obgleich ihre Charaktere die schärfsten Contraste bildeten. Aber sie stießen sich nicht ab, sie ergänzten sich, genug, sie wurden Freunde. Lerne ihn selbst kennen und erlasse mir jede Beschreibung. Soligny pflegte oft Monate hier in Lerchenhain zuzubringen, Du hörtest gewiß davon reden, auch von dem Unglück, welches Rudolph zum ewigen Schuldner Lothar's machte.“

„Gewiß,“ entgegnete Hulda ohne großes Interesse, „die Büchse Deines Mannes entlud sich auf der Jagd gegen seinen Willen und die Kugel streifte den Fuß des Italieners.“

„Nein, ach nein, sie streifte ihn nicht, sie zerriß die Sehnen des Fußes und machte den blühenden jungen Mann zum Krüppel.“

„Ach, entsetzlich!“

„Ja wohl, entsetzlich! Noch weiß ich nicht, ob damals die Verzweiflung Rudolph's oder die unbegreifliche Kälte und Fassung Lothar's erschütternder war. Ohne Klage bestand er die Operationen; mit Lachen und Witz begegnete er den Jammerausbrüchen meines Mannes; ich hätte sein Handeln bewundern, anbeten müssen, wenn die Worte, die das Handeln begleiteten, nicht zu unnatürlich, beinahe dämonisch gewesen wären. Lothar, der schon als Knabe nach Deutschland gekommen und später hier Militair geworden war, mußte seinen

Abschied nehmen; Lerchenhain wurde seine neue Heimath, wenn man den Ort Heimath nennen kann, wohin man sich zuweilen flüchtet, wenn uns die Welt anekelt. Er wurde Maler; früher hatte er der Kunst seine Mußestunden gewidmet, jetzt mußte er sich für die Muse zu begeistern suchen. Er hatte mehr Genie, als Talent; er verstand es, eine schöne Schöpfung in sich aufzunehmen, sie zu begreifen, sie wahr und richtig zu erfassen; aber die Ausführung blieb stets hinter dem kühnen Entwurf zurück, ihm fehlte Ausdauer und Liebe zur Kunst. So ward er als Künstler nicht bedeutend, nie aber habe ich eine Beschwerde über seinen verfehlten Lebensweg gehört; nie ein Bedauern für das Sonst, nie eine Klage über das Jetzt. In Rudolph's Herzen aber lebte die Anklage fort und fort, und nach seinem Tode ergab sich, daß sein Vermögen zur Hälfte für Soligny bestimmt war; in seinem letzten Willen fand ich die Worte an mich: „Wenn Lothar's Zukunft gesichert und seine künstlerischen Arbeiten nur noch seine Freude und nicht mehr das despotische Gebot der Nothwendigkeit sind, dann wirst Du fühlen, daß meine Schuld gemildert ist.“ So empfand auch ich; aber Lothar wies mit Härte diese letzte Versöhnung des Freundes zurück, und mit schroffer Kälte sagte er mir kurz nach der Bestattung Rudolph's: „Habe ich ihm jemals Groll gezeigt, daß er eine Versöhnung nothwendig hielt? oder begehrte er, daß ich die sentimentalen Phrasen zurückgeben sollte, mit denen er mir täglich seine Reue vorwinselte? Ich habe ihn nie angeklagt, warum war er nicht eben so menschlich gegen sich selbst? Hätte das Verhängniß unsere Rollen gewechselt, wahrlich! ich würde nicht über das Grab hinaus um Vergebung gebettelt haben!“ So schied er, um nach Italien zu gehen, es sind fünf Jahre her, ich sehe ihn jetzt zuerst wieder.“

„Ein seltsamer Mann,“ entgegnete Hulda mit erwachendem Interesse.

Die Damen betraten den Salon.

Hilmar stellte den Gast, mit einer flüchtigen Befangenheit in Blick und Ton, seiner Frau vor.

Soligny küßte Adelen die Hand, gegen Hulda wandte er sich mit so nachlässiger Begrüßung, daß sie äußerst kühl sagte:

„Ich hoffe, Adele unterrichtet uns, auf welche Weise der Freund meines verstorbenen Schwagers seinen Aufenthalt in Lerchenhain liebt.“

Soligny sah die Rednerin lächelnd an und sagte leichthin:

„Vielleicht ist Frau Adele von Este so gütig, denn sie hat seit Jahren Kenntniß von meinen Liebhabereien und Schwächen.“

Adele entgegnete mit gezwungener Heiterkeit: „Das Wort „Schwäche“ klingt mir in Ihrem Munde so unbegreiflich sonderbar, daß ich mich zu seiner Deutung nicht verstehen kann, jedenfalls aber werde ich, mit Hulda vereint, die Liebhabereien unseres werthen Gastes studiren, so daß es ihm behaglich in Lerchenhain werden möge.“

Die sanfte Frau reichte dem Manne, gegen den der ihre eine so große Schuld hatte, nochmals grüßend die Hand; ihre Wange aber war noch bleicher geworden.

---

Soligny zeigte sich nach den ersten Augenblicken vollkommen heimisch, er nahm die besten Zimmer in Besitz, tadelte an der Dienerschaft, die ihrerseits ihn mit einer Unterwürfigkeit bediente, auf die selbst Hilmar nicht und noch weniger der verstorbene Baron Rudolph jemals Ansprüche gemacht hatte.

Es ward Abend. Hulda servirte den Thee; ihre Wan=

gen waren mit zartem Roth bedeckt, ihre Augen hatten den herrlichen Glanz, der ihnen stets eigen war, sobald das matte Colorit etwas animirt erschien; dies geschah jetzt durch Erregung und ihre schönen Züge erhielten dadurch eine natürliche Schminke, die noch vortheilhafter war, als die künstliche, unter der ihr Antlitz einst auf der Bühne so reizend erschien.

Hulda gestand ihre Aufregung nicht zu, sie hätte auch kaum einen Grund dafür angeben können; die Aufregung gehörte dem Verdruß an und dieser der Wahrnehmung, daß Soligny sie völlig übersah, eine Wahrnehmung, welche die schöne Frau sich niemals eingestand.

Sie war schweigsam und freute sich des leisen, wohlthuenden Geräusches, mit dem das Klirren der Löffel und Tassen, das Sieden des Wassers im silbernen Theekessel die kleinen Pausen ausfüllte, die zuweilen in Hilmars und Lothars Unterhaltungen traten. Die Kerzen fielen hell auf Hulda; die blasse Flamme der Theemaschine ließ das Spiel ihrer geschäftigen, tadellos geformten Hände deutlich sehen; die ungewöhnliche, befangene Haltung stand ihr gut, und so war sie unleugbar so schön, daß die Gleichgültigkeit des Gastes kaum begreiflich schien.

Hulda reichte ihm schweigend den Thee.

Er wandte sich zu ihr:

„Es ist seltsam, daß ich mich in Ihre Züge nicht wieder hineinfinden kann, gnädige Frau, Sie haben Sich sehr verändert."

„Obgleich ich nicht weiß, wie hoch der Grad der Höflichkeit oder des Gegentheils bei diesen Worten ist, so kann ich nur darauf erwidern, daß ich nicht errathe, mit welcher Zeit Sie Vergleiche anstellen; ich sah Sie meines Wissens früher nie."

Soligny lächelte:

„Es ist schon lange Zeit her, ich war damals noch nicht so bemerkenswerth gezeichnet, wie jetzt, sonst hätten Sie mich vielleicht um der Seltenheit willen im Gedächtniß behalten; Sie waren damals noch ein Kind, doch trösten Sie sich, meine Gnädige," — fuhr er halb spottend fort — „daß Sie nichts mehr von mir wissen, es ging mir beinahe ebenso wie Ihnen, denn Sie standen in meinem Gedächtniß völlig anders, ich glaubte Sie blond und blauäugig."

Hulda schlug ihre siegenden dunkeln Augen auf, sicher nur, um ihm die Unhaltbarkeit seiner Erinnerungen klar zu machen; er fuhr fort:

„Sie waren noch ein Kind, ein sehr kleines sogar; mich führte ein Dienst zu Ihrem Vater, auf dessen Knieen Sie spielten."

Hulda zuckte die Achseln. „Unmöglich, mein Vater schaukelte mich nie auf seinen Knieen; ich habe ihn nie gekannt, denn er starb vor meiner Geburt."

Hilmar bewegte sich unruhig und suchte ein anderes Gespräch aufzubringen, es war aber nicht Soligny's Art ein Thema aufzugeben, welches ihm behaglich schien, er fuhr deshalb beharrlich fort:

„Ich bleibe bei meiner Aussage und nehme Ihren Widerspruch als Scherz, gnädige Frau; mich führte ein Dienst zu Ihrem Vater, dem General Wellneck, der mein Vorgesetzter war; deshalb interessirte es mich doppelt, als ich vor vier Jahren Hilmars Verlobung mit der Tochter meines früheren Chefs erfuhr."

Aengstliche Stille folgte diesen Worten; Hilmars Wangen waren merklich fahl geworden, Adele bückte sich tief auf ihre

Arbeit, und das kalte, fragende Auge des Italieners begegnete nur dem unruhigen Blick Hulda's, die endlich mit Hast sagte:

„Ihr früherer Chef ist mir völlig fremd, ich bin kein Fräulein von Wellneck.“

Lothar fixirte sie scharf, so scharf, daß sich ihr Auge ruhelos bald hob, bald senkte. Ob er an der Kenntniß von Hulda's Vergangenheit so unwissend war, als er sich stellte, ist unentschieden. Er erhob sich, küßte mit einem sarkastischen Lächeln die Hand der jungen Frau und warf ein flüchtiges „Verzeihung!“ hin. Es gab eine neue Pause. Hilmar fragte endlich nach Soligny's Reisen.

Dieser fügte sich anscheinend gut dem mit Gewalt aufgeworfenen neuen Interesse; er begann von Rom zu erzählen; aus dem Künstlerleben, aus dem Volksleben, Alles aber skoptisch, Alles herniederziehend. Den meisten Hohn legte er auf seine eigenen Leistungen, er nannte sie die Dokumente eines Stümpers, der schlaftrunken auf der untersten Stufe des Musentempels liege und gähnend die Höhe bis zur obersten Staffel messe.

„Sind Sie Landschaftsmaler?“ fragte Hulda.

„Nein, es war einst mein Studium, aber ich ging zurück zur Historie, weil ich lieber an der einseitigen Auffassung der Weltgeschichte, als an der Natur freveln wollte.“

„Ah, Sie stellen Ihre Leistungen doch auch gar zu tief,“ lachte Hulda.

„Jedenfalls ist bei solchem Urtheil stets mehr Ehrlichkeit, als bei Ueberschätzung.“

„Aber es wird Sie entmuthigen.“

Er zuckte die Achseln.

„Vielleicht, wenn ich überhaupt nach etwas strebte.“

„So haben Sie kein Ziel?“

„Nein.“

„Keinen Ehrgeiz?“

Einen Moment blitzte ein heißer Strahl in Soligny's mächtigem Augenpaar, aber er gab der gleichgültigen Stimme keine Wärme, als er erwiderte:

„Die Kunst erweckt keinen Ehrgeiz in mir; ich bin kein Schwärmer und kein Träumer.“

„Aber Sie sind ein Mann,“ fuhr Hulda fort, „und mit wenig Ausnahmen kennt jeder die Forderungen des Ehrgeizes.“

Lothar streifte die schöne Rednerin mit einem kalten Blick und entgegnete:

„Wer sagt Ihnen, daß ich keinen Ehrgeiz besitze? Muß ich ihn gerade im Gebiete der Kunst haben? Giebt es nicht andere lockendere Preise, Preise, um die ein Schwärmer und Träumer niemals ringt? Indessen habe ich nicht unterlassen, Studien in der Malerei zu unternehmen; ich habe so beharrlich in meinem Atelier zugebracht, als ob ich der sentimentalste Jünger Ghirlandajo's sei; ja ich habe sogar versucht, Stoffe aus der biblischen Geschichte auf die Leinewand zu übertragen. Damals hatte ich Ursache, meine eigene Ausdauer zu bewundern, denn ich mußte mir vom Beginn an gestehen, daß ich Seifenblasen in die Luft steigen ließ; zum Weltlichen hatte ich kaum Geschick, zum Biblischen ein entschiedenes Ungeschick, und in meinen Madonnen und Engeln wollte Niemand einen höhern Ursprung erkennen. Kein Wunder, denn ich that es selbst nicht! Noch im letzten Winter machte ich einen Versuch. Es wohnte in meinem Hotel in Rom eine deutsche Baronin mit ihrer Tochter; das Fräulein war bleich, blond, sentimental; sie trug die blauen Augen sehnsüchtig nach dem Himmel aufgeschlagen, beinahe vorwurfsvoll, daß die Engel sie nicht gleich oben behalten hatten, statt daß sie nun mit ihrem zarten

Füßchen den Staub der verderbten Welt berühren müsse. Ich weiß nicht, ob die Kleine lachen konnte, aber ich denke, sie konnte auch nicht weinen, dazu waren ihre hübschen wächsernen Züge zu — zu — Frau Adele, helfen Sie mir! — zu resignirt. Genug, das Fräulein war das Gegenstück zu Titian's Geliebten, die der Meister so ausdauernd verherrlichte, mit einem Worte, sie war der beste Madonnenkopf, der sich in Rom finden ließ. Ich machte der Baronin meinen Besuch und bat sie um die Gunst, eine Farbenskizze von dem Köpfchen der Tochter nehmen zu dürfen; die gnädige Frau war nicht abgeneigt, die Tochter dagegen wies mich zurück; vielleicht war ihr die Aussicht, durch meinen Pinsel unsterblich zu werden, nicht glaubwürdig, oder sie war ihrem Geschlecht zum Hohn nicht eitel. Die letzte Ansicht liegt mir eben so nah, als die erste, denn sie kleidete sich so einfach, wie eine Büßende, auch war ihr Lieblingsgang der Weg zum Kloster von Sacre coeur. Die Mama mag sich wohl geängstigt haben, das Töchterlein möge zuletzt noch Lust zum Schleier verspüren; ebenso auch ein guter behaglicher deutscher Baron — ich denke Klarenberg war sein Name — dem hatten es die blauen Augen des Kindes angethan, aber das Kind hatte bei aller Demuth viel Capricen, und verstand das Schmachten des Junkers nicht."

"Sie war eine Deutsche?" fragte Hulda mit Interesse.

"Ja, eine — eine — der Name fällt mir sogleich ein."

Hilmar versuchte nochmals, das Gespräch zu wenden, Soligny hatte nicht Lust dazu, sein fingirtes Nachdenken über den Namen war rasch beendet, er fuhr mit vollkommenster Ruhe fort:

"Sonderbar, daß mir das seltsame Zusammentreffen nicht eher auffiel, es war eine Baronin von Wellneck mit ihrer Tochter Helene."

Soligny fand viel Mißgeschick bei seinen Gesprächen; keine Spur von Behaglichkeit war wieder in dem kleinen Kreise aufzufinden, nur er selbst schaukelte sich mit allen Zeichen höchster Gemüthsruhe in seinem Sessel. Hulda war aufgestanden und klingelte dem Diener; dieser räumte den Theetisch auf und brachte für beide Herren das Schachbrett. Hilmar, der seit einiger Zeit an einem Augenübel litt, nahm einen Schirm von grüner Gaze gegen den Kerzenglanz und schützte dadurch auch seine Züge vor jeder unberufenen Musterung.

Hulda ging an den Flügel und sang eine kleine französische Romanze.

Soligny zog die Schachfiguren mit großem Interesse. Hilmar dagegen spielte zerstreut; er gab sich fortwährend in Nachtheil, ohne sich zu bessern, zuweilen wandte er das Wort an Adele, während Soligny schweigend wie eine Mauer da saß und außer dem Spiel nichts zu beachten schien. Hilmar ersehnte eine Unterbrechung.

Hulda's Force bestand darin, eine unnachahmliche Wehmuth, eine entzückende Hingebung in ihre Stimme zu legen; ihre Mittel waren nicht so vollkommen, als die Art der Anwendung; sie konnte, wenn es ihr darum zu thun war, Herz und Seele des Zuhörers mit ihrer Stimme fesseln.

Aber Soligny mußte abgehärtet sein.

Sie endete ihr Lied; Hilmar, der eben matt geworden war, stand auf und trat zu ihr; theils weil ihr Gesang immer einen unleugbaren Einfluß auf ihn übte, theils weil er die unangenehmen Erzählungen von Rom gern in ihr verwischen wollte, sagte er mit großer Wärme:

„Deine Stimme, Hulda, würde mich aus dem Grabe

wecken können, so sehr hängt meine Seele an diesen geliebten Tönen.“

Hulda war indessen jetzt nicht in der Stimmung, um sich mit dem Lob ihres Gatten zu begnügen. Sie verharrte schweigend.

„Wie heißt die Romanze?“ fuhr ihr Mann fort.

„Le ciel de l'Auvergne!“ rief Soligny zurück, „sie ist leidlich hübsch, aber nicht neu; in Marseille singt man sie zur Orgel auf den Straßen; ich bitte Sie, Hilmar, revangiren Sie Sich im Schach, wir können vor Mitternacht noch eine stattliche Partie zu Stande bringen!“

Hulda stand mit Geräusch auf und schloß den Flügel; sie nahm eine Kerze und empfahl sich mit frostigem Gruß.

Adele folgte ihr auf ihr Zimmer; sie fand sie mit mürrischer Miene in einem Sessel liegen, während sie ihre Uhr repetiren ließ. Diese zeigte auf eilf.

„Schon eilf Uhr?“ meinte Adele.

„Schon?“ spottete Hulda, „wahrhaftig ich finde nicht, daß der Abend Flügel hatte, ich hätte auf Mitternacht gewettet.“

„So war die Zeit schleppend für Dich?“

„Ueber alles Maaß.“

„Der Gast gefällt Dir nicht?“

„Nein.“

„Aber man nannte ihn früher interessant, Rudolph liebte ihn sehr.“

„Ich bedauere Rudophs Geschmack.“

„Es thut mir in Wahrheit leid, daß Soligny sich oft so wenig Mühe giebt, zu gefallen.“

„Vielleicht hält er es in Lerchenhain nicht der Mühe werth.“

„Das thut er nie; es liegt ihm am Beifall nichts; ja, ich müßte glauben, er verstehe weder Liebe noch Freundschaft, wenn er nicht mit solch' ausdauerndem Interesse an Rudolph gehangen hätte.“

„Und Rudolph?“

„Liebte ihn früher und verehrte ihn später.“

„Aber Hilmar? Die Beiden scheinen sich nicht zu verstehen.“

„Gewiß nicht, doch ist Hilmar gütig genug, um Rudolphs Andenken willen die Sonderbarkeiten Soligny's zu übersehen.“

„So möge der Himmel geben, daß es dem Sonderling nicht allzu lang in Lerchenhain gefalle, mir graut vor ihm.“

„Du übertreibst, liebe Hulda, er ist schroff, aber er ist edel.“

„Möglich, indessen ist Schroffheit die unbequemste Eigenschaft, die ich in meiner Nähe dulden mag, und wenn der Italiener hier allzu lange bleibt, so gehe ich in die Stadt.“

„Hulda!“

„Gewiß; das Landleben fesselt mich ohnehin nicht; der Italiener wird es mir vollends verleiden; ich langweile mich hier, das ist ein Uebel, welches ich früher nicht kannte, seit meiner Verheirathung —“

„Aber liebste Hulda —“

„Mein Himmel, Adele, es ist die Wahrheit! Hilmar ist gut und liebenswerth, aber er hat auf dem Lande lauter langweilige Interessen angenommen: ich kann sie nicht mit ihm theilen.“

„O, wenn er Dich hörte!“

„Du darfst Gebrauch von meinen Worten machen, ich sagte sie ihm schon; es ist nicht meine Schuld, daß ich keine Anhänglichkeit für die Reize des Landlebens in mir finde.“

Adele, die eigentlich kein Verständniß für solche Aufregungen über Nichtigkeiten hatte, fuhr in ihrer milden Weise fort:

„Hilmar bedarf aber jetzt der Landluft so sehr, denn seine Augen sind leidender als je.“

„Weil er sie nicht schont, weil er die grelle Sonne nicht vermeidet.“

„Nein, die Sonne ist ihm nicht schädlich, denn sein Leiden ist nervös, und frische Luft das erste Heilmittel.“

„O, er schlug dem Arzt das Mittel vor, weil es seinen Neigungen schmeichelt, Du siehst ja, es hat nichts geholfen.“

„Ihr seid auch kaum drei Wochen hier.“

„Kaum? ich bitte Dich, Adele, bleibe nicht so kaltblütig, wenn ich so aufgeregt bin!“ rief die verwöhnte Frau heftig.

Adele nahm ihr Licht und bat beim Abschied: „Laß Hilmar nicht wissen, wie unangenehm Dir Soligny ist.“

Hulda warf den Kopf zurück.

„Wer denkt an den Italiener?“

„Gewiß tragen seine Seltsamkeiten zu Deiner Verstimmung bei und ich wünschte, Hilmar erführe sie nicht, denn er selbst ist nur aus Rücksichten für das Andenken seines Bruders geneigt, Lothars Nähe zu dulden.“

Hulda nahm die Bitte stumm auf.

---

In der Frühe des andern Morgens ging Hulda in den Garten hinab; sie hatte schlecht geschlafen, und wollte sich in der frischen Morgenluft rosige Wangen holen. Ihr Anzug war mit Sorgfalt gewählt; ein perlgrauer Oberrock von Mouslin fiel über ein gesticktes Unterkleid von Linon; eine kleine Brüsseler Spitzenmütze mit schottischen Bandschleifen hielt

nur mühsam die weichen Flechten zurück, und hochrothe Sammetpantöffelchen vollendeten den einfachen, aber geschmackvollen Anzug.

Ihr Kleid war so lang, wie man es nur in Salons verlangt; es fegte den Kies in den Wegen auf, und streifte den feuchten Thau aus den Buchsbaumeinfassungen; die Blumen auf den Beeten betrachtete sie durch eine goldene Lorgnette; im Allgemeinen waren ihre Augen durchaus nicht schlecht, und die Blumen standen sehr nahe.

Aus den Blüthenparterren führten schattige Wege nach dem Park, dessen dunkle Blätterwände noch kaum von den Sonnenlichtern durchbrochen wurden; es war still, ernst, geheimnißvoll hier. Ein naher Fluß sandte einen silbernen Arm in die Bosquets hinein, er umfaßte die dunkelsten Waldpartien und schuf sie zu einer Insel um. Dort war der Begräbnißpark, und hohe, uralte Ulmen legten sorgend ihre Zweige auf die letzte Ruhestätte der verstorbenen Barone von Este.

Hulda stand einen Augenblick an der weißen Brücke, die über den Arm des Flusses auf die düstere Insel führte. Sie war früher erst ein einziges Mal hinübergegangen, denn sie empfand eine kindische Furcht vor jeder Erinnerung an den Tod.

Auch jetzt zögerte sie; aber sie sah die Thür drüben geöffnet und ging wieder — aus Neugierde hinüber.

In einer weiten Laube von Thränenweiden erhob sich das Monument Baron Rudolphs; ein Piedestal von schwarzem Marmor trug einen weinenden Engel von demselben Stein. Die Arbeit war von Meisterhand, aber sie gab eine düstere Anschauung, und es versöhnte gleichsam, daß zu Füßen des Steins Rosen und Immergrün in reicher Fülle blühten.

Hulda trat näher, ihre Neugierde ward nach ihren An=

sprüchen befriedigt; sie fand Soligny auf dem Stumpf einer Weide sitzen und damit beschäftigt, die Erde um einen Rosenstock herum aufzustacheln; es schien ein Gedankenspiel.

Als er Schritte vernahm, sah er auf und erhob sich zu schleppendem Gruß; sie dankte und wollte vorübergehen.

„Wahrlich, Sie haben das Landleben studirt, gnädige Frau!“ rief er, „Sie stehen früh mit der Sonne auf und träumen im Schatten der Ulmen.“

„Sie irren,“ entgegnete sie kalt, „es ist ein Zufall, der mich so früh herabführte und in die Verlegenheit brachte, Ihre philosophischen Betrachtungen zu stören.“

„Philosophiren?“ lächelte Soligny, „ich bin im Augenblick unschuldig an dem schmeichelhaften Vorwurf; ich kam nicht zum Philosophiren her; ich fand ein Spiel hier, welches mich belustigte.“

„Ein Spiel? hier an Gräbern?“

„Allerdings.“

Soligny bog einen Rosenstrauch zur Seite und zeigte den Hügel eines Maulwurfs, aus dessen oberstem Rand der spitze Kopf des Thieres ~~mit seinen klugen Augen~~ hervorlugte.

„Aber das ist widrig!“ rief sie und trat zurück.

„Im Gegentheil, das ist belehrend, meine Gnädige; warum sollen wir nur bei Menschen Arbeit und Streben bewundern? bei ihnen sind Ehrgeiz und Selbstsucht die Hebel zu jeder Arbeit und That.“

„Es ist mir lieb, daß Adele den Unfug nicht sieht.“

Er änderte den Ton:

„Ah, die sanfte Frau hielt vielleicht die Ruhestatt des Todten profanirt durch das widrige Gethier. Wunderlicher Gedanke, einen solchen Hügel mit Blumen, Kränzen und Bändern zu schmücken, als sei es ein Hochzeitstisch.“

„Nun, es ist eine hübsche Sitte.“

„So? mir scheint es eine Kinderei, ein mattes Hingeben an phantastische Grillen. Gebt der Erde, was sie begehrt und bindet es nicht mit Blumenketten an Euer seufzendes Herz, das endlich der Seufzer doch müde wird, und sich der besten Philosophie — dem Vergessen — hingiebt.“

„Man kann Ihnen den Vorwurf der Sentimentalität nicht machen,“ entgegnete Hulda halb erschreckt, halb lächelnd.

„Es würde für mich in der That ein Vorwurf sein.“

Hulda hatte während dieses Gesprächs ihren Weg fortgesetzt, Soligny war an ihrer Seite, sie umgingen die kleine Insel im Zirkel und kamen auf dem Rückwege wieder an Rudolphs Grab.

Soligny bückte sich, um die Arbeit des kleinen Gräbers noch einmal zu besehen; das Thier hatte sich dicht am Rosenstrauch festgenistet, er bog die Blume zurück, der schlanke Stengel knickte in der unachtsamen Berührung, da brach er ihn vollends durch und warf ihn über den Stein.

„O, Sie freveln grausam an dem Cultus von Adelens Erinnerungen.“

Er schwieg.

Die Pause bedrückte Hulda.

„Ich beklage: Rudolph nicht gekannt zu haben,“ fuhr sie fort, „man rühmt ihn sehr.“

„Nicht mit Unrecht, er hatte viel Liebenswürdigkeit, doch wenig Charakter.“

Sie stutzte.

„Er war ihr Freund?“

„Ja.“

„Fanden sich viele Sympathieen bei Ihnen?“

„Nicht eine, aber wir ergänzten uns, und darum vermisse ich ihn.“

„In der That?“

„Ja, denn man vermißt weniger das, was mit uns im Einklang steht, als das, was die Lücken in unserem Sein ausfüllte; es gab der Lücken viele, — Rudolph war gefällig.“

---

Hulda gab einstweilen ihren Wunsch, Lerchenhain zu verlassen, auf; sie gedachte der staubigen Straßen in der Residenz und des guten Tones, der da verlangt, mindestens drei Sommermonate auf dem Lande zuzubringen. Soligny sprach viel zum Lob des Landlebens, ob aus Ironie oder Geschmack, erkannte sie nicht. Adelens Wunsch war es in Wahrheit, ihm den Aufenthalt in Lerchenhain angenehm zu machen.

Hilmar verhielt sich passiver, als es seine Gewohnheit war; sein Augenübel hatte sich sehr gesteigert, und die Unthätigkeit, zu der er verdammt war, rüttelte mächtig an seiner guten Laune. Er kannte längst Hulda's Unfähigkeit, sich der bedrückten Stimmung Anderer anzuschmiegen, ihre völlige Unkenntniß in der liebenswürdigsten Eigenschaft der Frauen, die eigenen Wünsche und Liebhabereien denen ihrer Umgebung unterzuordnen. Empfand er nun gleich bei dieser Ueberzeugung ein großes Mißbehagen, so forderte er sie doch mit keinem Wort zu Rücksichten auf, die dann für den Empfänger lästig werden, wenn das eigene Gefühl sie nicht gelehrt hat. Er zog es vor, sich mit der Einsamkeit seines Krankenzimmers zu begnügen, ehe er die ungeregelten hastigen Dienstleistungen seiner Frau beanspruchte, welche die Luft eines Krankenzimmers für erstickend, und die Laune eines Kranken für aufreibend erklärte.

Hilmar brachte die Zeit des Tages, wo die Sonne blendete, in seinem grün verhangenen Cabinet zu. Wenn Adele kam, so ging er meist gern auf ihre Unterhaltungen ein; kam Hulda herein, so war ihr erstes Beginnen, die Fenster zu öffnen, um frische Luft zu haben; dann goß sie sich ihr Battisttuch voll wohlriechender Essenzen, um ihre Nerven für den widrigen Einfluß zu entschädigen, den die einfache Augensalbe Hilmars auf dieselben übte. Nun setzte sie sich, nahm ein Buch, blätterte, las laut und räusperte sich unaufhörlich, versicherte, Hilmars Wahl der Bücher sei die eines Stockgelehrten; sie schlug einen französischen Roman vor, er dankte; sie bewegte sich ununterbrochen auf ihrem Sofa hin und her, rauschte angreifend mit ihrem Seidenkleid und erinnerte sich in jedem Augenblicke irgend eines Geschäftes, das sie hinaus rief.

Hilmars Verstimmung nahm mehr und mehr zu, ohne daß er sich darüber aussprach.

Soligny hatte eine Art Atelier eingerichtet und entwarf fortwährend Skizzen; er erwähnte niemals seiner Abreise.

So gingen einige Wochen hin.

Einst traf er Hulda lesend unter der Veranda; sie schien nicht sehr gefesselt, denn sie hielt gähnend das Buch.

Er setzte sich zu ihr.

„Sie scheinen gelangweilt?“

„Ueber alles Maaß.“

„Eine arge Plage.“

„Unerträglich.“

„Gehört Langeweile zu Ihren dauernden Feinden?“

„Zuweilen, mein Leben ist einförmig.“

„Weil Sie Vergleiche anstellen, Sie können Ihre früheren Triumphe nicht vergessen.“

Sie erröthete; er fuhr fort:

„Freilich ist es ein seltsamer Wechsel, früher für jeden Hauch Ihrer Lippe ein Bravo, jetzt ein so kleines Publikum, daß es sich nicht der Mühe lohnt, um seinen Beifall zu werben.“

„Sie spotten, Soligny.“

„Nein, ich suche in meinen Erinnerungen. Vor etwa acht Jahren hielt ich mich einige Tage in Aachen auf; ich fragte im Hotel nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Man nannte sie mir und fügte die Sehenswürdigkeiten des Tages hinzu; die Aachener sprachen mit Entzücken von einer jungen Sängerin, der man die Zukunft der Catalani prophezeite. Sie war kaum siebenzehn Jahre alt, von piquanter Schönheit und, wie man sagte, von Geist; ja — richtig, es sind jetzt gerade acht Jahre her.“

Hulda richtete ihre schönen Augen halb fragend, halb befangen auf den Italiener, der prüfend seine Blicke in die ihren senkte und nach einer Pause fortfuhr:

„Ich nahm eine Loge nahe der Bühne; man gab Norma, jenes Machwerk Bellini's, welches er mit Sirenenklängen und Elegien zugleich ausstattete. Die junge Dame trat auf; sie war in Wahrheit schön, selbst für ein verwöhntes Auge fesselnd. Sie war schüchtern, aber man machte ihr mit donnernden Bravo's Muth; gehörte ich zu den Weichen, so würde ich sagen: sie hatte dem Schwan seinen letzten Sang abgelauscht, so schmelzend, süß und märchenhaft klang ihre Stimme.“

Soligny's Blick senkte sich tiefer und fester in Hulda's Augen; sie zitterte leicht, ihre Wange flammte.

Er fuhr fort:

„Das Publikum verlor beinahe den Kopf; man warf Blumen in Ketten und Sträußen auf die Bühne. Aus der

zweiten Rangloge flog ein Hyacinthen-Bouquet herab; es war nicht geschickt geworfen und löste sich im Fallen auf, so daß die Blumen auf die Sammetbrüstung einer Loge des ersten Ranges fielen. Darinnen saß ein junger russischer Fürst mit seiner bildschönen Gemahlin; er fing die Hyacinthen auf, nahm von dem Arm seiner Gemahlin eine Spange mit Brillanten, umschloß die Blumen damit und warf sie dann hinab. Alle Zeitungen prießen das Glück der Stadt, die ein solches Phänomen in ihren Mauern barg. — Wie gefällt Ihnen die Geschichte, gnädige Frau?"

Hulda lächelte.

"Beendigen Sie, ich bitte."

"Ich bin zu Ende, mir bleibt nur noch der Name zu sagen; die Sängerin hieß Hulda Sarbonne."

"Sie haben ein treues Gedächtniß."

"Nicht treuer als das Ihre."

"Es ist wahr, ich erinnere mich jenes Abends."

"Das wundert mich, denn er hatte noch viele seines Gleichen."

"Es galt damals meinem ersten Auftreten, nachdem ich aus dem Conservatorium zurückgekehrt war."

"Das Auftreten versprach Erfolge und hat sie erfüllt."

"Es ist vorüber," seufzte die junge Frau.

"Wahrlich, Sie hatten eine helle Vergangenheit, es muß schön sein, sich an Erinnerungen zu sonnen."

"Nicht allzu sehr."

"Aber man bot Ihnen Entschädigung."

Sie schwieg.

"Hilmar vergöttert Ihre Stimme."

Sie warf mürrisch die Lippe auf.

„Er schwärmt auch zuweilen für die Stimme von Grasmücken und Lerchen.“

„Vielleicht hat er nicht das rechte Verständniß der Kunst?“

„Er wähnt es zu haben.“

Soligny erhob sich jetzt, verbeugte sich ungewöhnlich höflich und sagte zum Abschied: „Verzeihung, daß ich Ihre Lektüre störte.“

Sie blieb allein; ihre Phantasie war aufgeregt; ihre Eitelkeit ließ eine Erinnerung nach der andern vor ihre erregten Sinne treten. Die Triumphe ihrer Vergangenheit stiegen wie blendende Leuchtkugeln über das Düster, welches Verdruß und Langeweile um ihre verwöhnten Sinne gelegt hatte. Sie hörte im Geist den Beifall, die donnernden Bravo's, sie sah den Blumenregen, der auf sie herabströmte; damals gesucht, bewundert, vergöttert, jetzt — von der Menge vergessen! „Wie? ist das Glück meiner Ehe denn so groß, daß es mir Ersatz giebt für das, was ich ihm opferte? Aus der Reihe des Ungewöhnlichen bin ich zu dem alltäglichsten Loos der Frauen herabgestiegen. Man hält es nicht der Mühe werth, mich den Alltäglichkeiten zu entziehn, man fordert nur die prüden Tugenden einer im Pflichtgefühl verschanzten Bürgerfrau von mir. Hilmar denkt nicht mehr daran, mich mit den kleinsten Aufmerksamkeiten zu umgeben; er baut auf seine Selbstsucht ein Heer von Ansprüchen, deren Erfüllung er mit mürrischem Ernst hinnimmt. Er findet es weder verletzend, wenn er in warmer Rede der Tugenden des bleichsüchtigen Fräuleins von Wellneck gegen Adelen erwähnt, noch beachtenswerth, wenn ich stundenlang die Stickluft seines Krankenzimmers einathme.“

In ähnlicher Weise fanden die Ideen Hulda's eine neue Bahn, die ihr hinlänglich Zerstreuung bot. Sie strich aus ihrer

Vergangenheit die vielen Schatten, die damals manchen Triumph gemäßigt hatten. Soligny ließ in seinem Benehmen jetzt zuweilen mehr den Cavalier, als den Sonderling hervortreten. Er hatte in Betreff Hulda's Vergangenheit manche Kenntniß und eine alles Mangelnde ersetzende Combinationsgabe; die lockenden Bilder der Erinnerung entwarf er mit besserer Hand und mehr Geschick, als seine Figuren auf der Leinwand.

Hulda nahm ihre Singübungen mit krankhafter Aufregung wieder vor; sie brachte die Morgenstunde, welche Hilmar in seinem einsamen Zimmer verträumte, vor dem Flügel zu. Ihre Stimme hatte nicht sehr viel von ihrem Metall verloren, und Uebung sollte die kleinen Mängel verbessern, die sich mit der Zeit eingeschlichen hatten.

Soligny malte und skeptisirte.

So fügten sich noch einige Wochen an die verflossenen.

Die Einsamkeit einer Krankenstube ist das beste Audienzzimmer für grübelnde Gedanken; der Druck eines physischen Leidens, ein wahrer hätschelnder Beschützer für schwermüthige Grillen. Hilmar gehörte nicht zu den leicht Entmuthigten, aber auch nicht zu den Geduldigen. Er duldete Plagen schweigend, aber mit dem vollen Bewußtsein, daß es Plagen seien. Seine Verstimmung über Hulda gestand er sich nicht als solche ein; ja zuweilen glaubte er noch, der verwöhnten Frau gegenüber Rücksichten nehmen zu müssen, so daß er ihr beinahe Abbitte wegen seines Krankseins gethan hätte, das ihn zum Gesellschafter untauglich mache, und sie der ohnehin gefürchteten Einsamkeit hingebe. Soligny's Gesellschaft war ihm unbehaglicher, denn je, wohl wünschte er für Hulda eine Unterhaltung, aber nicht solch' aufreizende, scharfe, wie die des Italieners. Er fand diesen oft so schroff und anmaßend, dann wieder so rücksichtslos vertraulich gegen die Damen, daß er

ihn in seinem Herzen für die unerträglichste Plage erklärte, die ihm das Testament seines Bruders zum Dulden empfohlen hatte.

Zuweilen aber auch war sein Verdruß über Hulda größer, als seine Nachsicht; dann dachte er an Rudolphs langes Krankenlager, an Adelens aufopfernde Pflege, und schloß seine Reflexionen im Geist mit einem Gedankenstriche, der nur eine große Lücke ausfüllen sollte.

---

In der Dämmerstunde eines Herbsttages suchen wir in der Residenz, wo unsere Erzählung begann, ein wohlbekanntes Haus auf. Die letzten Sonnenlichter drangen kaum durch die Spalten schwerer Damastvorhänge, die das Innere eines kleinen Salons fast immerwährend in jenem behaglichen Halbdunkel hielten, welches man als besonders bevorzugt von träumenden, denkenden, aber nicht thätigen Naturen hält.

Diese Anwendung schien hier nicht vollkommene Geltung zu finden, denn beide Damen, die den geschmackvoll möblirten Salon inne hatten, waren emsig beschäftigt. In einem Sessel von schwarzem Plüsch saß eine Matrone, das echte Bild einer jener würdigen Frauen, denen zahllose Schicksale des Lebens ein Fältchen nach dem andern auf die hohe Stirn zeichnen, ohne das milde Lächeln, das Zeichen der Geduld und Ergebung ganz verwischen zu können. Solch' Lächeln ist ein hoher Reiz alternder Frauen, es ist gleichsam noch eine Mitgabe aus der Jugend, und gesellt die Rechte jener fernen Vergangenheit, Heiterkeit und Frische, zu der Würde des Alters. Die Matrone trug ein graues Taffetkleid, eine Mantille von demselben Stoff, mit einem Revers von schwarzen Spitzen und ein Häubchen von ähnlicher Arbeit. Ihr Haar war völlig

weiß und fiel glatt gescheitelt unter der weitvorgehenden Schneppe des Mützchens zurück. Das Gesicht hatte von früherer großer Schönheit nur noch den reinen Schnitt des Profils und lange dunkle Augenwimpern bewahrt; außerdem war es schonungslos gealtert, und die feinen Hände, die eben beschäftigt waren, die seidenen Maschen eines Filetnetzes in einander zu schlingen, waren gefurcht, aber zeigten noch immer selten schöne Form.

Der würdigen Frau gegenüber saß ein junges Mädchen von etwa drei und zwanzig Jahren; dieses hatte bis vor wenigen Augenblicken an einem kleinen einfachen Pastellbildchen gemalt und schloß es jetzt bei einbrechender Finsterniß mit Farben, Pinsel und Original sorgfältig in ein Etui.

„Hast Du bald geendet, Helene?“ fragte die Dame und blickte prüfend zu ihr hin.

„Nein, Mama, ein rasches Arbeiten ist mir überhaupt nicht gegönnt, ich habe unbestritten wenig Talent und finde Schwierigkeiten, wo Andere keine erkennen würden.“

„Vielleicht stellst Du zu hohe Anforderungen an Dich; es verlangt ja Niemand etwas Anderes von Dir, als den gewissenhaften Versuch eines Laien.“

„Gewiß, Mama, und kaum stelle ich meine eigenen Ansprüche so hoch; das Wort gewissenhaft begehrt eine sorgfältige Deutung.“

Die Generalin lächelte:

„Ich glaube kaum, daß Du das Wort zu oberflächlich deutest, indessen lassen wir das Thema; ich wünschte, Du fülltest die Pausen des Dämmerstündchens mit einem einfachen Lied auf dem Piano aus.“ Helene erhob sich bereitwillig und öffnete den Flügel; sie präludirte und stimmte eine französische Romanze an.

„Mein liebes Kind, diese kleinen französischen Spielereien sind nicht vortheilhaft für Deinen Vortrag, Du führst ihn nicht rasch, nicht belebt, nicht spielend genug; ich bitte, singe ein ernstes, einfaches Lied.“

Die Tochter sann einen Augenblick nach.

Die Generalin fuhr fort:

„Ich hörte gestern Abend aus meinem Schlafzimmer ein Lied von Dir singen, welches mir unbekannt schien; willst Du es mir nicht wiederholen?“

Die Dunkelheit ließ Helenens Erröthen nicht erkennen, nur ihre Stimme zeigte ein leichtes Schwanken, als sie erwiderte:

„Ich möchte lieber ein Lied singen, welches Deinen Beifall hat, Mama.“

„Und zweifelst Du hier?“

„Ich bin wenigstens dessen nicht gewiß.“

„So laß mich hören, damit ich entscheiden kann.“

„Aber liebe Mama.“

„Ich verstehe Dein Zögern nicht, mein Kind.“

Helene nahm schweigend ihren Platz wieder ein; sie kämpfte sichtlich mit ihrer Verlegenheit, endlich begann sie das Lied mit bebender leiser Stimme, die weder umfangreich, noch in ihren Leistungen überraschend, die ebenwohl, wie das ganze Wesen Helenens, mehr wohlthuend als frappirend war.

Das Lied, für dessen Text sie keine Fürsprache bei ihrer Mutter zu finden glaubte, lautete also:

„Es wogt wie steigende Wellen
Im Herzen hin,
Und sehnende Wünsche schwellen
Den kranken Sinn.

Es pocht mit ängstlichen Schlägen
Das arme Herz,
Es möchte zur Ruh' sich legen
Mit seinem Schmerz.

Es kennt kein ander' Verlangen,
Als Frieden still,
Wer ist's, der dem Herz, dem bangen,
Ihn wehren will?

Längst hat es ja dem entsaget,
Was es gewollt,
Es hat nicht einmal geklaget,
Wie es gesollt.

Und doch kann es Ruh' nicht finden,
Die ihm gebricht; —
Ein Herz kann nur überwinden,
Vergessen nicht."

Frau von Wellneck war leise aufgestanden und hatte sich ihrer Tochter genähert, jetzt bog sie sich zu ihr nieder und sagte: „Ich brauche nicht zu zweifeln, daß Du den Text zu diesem Sang dichtetest?"

Helene senkte den Kopf.

„Armes Kind, ich hatte gehofft, Du würdest mit mehr Ruhe in die Heimath zurückkehren."

Die Tochter legte ihren Kopf an die Schulter der Mutter und erwiderte:

„Ich bin ja ruhig, meine Mutter."

„Nein, nein, Dein Lied sagt mir, daß Du es nicht geworden bist und doch hoffte ich so viel von dieser Reise. Ueber drei Jahre haben wir im Auslande zugebracht und nun wir zurückkehren, ist eigentlich nichts gewonnen."

Helene bedeckte die Hand der Generalin mit Küssen.

„O, glaube das nicht, Du siehst ja, ich bin heiter.“

Frau von Wellneck seufzte: „Heiter? mein liebes Kind, Du mußt eine seltsame Deutung für das Wort haben, ich kann sie nicht mit Dir theilen; seit jenen drei Jahren habe ich keinen wirklich jugendlichen Frohsinn an Dir gefunden, so ruhig und zufrieden Du auch schienst.“

„Nun, Mama, es giebt Naturen, welche Heiterkeit empfinden können, ohne die Fähigkeit zu haben, sie Andern überzeugend vor Augen zu führen; vielleicht gehöre ich zu diesen, ohnehin bin ich ja auch so jung nicht mehr.“

„O über Euch Kinder, die Ihr mit dem achtzehnten Jahre die Jugend erschöpft und das Glück auf seinem Gipfel glaubt! Wenn Ihr doch nur einmal begreifen lerntet, daß jene Zeit des Lebens mit ihren Unruhen, Schwankungen und krankhaften Wünschen nicht die ist, in der man allein glücklich zu sein berechtigt ist; wenn ihr doch nur einmal lernen wolltet, daß an einer Täuschung jener Jahre nicht das Glück — ich meine das wirkliche — Eurer Jugend scheitern muß. Helene, es thut mir leid, daß ich noch einmal einen Gegenstand berühre, den ich längst für erschöpft hielt; sage mir, willst Du mit den krankhaften Thränen um Este's Verlust fort und fort Deinen Blick für die Freuden trüben, welche Dir das Leben noch von allen Seiten entgegenreicht, wenn Du sie nur sehen wolltest. Es ist wahr, ich kann nicht über Dich klagen, Du hast vom ersten Moment an Dich geduldig gefügt, aber — vergieb — Du hast nicht einen Versuch gemacht, Dich von jenen Einflüssen zu befreien, die Hilmars Andenken auf Dich üben. Du schmückst in Deinem Herzen einen Altar mit Treue und Anhänglichkeit, welche der, dem sie gewidmet ist, nicht begehrt und nicht begreift. Este hat nie einen Maaßstab für Deine Liebe gehabt, Helene; es kann zur Selbstsucht

werden, wenn Du auf Kosten Anderer dies Gefühl nur für den Einen pflegst und bildest, der es nicht versteht und nie verstanden hat.“

Ein kaum verhaltener Seufzer unterbrach die Mutter; diese schlang ihren Arm zärtlich um ihr Kind und fuhr fort:

„Sage mir, Helene, was sollte aus den armen Menschen werden, wenn sie sich alle so hartnäckig weigerten, zu vergessen, wie Du es thust?“

„O, es thut mir wohl, nicht zu vergessen!“ rief die Tochter.

„Das bildest Du Dir ein, weil Du Dich in Deine Grübeleien so hinein gewöhnt hast, daß Du Dich nicht heimisch fühlst, sobald Du nicht in ihnen versunken bist; auch sollst Du ja nicht so vergessen, daß jene Erinnerungen ganz in Dir vertilgt werden, — Du sollst nur die Vernunft einmal mitreden lassen, Dich fragen, ob Hilmar es um Dich verdient, daß Du Jahre lang keinen anderen Gedanken fassen kannst, als das kurze Glück Deiner Verlobung; Hilmar —“

„O, sage nichts über ihn, Mütterchen, wirf ihm keine Untreue vor, denn genau überlegt, so hatte ja Fräulein Sarbonne ältere Ansprüche an ihn, als ich.“

„Du bist erfinderisch, doch gut — mag es sein; wenn Du aber jene Ansprüche anerkennst, so kannst Du für Deine eigenen keine Entschuldigung finden; mit welchem Recht hängst Du Jahre lang an dem Bild eines Mannes, der, ehe er Dich kannte, schon einer Andern gehörte?“

„Ach, Mutter, Du bist sehr hart.“

„Nein, ich bin gerecht; fällt Hilmars Schuld hinweg, so fallen auch Deine Ansprüche, bleibt sie stehen, so kann ich Dir nicht das Wort reden, wenn Du um seinetwillen Diejenigen vernachlässigst, die Deine Anhänglichkeit und Treue

besser gewürdigt haben würden, als Herr von Este, der Dich um einer schönen Abenteuerin willen vergessen konnte."

"O, sie war schön und liebenswerth!" rief Helene.

"Es ist viel, daß sie das selbst in Deinen Augen ist; man kann nicht sagen, daß Du ihrer mit Unfreundlichkeit gedenkst."

"Vielleicht, Mama, suche ich mich dadurch in meinen eigenen Augen zu heben, daß ich meiner Rivalin einen solch' hohen Platz anweise."

"Hulda Sarbonne hat wenigstens keine strenge Richterin in Dir gefunden."

"Sie liebt Hilmar."

"Gut, wenn dem so ist, so wird er glücklich sein und das war ja Dein Wunsch, nicht wahr? Hast Du nun niemals nach jener Zeit den Wunsch empfunden, zu Jemandes Glück beitragen zu können? Ich kenne Deine Antwort schon, sie lautet dahin, daß Du bei mir bleiben und meine letzten Tage erheitern willst. Das ist kindlich und gut von Dir und ich nehme es mit Dank an. Aber ich bin alt, Helene, so alt, daß ich nur noch wenige Jahre vielleicht Verständniß für die Interessen der Jugend haben kann. Es thut mir wehe, daß Du schon bei meinem Leben einsam sein wirst, noch weher, daß Du nach meinem Tode ganz verlassen stehst. Dir leben keine Brüder, keine Verwandte, Niemand, an den Du noch Rechte hast, und doch ist es Dir Bedürfniß, für Andere zu sorgen und Dein Gemüth ist reich an Liebe. Sage, mein Kind, bebst Du nicht vor solcher Einsamkeit? Ist es Dir denn ein so quälender Gedanke, daß Klarenberg's bewährte Liebe Dich ihr entreißen kann?"

"Ich glaube, Mutter, Klarenberg täuscht sich über sein Gefühl," wandte Helene schüchtern ein.

„Solche Täuschungen pflegen nicht Jahre lang zu dauern; er warb schon um Dich, ehe Este es that und ihn bei Dir verdrängte; er blieb Dein wahrer Freund, selbst als Du ihm verloren schienst; dann folgte er uns nach Italien und umgab Dich mit allen Beweisen der innigsten Zuneigung, ohne Deine Trauer über Hilmar mit Ungeduld oder Unmuth anzusehen. Du wiesest ihn nochmals zurück, und er hörte nun auf, Dir seine Liebe zu zeigen, weil Du verletzt dadurch erschienst. So kehrten wir zurück; mein erstes Wiedersehen mit ihm überzeugte mich, daß er fester an Dir hing, als je; ich täuschte mich nicht, denn er hat seine Werbung nochmals erneut. Du siehst, er versteht es, eben so treu zu sein, als Du es bist, nur mit dem Unterschied, daß er seine Treue einem würdigen, Du einem unwürdigen Gegenstande zuwandtest.“

„Und welche Antwort hast Du Klarenberg gegeben, Mutter?“ fragte Helene trübe.

„Ich übernahm vor Jahren den unangenehmen Auftrag, dem liebenswürdigen Manne Dein Nein zu sagen; diesmal kann ich Dir das Opfer nicht wieder bringen, Du mußt ihm die Antwort selbst geben, aber Du bist frei, Du darfst sie Ja oder Nein sein lassen.“

„Warum aber soll Klarenberg sich mit einem getheilten Herzen begnügen, da er die Eigenschaften besitzt, das ganze Herz einer Frau auszufüllen?“

Die Generalin lächelte verstohlen.

„Weil er lieber dies halbe Herz besitzen will, wenn es das Deine ist, als das ungetheilte einer Andern.“

„Darin eben täuscht sich Klarenberg, und sobald ich seine Frau wäre, würde er mir so gut, wie jeder Andern, aus einem getheilten Gefühl einen Vorwurf machen; nein, Mütter-

chen, rede mir nicht zu, Klarenberg ist edel, ich darf ihn nicht täuschen."

"Klarenberg kennt und ehrt Deine Vergangenheit."

"Und würde als mein Gatte die Erinnerungen doch nicht dulden."

"Vielleicht würde er sich bestreben, sie behutsam aus Deiner Seele zu nehmen, um sein Bild darin zu befestigen; wäre ihm das zu verargen?"

"Nein, aber es ist unmöglich, und darum muß ich ihn nochmals mit meinem Nein betrüben."

"Thue es, wenn Du nicht anders kannst, aber hüte Dich, daß Der, dem Du solche romantische Treue bewahrst, von Deinen Opfern nichts erfährt; er hat so wenig Verständniß für Opfer dieser Art, daß er sie nur belächeln könnte, — das würde verletzend für Dich sein. Uebereile Dich nicht mit Deiner Antwort für Klarenberg; er hat so viele Jahre mit Geduld gewartet, daß Du Deinen letzten Entschluß nicht um Tage zu beeilen brauchst. — Kleide Dich jetzt an und fahre mit mir in die Oper; Du wirst nicht weiter aufgeregt werden, denn Klarenberg ist auf einige Tage abwesend; es ist nicht gut, wenn Du Tag für Tag einsam in Deinem Zimmer zubringst, wo Du bei jedem gewohnten Gegenstand, den Du siehst, Dich wieder in die alten Grübeleien verlierst."

Helene gehorchte, aber heute ging es langsam mit ihrer Toilette; die Hände waren wie gelähmt und sie brütete über den harten Worten: "Der, dem Du solche romantische Treue bewahrst, versteht solche Opfer so wenig, daß er sie nur belächeln kann."

Im Opernhaus hatte sich eine glänzende Menge eingefunden, man gab nach langer Unterbrechung zum ersten Mal Bellini's Romeo und Julia wieder.

Als Frau von Wellneck mit ihrer Tochter etwas verspätet in die viersitzige Loge trat, war bereits der eine Vorderplatz von einer Dame eingenommen, die theils wegen ihres brillanten Anzugs von violettem Sammet, mit Hermelin verbrämt, theils wegen ihrer frappanten Schönheit, die Augen ihrer Umgebung auf sich zog. Sie hielt ein großes Opernglas vor die Augen und sah sich nicht nach den Eintretenden um; die Generalin nahm an ihrer Seite Platz, während Helene ihren Stuhl in der zweiten Reihe stehen ließ; sie konnte nicht gleich damit zu Stande kommen; die Lehne ihres Stuhles berührte die Schulter der Fremden, Helene bat um Entschuldigung, die Dame wandte sich um, — es war Hulda.

Ein heftiges Zittern befiel das arme Mädchen, ein Blick auf ihre Mutter überzeugte sie, daß diese die Baronin nicht erkannt. Frau von Wellneck hatte sie früher nur einmal auf der Bühne gesehen und sehr unbestimmte Erinnerungen behalten. Aber auch Hulda erkannte Helenen nicht, sie hatte überhaupt nur ein sehr flüchtiges Bild des Mädchens in sich aufgenommen, über dessen Jugendglück sie einst so kaltsinnig gerechtet hatte; auch vermuthete sie sie noch auf Reisen.

Helenens Herz pochte mit ängstlichen Schlägen; sie mußte jeden Augenblick fürchten, Hilmar eintreten zu sehen.

Bald auch öffnete sich die Thür der Nebenloge, Helene athmete leichter auf, — Soligny trat ein.

Ein triumphirender Blick überflog die Gruppe, er erkannte Frau von Wellneck und ihre Tochter und begrüßte sie; dann nahm er seinen Platz auf der andern Seite neben Hulda.

Er fing eine gedämpfte Unterredung an.

„Wie ist Hilmar die Reise zur Stadt bekommen?“

„Gut, aber er gesteht es nicht ein.“

„Wie geht es ihm heute?“

„Uebele Laune, wie immer.“

„Es ist ein Glück, daß er nicht hier ist.“

„Warum?“

„Nun, weil er zeitweise in sentimentalen Stimmungen ist, zu denen er hier Nahrung finden würde, wenn er sich in Reminiscenzen sonnen wollte.“

„Wie so?“

„Der kleine Madonnenkopf aus Rom sitzt dicht an Ihrer Seite, meine Gnädige; möglicherweise könnte er Reflexionen bei Ihrem Gatten erwecken.“

Hulda fuhr auf.

„Ich verstehe Sie nicht, Soligny.“

„Dann schauen Sie Sich nur um, aber behutsam, wenn ich bitten darf, es bringt sonst Fräulein von Wellneck in Verlegenheit.“

Trotz der Warnung drehte sich Hulda rasch um und fixirte Helenen scharf; dieser stieg das Blut in die Wangen, sie war hübscher, als je.

„Ein liebliches Kind.“

„Ihre Rivalin.“

Hulda war ein wenig bleich geworden.

„Bah, gnädigste Frau, warum erblassen Sie denn? Sie sind ja glänzende Siegerin geblieben.“

„Das arme Kind dauert mich.“

„Jetzt oder damals?“

Sie schwieg.

Er fuhr fort:

„Sicherlich jetzt, denn damals hätten Sie Großmuth üben können, sie brauchten nur die Blumen Amors zu übersehen, um die Lorbeeren der Musen zu verfolgen. Sie hätten viele gefunden, Hulda, auf mein Wort! Denn in Aachen — ich

sagte es schon einmal — prophezeite man Ihnen die Zukunft der Catalani; schade, daß Amor ein so geschickter Knabe ist und allen Musen zum Trotz sich aus dem Tempel der neun Schwestern herausholt, was ihm gefällt; wie hätte er da Hulda Sarbonne übersehen können?"

Hulda ging zu spielendem Gesellschaftstone über:

"Das Fräulein ist aber wirklich hübsch."

"Blaß und weinerlich, vorzügliche Kostgängerin vom Kloster Sacre Coeur — wenn es die Mama geduldet hätte — und sicherlich eine vortreffliche Krankenwärterin; — selbst für Hilmars Ansprüche genügend."

Hulda wollte gereizt antworten, da begann die Ouvertüre.

Sie hatte als Romeo einst große Triumphe gefeiert; Bellinische Musik war ihr umfassendstes Studium gewesen. — Sie war jetzt ohnehin erregt und lauschte mit kritischem Ohr. Die erste Arie des Romeo ward gut gesungen; das Publikum applaudirte. Soligny fragte:

"Wie finden Sie das Publikum?"

Sie warf die Lippe auf:

"Bescheiden."

"Und die Sängerin?"

"Unerträglich."

"Wahrhaftig, meine Gnädige, ich bedauere noch jetzt, daß ich damals in Aachen nicht die Vorstellung des Romeo abwarten konnte; man prieß sie in allen Zeitungen in Stanzen und breiten Phrasen; wahrlich, Sie müssen Hilmar morgen die Parthien des Romeo vorsingen."

"Ein großes Publikum, Soligny."

"Das einzige, welches Ihnen bleibt, schöne Frau."

Hulda versank in Schweigen. Die Sängerin des Romeo war in Wahrheit nicht bedeutend, doch hatte sie die allgemeine

Stimme für sich, da man durch Zufall einen Act aufopfernder Großmuth erfahren hatte, den sie an der Familie eines verarmten Componisten ausgeübt. Man zollte ihr auf Rechnung jener That heute mehr Beifall, als sie durch ihre Stimme rechtfertigte.

Hulda's Gedanken eilten zurück zu ihrer Blüthezeit, sie vergaß, daß auch ihr damals Täuschungen geworden, daß Kritik und Intrigue der verwöhnten Sängerin manchen Verdruß bereitet hatte; sie sah sich nur noch in ihrem Glanz; schön, angebetet, der Stern des Tages.

Soligny schürte das Feuer; er hatte Phantasie, wenn er sie gebrauchte, er hatte überhaupt alle seine gewinnenden Gaben, wenn er sie bedurfte, und jetzt war er in dem Falle; er blätterte geschickt in den bunten Bildern ihrer Vergangenheit; er legte ihre erste Kunstreise, von der sie ihm einst selbst erzählt, in piquanten Scenen vor ihr Auge hin, und schob mit vieler Geschicklichkeit eine prosaische Skizze des kranken Gatten nach der andern in den Bericht.

Seine Gewalt über Hulda war nicht mehr unbedeutend und sie gestattete ihm eine Sprache, für welche selbst Rudolph keine Billigung gefunden haben würde, und doch hatte sie sich längst gewöhnt, für ihre ganze Stellung Soligny gegenüber das Andenken Rudolphs verantwortlich zu machen.

Das Stück war zu Ende; Hulda erhob sich rasch; warf noch einen prüfenden Blick auf Helene, grüßte flüchtig und sagte draußen wieder:

„Die Kleine ist wirklich hübsch.“

„Nicht der Mühe werth,“ entgegnete ihr Begleiter, „ich würde wenig Achtung vor ihrer Macht haben, Hulda, wenn Sie keine bedeutendere Nebenbuhlerin hätten besiegen können.“

---

Der Baron war vor einigen Abenden in der Residenz angekommen; Soligny hatte sich mit großer Ruhe als sein und seiner Frau Begleiter installirt, während Adele allein in Lerchenhain zurückblieb.

Hilmar erkannte schon seit Monaten in dem Gast einen Ueberlästigen, den er zwar noch immer mit einer gewissen Rücksicht behandelte, aber auch mit Mißtrauen ansah. Sein Augenübel war eher verschlimmert, Hulda's Theilnahmlosigkeit erhöht und Solignys Einfluß über sie gestiegen. Der Baron nahm jetzt seiner Frau gegenüber eine bestimmte Haltung an, aber die Schonung, die der Arzt streng für die Augen forderte, beschränkte die Sorgfalt, mit der er sich ihr widmete. Er konnte sie nicht fortwährend in sein Krankenzimmer fesseln, da ihr Herz sie nicht hielt und sie dort einen unheimlichen Zwang empfand. Sie begegnete seinen Andeutungen, daß er berechtigt sei, andere Forderungen an ihre Aufmerksamkeit zu stellen, mit einem Heer nichtssagender Kritteleien und verdrießlichen Anspielungen auf seine eheherrliche Despotie.

Endlich schlug er selbst die Rückkehr zur Stadt vor, obgleich er Adelens wohlthuenden Umgang schwer entbehrte. Hulda stimmte freudig ein, und ließ sich nicht einfallen, daß Soligny, dessen Unterhaltungsweise sie in Spannung hielt, nicht in die Uebersiedelung mit einbegriffen sei. Dieser, dem solcher Zweifel ebenfalls nicht in den Sinn kam, miethete in der Stadt ein schönes Hotel und richtete sich glänzend ein, daß Hilmar, der ihn für arm hielt, erstaunen mußte.

Letzterer grollte jetzt heftig mit seinem Leiden, denn es war eine Ahnung über ihn gekommen, daß er eher mit geschärften, als mit verschleierten Augen sehen müsse; er nahm ungeduldig eine Cur nach der andern vor, ohne ihre Erfolge abzuwarten, er begann minder rücksichtsvoll gegen Soligny zu

werden und beharrte bei dessen Besuchen oft in mürrischem Schweigen, während er in anderen Stunden Hulda zu überzeugen suchte, daß Lothar ein grundsatzloser Egoist sei.

Hulda pflegte ihm zu erwidern:

„Das ist möglich, aber Egoismus ist überhaupt ein Zug, der in dem Charakter der Männer so sehr begründet liegt, daß er uns nicht mehr auffällt, Soligny ist ohne Zweifel interessant.“

„Bei gewissen Themen — ja, aber diese sind nicht sehr erquickend, nur wenn er die ganze Schöpfung durch das scharfgeschliffene Glas der Satyre ansieht, dann hat er etwas Witz.“

„Nun ja, aber das ist animirend.“

„Nein, es ist eher verderbend; es gewöhnt daran, alle Beziehungen der Menschen zu einander, selbst alle Pflichten oberflächlich anzusehen.“

„Nun, man kann ja nach seinen eigenen Ansichten ab- und zuthun,“ meinte Hulda.

„Sicher, wenn man anders den guten Willen dazu hat.“

„Du, Hilmar, würdest den besten Willen doch nicht erkennen, dazu ließe Dich Deine Hypochondrie nicht kommen.“

Solche Scenen waren nicht geeignet, die Krankheit des Barons rascher zu beseitigen. —

---

Es war tiefer im Winter.

Hulda trat, in Pelz und dunkeln Sammet gekleidet, in das Zimmer ihres Mannes; ihre Wangen glühten, sie kam aus der frischen Winterluft von einer Schlittenfahrt heim.

Sie brachte in ihren Kleidern einen scharfen Zug des draußen herrschenden Frostes mit in das Zimmer, doch war sie zu aufgeregt, um solches zu bemerken; sie plauderte mit

Hast über mancherlei nichtssagende Dinge der Fahrt und fügte zuletzt hinzu:

„Ich glaube, mein Freund, es wird ein lebhafter Winter geben, viele Bälle und Soireen stehen uns in Aussicht.“

„Ich hoffe sehr, Dich bald an solche Orte begleiten zu können,“ gab Hilmar zurück.

„Später gewiß, doch für's Erste werde ich leider noch auf Deine Begleitung verzichten müssen, da Du noch leidend bist; übermorgen ist Ball bei dem Grafen B., den ich nicht zu versäumen gedenke.“

„Nicht?“ fragte der Gatte gedehnt.

„Nein, aus vielen Gründen nicht, man dürfte glauben, Du legtest mir Veto's auf meine Wünsche.“

„Du sorgst freundlich dafür, daß die öffentliche Meinung mich nicht zum Tyrannen stempelt, ich danke Dir; diesmal muß ich indessen noch auf Nachsicht solcher Kritik rechnen, ich wünsche in der That nicht, daß Du jenen Ball allein besuchst.“

„Mein Freund, es dürfte doch etwas egoistisch von Dir sein, mich fortwährend an Deiner gezwungenen Haft theilnehmen zu lassen.“

Hilmar lächelte ironisch:

„Selbstsucht ist ja ein Grundzug unseres Charakters, er überrascht Euch Frauen längst nicht mehr — sagtest Du nicht so? Glaube mir, mein Wunsch, daß Du jenen Ball nicht besuchen mögest, ist diesmal weder Laune, noch Egoismus — die Bälle des Grafen B., den die Menge genial nennt, weil sie seiner Stellung wegen nicht den Muth hat, ihn barock zu nennen, sind meist so abenteuerlich arrangirt, daß ich Dich nicht ohne meine Begleitung dort wissen kann.“

Hulda kräuselte die schöne Lippe, zog die Locken nachlässig spielend durch die Finger und sagte trocken:

„Nur eine Ehestandsscene.“

---

Der Ballabend kam, Hulda blieb in Wahrheit zu Haus, sie schloß sich schmollend in ihr Zimmer, nachdem sie während des ganzen Vormittags den Stachelreden Soligny's ein allzu williges Ohr geliehen hatte.

Sie saß in ihrem Ankleidezimmer vor ihrer Toilette und fesselte ihre Erinnerungen an die Schmucksachen, die in einer offenen Schatulle vor ihr ausgebreitet lagen. Welch' verführerische Vergangenheit! Da lag das Juwelenarmband des russischen Fürsten, mit dem er den Hyacinthenstrauß der vergötterten Sängerin zusammengeknüpft hatte, dort flimmerten Perlen und Steine aus jenen Zeiten ihrer Triumphe, in denen manche Höfe der schönen Sarbonne Zeichen der Ermunterung und Anerkennung gesendet hatten. Ihre erregte Phantasie übereilte die Gegenwart und baute lachende Luftbilder in die Zukunft; sie gestand nicht ein, wie blendend und doch verworren jene Traumgestalten um ihre eitlen Sinne wogten, aber ihre Gedanken konnten nicht schuldlos sein, denn ihr Auge ward unstät, ihre Pulse glühten.

Plötzlich sprang sie auf und blickte sich scheu um; Alles blieb still um sie her. Sie öffnete hastig einen Schrank ihrer Garderobe; seltsame Costüme hingen darin; alte Fragmente einer geliebten Vergangenheit. Neben dem Sammetmantel des Romeo hing das Büßerhemd der Favorite, der Sternenmantel der Königin der Nacht und die reiche Schleppe der Gräfin Almaviva. Hulda's Hand wühlte in den Kleidern; sie nahm ein frisches zierliches Costüm und kleidete sich rasch an. Bald

stand sie als Alice vor dem hohen Trumeauspiegel, sie flocht ihr reiches Haar über den silbernen Pfeil der Normanninnen und knüpfte flatternde Sammetbänder dazwischen. Der faltige Rock von gelbem Atlas mit Gittern von Goldspitzen und schwarzem Sammet ließ kaum die zierlichen Füßchen sehen. Die Erregung legte prachtvolle Rosen auf ihre Wangen und als sie jetzt die Kerzen aufhob, um sich die vortheilhafteste Beleuchtung zu gönnen, trat sie überrascht vor ihrer eigenen Erscheinung zurück; Hulda war in diesem Augenblicke blendend schön.

Sie eilte in ihren Salon und zündete eine Reihe von Kerzen an; die erste Arie der Alice klang mit allem Zauber von früher über ihre Lippen. Sie begleitete ihr Lied mit lebhaftem Spiel, sie vergaß sich völlig, sie war wieder — Hulda Sarbonne.

Plötzlich schreckte sie auf, Hilmar stand in der Thüre. Seine Augen waren jetzt unbeschützt und sahen so prüfend, so milde zu der aufgeregten Frau hin, daß diese den zürnenden Blick, den sie dem Störer hatte geben wollen, vergaß und sich in hysterischem Schluchzen auf einen Sessel warf.

Hilmars vorherrschendes Gefühl, nachdem er sich von der Ueberraschung erholt, blieb das einer gewissen Rührung; Hulda's unnatürliche Erregung that ihm wehe, sie hatte im Grund noch gar nichts von seiner Liebe eingebüßt, und so trat er jetzt lebhaft zu ihr, faßte ihre widerstrebende Hand und fragte innig:

„Hulda, ist Dein Leben denn jetzt so öde, daß Du mit den Spielereien der Vergangenheit Lücken ausfüllen mußt?“

Sie verharrte in ihrem nervösen Schluchzen.

Er schlang seinen Arm um sie und fuhr in demselben weichen Tone fort:

„Hulda, es ist in der letzten Zeit manches Fremde zwischen uns getreten, wir wollen nicht grübeln, woher es kam, und welche Verhältnisse dazu beitrugen, ihm solche Gewalt zu geben. Gestehe Du es ein, wie ich es thue, mein geliebtes Weib, daß Dich die Stimmungen der letzten Monate quälten, daß sie unser Glück bedrohten, und daß wir Beide dazu beitragen müssen, die Spaltungen wieder auszugleichen.“

„Ich wüßte nicht, wie das geschehen könnte!“ rief sie heftig.

„Nicht?“ fragte er befremdet.

Sie begann ihre Thränen zu trocknen.

„Nun, ich meine, daß ich die Erinnerungen der Vergangenheit bedarf, um die Gegenwart erträglich zu finden.“

Hilmar biß sich auf die Lippe, so daß sie völlig farblos wurde; er sagte gedämpft:

„Ah, ich wußte nicht, daß Du früher so sehr, sehr glücklich warest, Du klagtest doch damals nie über einen Wechsel, dessen Du jetzt so verletzend gedenkst.“

Sie schwieg finster.

Man hörte Schritte im Vorgemach; ein rasches Anklopfen, ein eben so schnelles Oeffnen folgte und Soligny trat so eilfertig ein, daß Hulda die Zeit nicht fand, in ein Nebenzimmer zu flüchten.

Soligny war im schwarzen Ballanzug; sein bleiches unschönes Gesicht zeigte ein wahres Dämonenheer von Spöttereien. Er hob die Lorgnette vor die Augen und pries die Schönheit der Erscheinung Hulda's in allen Tonarten, nur nicht in der, in der man Wahrheit zu erkennen pflegt.

Hilmar faßte ihn unter den Arm und sagte mit erzwungenem Scherz:

„Sie erschöpfen Ihre Galanterien auf Kosten anderer

Momente, in denen sie Ihnen mehr als untreu ist; lassen Sie uns in mein Zimmer gehen und meine Frau erwarten, sie wird so gütig sein, uns ihre Gesellschaft zu gönnen, sobald sie die Flittern ihres hübschen Faschingscherzes vertauscht haben wird.“

Die Männer gingen in das Zimmer des Barons.

Hulda ließ sehr lange auf sich warten; endlich kam sie in dunkelem hochaufsteigendem Kleid von völlig puritanischem Geschmack; ihren Wangen fehlte das lebhafte Colorit der Erregung und der Glanz ihrer Augen litt merklich darunter; sie blieb schweigsam und zerstreut. Auch bei Soligny waren die Worte karg; nachdem er einige Sarkasmen über den Ball des Grafen B., den er etliche Secunden mit seiner Gegenwart beehrt, hingestreut hatte, fühlte er sich unberufen, weiterhin die bedeutenden Lücken im Gespräch auszufüllen.

Der Baron nahm flüchtig und interessenlos einige Tagesgespräche auf, zuletzt fragte Soligny:

„Man bot Ihnen neulich ein Gespann süperber Füchse an, Este, wünschen Sie noch auf jenes Anerbieten zu entriren?“

„Nein, ich fand es nicht preiswürdig.“

Der Italiener dehnte sich.

„Bah, Baron, ich hätte nicht gedacht, daß Sie Ihre Gelder besser zu Rathe hielten, als ich, ich werde das Gespann kaufen!“

„Wer kennt Ihre Fonds?“ lächelte Hilmar.

„Niemand, am wenigsten ich selbst, ich konnte niemals rechnen und lerne es aus Grundsatz nicht. Im Frühjahr stehen indessen die Füchse wieder zu Ihrer Verfügung, Este; sobald die Schwalben kommen, endet mein lockendes Vagabundenleben in Deutschland, ich gehe nach meiner Heimath zurück.“

Ein rascher Blick streifte nach dieser jähen Eröffnung

Hulda, sie saß sehr blaß und ruhig in ihrem Sessel und sprach weder mit Mund noch Blick eine Verwunderung aus.

Sollte er sich in seiner psychologischen Kenntniß getäuscht haben? Schwerlich, — eben weil er die Menschen nie mit Güte und Nachsicht beurtheilte, sondern nur kaltblütig sondirte, so täuschte er sich nicht leicht.

Der Baron konnte kaum einen erleichternden Ausruf unterdrücken, den Soligny's Erklärung in ihm erweckte. Ohne bestimmte Befürchtungen an sein Bleiben geknüpft, das heißt ohne sich diese eingestanden zu haben, knüpfte er doch sehr bestimmte Hoffnungen für seinen häuslichen Frieden an sein Fortgehen.

Er wurde unbemerkt lebhafter im Gespräch.

„Darf man Ihre Pläne für die Zukunft erfahren?“

Solingy verzerrte die Lippe.

„Gern — so viel ich selbst darüber weiß: ich gehe zuerst nach Italien, wiege mich in Venedig in Gondeln und Serenaden, kniee in Florenz vor Marmorstatuen und Madonnen und lasse in Rom die Trümmer klassischer Herrlichkeiten meinen widerspenstigen Geist an die Vergänglichkeit mahnen. In Neapel berausche ich mich im Flammengold der Sonne, die nach sentimentalen Reiseepisteln unserer modernen Touristen nirgends so strahlend in ihr Bett sinkt, als in den blauen Golf. Nebenbei nehme ich Skizzen auf und verpfusche Ausführungen, ich lasse mich behaglich von meinem Genius führen und fliehe meinen größten Feind — die Langeweile, die mich selbst bei der anmuthigsten bürgerlichen Existenz peinigt, und mir ihre schleppenden Bleiklumpen an die Fersen hängt.“

„So sprechen Sie Sich selbst jede Fähigkeit ab, in gleichmäßiger Lebensweise heimisch werden zu können?“

„Nicht ganz, denn ewige Schatten würden mich kaum so

ermüden, als ewige Lichtseiten mich anekeln würden; Reiz aber liegt nur im Wechsel. Im Einerlei verkümmert unser Geist und ich muß mich hüten, nicht geistig das zu werden, was ich durch Ihren Bruder physisch ward — ein Krüppel; — darum gehe ich!"

Es war zum ersten Male, daß Hilmar aus Soligny's Mund eine Erwähnung jener Unglücksthat hörte; er schrack jäh zusammen, er vergaß seinen Groll, seine Mißachtung des Italieners, ja im Moment glaubte er deutlich zu erkennen, daß er einen großartigen Charakter, einen edlen Kern vor sich habe; sein Blick heftete sich halb mit Theilnahme, und um Rudolphs Manen willen, halb mit Demuth zu ihm hin; aber dieser Blick senkte sich rasch wieder, denn er begegnete — auch zum ersten Male — einem so leidenschaftlichen zürnenden Funkeln in den schwarzen Augen Lothars, daß es laut in seinem Herzen rief: "es ist Täuschung, wenn wir Rudolphs Schuld gesühnt und vergeben glauben."

Keiner von den Dreien gab sich die Mühe, und Keinem von den Dreien würde es trotz der größten Anstrengung gelungen sein, an diesem Abend eine leidlich erquickende Stimmung herbeizuführen. —

---

Die Wintersaison mit ihren Bällen, Concerten und ästhetischen Thees war bis zum Ende des Märzmonats vorüber. In Hilmars Befinden trat eine Besserung ein; sein äußeres Auge wurde wieder geschärfter, als sein inneres; mit seinen gleichmäßigen Stimmungen kehrte auch mehr und mehr das Vertrauen zurück, das seiner Natur eigen war. Doch trotz dieses Vertrauens löste sich stets eine fühlbare Beklemmung von seiner Brust, wenn er der Abreise Lothars gedachte.

Es fehlten nur noch wenige Wochen bis zu diesem Zeitpunkte.

Hilmar hatte seine Frau im Nachwinter noch in die Cirkel begleiten können, er that es mit Freuden, aber gewahrte, daß ihre Interessen an jenen Vergnügungen matt geworden waren; auf den Bällen schien sie blasirt und müde, in den Soireen zerstreut. Sie war an Soligny's gewürzte Unterhaltung gewöhnt, und obgleich viele Männer sie mit mehr Geist zu unterhalten wußten, als der Italiener, so hatte doch dieser mit seinen barocksten Phrasen mehr Glück bei der schönen Frau.

Die Morgenstunden brachte sie am Flügel zu; ihre Uebungen blieben unermüdlich und bald hatte ihre Stimme anscheinend die frühere Biegsamkeit und Reinheit wieder erlangt. Hilmar hörte ihr mit dem liebevollsten Interesse zu, aber sein Urtheil, obgleich es viel Kenntniß der Sache zeigte, langweilte sie; Soligny sprach keck seine Ansicht aus; sie wechselte rasch in scharfer Satyre und lebhafter Huldigung; beides reizte sie.

Soligny's Haus, seine Möbel und Equipagen waren bereits zur Versteigerung angesetzt und Hilmars Stirn glättete sich mehr und mehr.

Eines Abends war Hulda in die Oper gefahren; ihr Mann wollte erst später nachfolgen, da er wichtige Briefe von seinem Pächter erwartete. Er stand in seinem einsamen Studierzimmer unbeschäftigt am Fenster und harrte mit Ungeduld auf den Diener. Endlich brachte dieser einige Briefe. Das erste Couvert war von fremder Hand, er löste die Oblate und nahm eine Karte heraus. Bekannte Namen fielen ihm auf, es war die Verlobungsanzeige Helenens von Wellneck mit dem Baron Klarenberg; solche Karten pflegt man gewissenhaft in

der Nachbarschaft zu vertheilen und Hilmar bewohnte durch Zufall dieselbe Straße mit der Generalin. Hilmar hielt die Karte lange zwischen den Fingern und eine dunkle Röthe stieg ihm bis an die Schläfe. Warum wohl? Es konnte doch unmöglich die Erregung der Eifersucht sein, denn jene Braut hatte er selbst einst die Seine genannt und freiwillig aufgegeben, wie hätte er Klarenberg beneiden dürfen?

Indessen ließ er die übrigen erwarteten Briefe außer Acht, schloß die Karte gedankenvoll in sein Taschenbuch und sagte zu sich selbst:

„Klarenberg wird glücklich, sehr glücklich werden, ich weiß allein, daß er es werden muß! Aber sie? vermählt sie sich ihm aus Liebe?“ Hilmar war schwach genug, dies nicht wünschen zu wollen, und eitel genug, dies nicht zu glauben. Klarenberg hatte ja seit mehr denn fünf Jahren um Helene geworben, sie war besiegt durch seine Treue und Geduld — weiter war es nichts, was Beide zusammengeführt hatte.

Beinahe zum ersten Male seit seiner Verheirathung, der zuerst ein Rausch von Seligkeit, dann eine Reihe von Aufregungen gefolgt war, trat die Zeit seiner ersten Verlobung vor seine Seele. Zu dieser Erinnerung gesellte sich ein scharfer Vorwurf, und seltsam! jetzt waren die Gefühle völliger Befriedigung, welche in den ersten Jahren seiner Verheirathung so siegreich mit jedem innern Tadel gekämpft hatten, nicht mehr bereit, ihre frühere Kraft zu bewähren. Der Vorwurf stand kalt, schroff und fordernd vor seiner Seele, und als seine Gedanken sich zu Hulda's bezaubernder Erscheinung flüchten wollten, da konnte er sie sich nur vergegenwärtigen mit den Mienen des Unmuths in seinem einsamen Krankenzimmer. Endlich hatte sein Geist doch das Bild der schönen Frau wieder aufgebaut, der Verdruß war von ihren Lippen glücklich

verbannt und ihr reizendes Lächeln dafür zurückgekehrt, aber seine Phantasie war heute treulos, sie stellte auch schnell den verhaßten Italiener hin und das Lächeln der gefeierten Frau galt diesem.

Die Stunden gingen schleppend in grübelnden Gedanken hin; endlich wandte er sich mit Anstrengung dem erwarteten Briefe aus Lerchenhain zu; dieser war von seinem Pächter und enthielt die Nachricht, daß ansehnliche naheliegende Ländereien, die einen andern Besitzer hatten, verkauft werden sollten. Este wünschte sich schon lange den Ankauf und die dadurch ermöglichte Vergrößerung von Lerchenhain und er beschloß, am folgenden Tage hinzureisen, um das Geschäft zu schließen, was in vier und zwanzig Stunden geschehen sein konnte.

Hulda kam vor Schluß der Oper zurück; als sie den Reisewagen ihres Mannes im Thorflügel stehen sah, durchflog ein nervöses Zucken ihre Glieder. Rasch eilte sie an Hilmars Arbeitszimmer vorüber und warf sich in ihrem Boudoir erschöpft in das Sopha.

Er suchte sie dort auf.

„Du reisest, Hilmar?“ fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Nur auf einen Tag, liebe Hulda, übermorgen Abend kannst Du mich zurück erwarten; ich werde eilen, so viel ich vermag, und mein Herz wird mir keine lange Abwesenheit gestatten,“ fügte er zärtlich hinzu.

Sie entzog sich seinen Umarmungen, öffnete den Mund, um etwas zu sagen und schloß ihn verlegen wieder. Nach einer Pause warf sie mit gleichgültigem Ton hin:

„Du hast Geschäfte in Lerchenhain?“

„Ja, die langersehnte Vergrößerung des Gutes steht endlich in Aussicht; ein Theil der Wiesen und Waldungen des

Grafen H. sind mir zum Kauf angeboten, ebenso die Meierei und der Weinberg, der Deinen Beifall hatte. Wir können den Park erweitern und eine Menge hübscher Anlagen vornehmen, ohne Adelens Einrichtungen zu verletzen. Das Bassin, welches Du im vergangenen Sommer wünschtest, kann mit Leichtigkeit gegraben werden, denn was wir in der Nähe des Gutes an Wiesen verlieren, ersetzt der neue Ankauf vollkommen. Würdest Du Dich nicht entschließen, meinen Plänen Deinen Rath und Deinen anerkannten Schönheitssinn zu leihen?"

Hulda überhörte die letzten Fragen, spielte mechanisch mit den seidenen Quasten des Sophas und fragte endlich mit niedergeschlagenen Augen:

„Gedenkst Du den ganzen Sommer in Lerchenhain zuzubringen?"

Hilmar lächelte:

„Darüber bestimme ich noch nicht; ich will vorerst versuchen, ob und wie ich Dich für meine Wünsche in Betreff des Landlebens gewinnen kann."

Hulda athmete schwer und entgegnete endlich:

„Es ist nicht unsere Schuld, daß unsere Liebhabereien in keinem Einklang stehen; Du liebst die Einsamkeit — ich die Welt."

Er erwiderte ernst:

„Gieb Deine Neigung zur Hälfte auf und laß mich dasselbe Opfer von der meinen bringen, so wird es Einklang geben."

„Nicht ganz, denn wo man Opfer bringen muß und sich bewußt ist, daß man sie brachte, ist schon jede Harmonie gestört."

„Im Gegentheil, Hulda, ich denke: freudig gebrachte Opfer, stören niemals Harmonie."

Hulda zuckte die Achseln:

„Würden sie freudig sein? Ich bin nicht geduldig genug, Dir auf dem Lande meine Langeweile zu verbergen, Du nicht geschickt genug, mir auf die Dauer den Zwang zu verleugnen, den Du Dir hier in der Stadt um meinetwillen anthun mußt.“

Hilmar verbarg äußerlich die finstere Ahnung, die sich wie eine Centnerlast auf seine Brust legte, mit ziemlichem Glück; er fuhr mit einer Stimme fort, die nicht einmal gereizt klang:

„Wir müssen hoffen, daß sich allmählig Eins in das Andere hineinlebt; wir sind noch jung, und unsere Liebe wird uns lehren, wie sich das Eine mehr und mehr die Wünsche und Liebhabereien des Andern zu den eigenen machen kann. Glaube mir, ich will nicht müßig bei Erringung dieser Pflicht werden, und auch Du wirst rasche Fortschritte darin machen, denn die Gemüther der Frauen sind glücklicher organisirt, als die unsern, sie fügen sich leichter und mit weniger Anstrengung.“

„So sagt Ihr Männer, nur um selbstsüchtig uns Frauen stets den größten Theil der Opfer zuzuwenden; aus Bequemlichkeit gesteht Ihr uns diese Tugend zu, um der Mühe überhoben zu sein, sie selbst zu üben. So lange Ihr um unsere Liebe werbt, achtet Ihr die Sphäre, in der wir geboren und glücklich waren, sobald Eure Werbung ihr Ziel fand, macht Ihr uns das, was wir gewohnt waren, zum Vorwurf und verlangt kalt ein Einklemmen in die den früheren heterogensten Verhältnisse.“

Hilmars Brust wogte heftig; er hielt seine Gereiztheit nicht mehr zurück und sagte spitz:

„Du machst es mir wohl zum Vorwurf, daß ich Dich der Bühne entzog, jenem intriguanten, leichtfertigen Treiben,

und Dir für den armseligen Flitter meine Hand und meine Heimath bot?“

„Nein, aber Du banntest aus dieser Heimath all' die süßen Gewohnheiten des Ehemals.“

Er lächelte verächtlich:

„Soll die Baronin Este vielleicht noch die Bretter zieren?“

„Warum nicht? Die Kunst adelt den Stand, nicht der Stand die Kunst.“

Der Baron ward immer heftiger:

„Mag sein, aber der Mann bestimmt die Sphäre für seine Frau, und Du zeigtest Dich einst zufrieden mit der, die ich Dir zu bieten hatte. Du mußt doch damals nicht so unsäglich durch den Tausch verloren haben?“

„Ich war im Fall der meisten Mädchen,“ fuhr Hulda zürnend fort, „ich hoffte, Du solltest in Zukunft Achtung vor meinen Gewohnheiten und Wünschen haben, aber ich erfuhr das allergewöhnlichste Schicksal — ich mußte sie unterordnen und vergessen.“

Este begriff, daß das Gespräch eine Wendung genommen hatte, die, noch um eine Gedankenbreite weiter ausgeführt, einen unheilbaren Riß in ihr Verhältniß bringen mußte; seine Natur neigte nicht zum Nachgeben, aber die Klugheit zeigte ihm die Gefahr eines Weitergehens auf dem gefährlichen betretenen Pfad; er nahm deshalb eine neue Richtung, und sagte mit möglichst gemäßigtem Ton:

„Obgleich Du mir bei unserer Verlobung gestandest, daß Du einen Ekel und Ueberdruß am Bühnenleben empfändest, so will ich annehmen, daß Du Dich mit dieser Ansicht täuschtest; ich nehme ferner an, daß Du Opfer, unsägliche Opfer brachtest, als Du dem Ruhme, den Triumphen entsagtest; das

Alles will ich annehmen, Hulda, und ich frage Dich nun: gab Dir die Liebe gar keinen Ersatz für das Verlorene?"

Hilmars Stimme war weich geworden, sein beredtes Auge unterstützte die Worte; er sah gespannt und hoffend zu ihr nieder.

Aber die Liebe, von der man sagt, daß sie Ersatz für alles Verlorene giebt, hatte in dem Herzen der gefeierten Sängerin keinen Tempel inne. Dort wohnten nur Zerrbilder dieses heiligen Gefühls, Koketterie und Eitelkeit. Diese Beiden hatten sie einst geführt, als sie die Anbetung Baron Este's annahm, und diese Beiden hielten nicht aus, als den feurigen Huldigungen die Ansprüche des Lebens folgten, deren Erfüllung den Frauen Bestimmung ist, Selbstverleugnung und Geduld. Darum schwieg sie bei ihres Gatten Frage, so zärtlich er sie auch wiederholte.

Da schwieg auch Hilmar in finsterem Brüten; aber trotz der Enttäuschung hatte die tiefe Neigung noch ihre Rechte, und als er um Mitternacht mit Courierpferden nach Lerchenhain fuhr, geschah es nicht so sehr um des neuen Ankaufs willen, als um die Bestimmungen dort also zu treffen, daß seine Gegenwart während des Sommers entbehrlich würde; er wollte mit seiner Frau auf Reisen gehen.

Vielleicht gewann diese Nachgiebigkeit sie zu ähnlicher Tugend.

---

Am zweiten Abend kam er um Mitternacht in die Stadt zurück. Als er in die Straße einbog, die zu seiner Wohnung führte, sah er diese dunkel und still vor sich liegen. In Hulda's Salon waren die Jalousien herabgelassen; das Fenster ihres Schlafzimmers stand geöffnet und im hellen Gaslicht der

Straßen sah man die faltigen dunkelgrünen Gardinen daraus hervorwehen. Das gab einen Eindruck von Verlassenheit oben, der mit Centnerlast auf Este's Brust fiel.

Er fuhr in die Thorhalle.

Ein Diener öffnete den Wagenschlag und als er dem Herrn herausgeholfen, blieb er noch harrend stehen und fragte:

„Ist die gnädige Frau nicht mit zurück?"

„Meine Frau?" fragte der Baron betreten.

„Wohl, die gnädige Frau fuhr heute früh mit Extrapost nach Lerchenhain, sie muß Ihren Gnaden begegnet sein."

Die kalkigte Blässe, die plötzlich Hilmars Gesicht deckte, entging dem Diener. Der Baron nahm ihm die Kerze ab, verbat sich jeden Dienst für den Abend und ging allein die Treppe hinauf, öffnete das Vorzimmer und schlug es fest hinter sich zu. Der Diener wunderte sich, daß die kräftige Hand, die das Licht nahm und die Thüre schloß, zitterte, wie bei einem Fieberkranken.

Hilmar stand auf der Schwelle von Hulda's Zimmer mit zögerndem Fuß. Er that wohl zu zögern, denn drinnen war es wie ausgestorben, dunkel und frostig. Er war in jenem beklagenswerthen Zustand, wo man selbst die Befürchtungen und Zweifel der Gegenwart festhalten möchte, wenn man dadurch der drohenden Zukunft entgehen könnte.

In der Tiefe des Zimmers hing ein lebensgroßes Bild Hulda's, darunter stand ein kleines Putztischchen mit Perlmutter eingelegt, dort lag neben einer Vase voll welker Blumen — ein Brief.

Este's erster Blick hatte das Bild gesucht, darum mußte sein zweiter den Brief gewahren, der mit Hulda's Schriftzügen seine Adresse zeigte.

Ehe er das Siegel brach, faßte er mit beiden Händen stützend gegen die heiße Stirn und flüsterte:

„O Gott, vernichte mich nicht, zerstöre durch wohlthätige Wahrheit die qualvollste Ahnung.“

Dann zerriß er das Siegel.

Die Schriftzüge waren nicht fest, das Blatt zerknittert und einzelne Worte durchstrichen.

„Wenn diese Worte in Deinen Händen sind, Hilmar, so wird Dein erstes Gefühl Haß gegen mich sein. Gieb ihm nicht nach, diesem Gefühl, ich verdiene es nicht ganz. Mit meiner Entfernung thue ich den ersten Schritt zur Lösung eines Verhältnisses, dessen Glück nicht mehr groß war. Du brachtest mich in eine Stellung, in der ich dem Vogel des Südens zu vergleichen war, den man im goldenen Käfig hält, während er nach seiner grünen Wildniß jammert. Du glaubtest mich einst zu lieben, Du glaubst es vielleicht noch, Du täuschest Dich! Du hattest mich gewählt und wolltest Deine Wahl nicht bereuen, nicht einmal vor Dir selbst; aber Du warst unbefriedigt, das zeigtest Du in mancher unbewachten Stunde. Ich gehe zu meiner Vergangenheit zurück; auf die Bühne, zu dem Wechsel, der Poesie des Künstlerlebens, zu den Triumphen meiner Jugend muß ich zurück! Die Sehnsucht darnach ließ mich während meiner Ehe wie im Heimweh kränkeln und machte mich taub für jedes andere Glück. Für Heimweh giebt es nur ein Heilmittel: Rückkehr zur alten Gewohnheit und Umgebung. Du spottetest bei dem Gedanken, daß eine Baronin Este auf die Bretter gehen sollte, Dir gilt der Stand mehr, mir die Kunst; aber ich ehre Deine Ansichten, selbst wenn es Vorurtheile sind, und wenn die Gerichte unser Eheband gelöst haben, so wird es wieder Hulda Sarbonne und nicht die Baronin Este sein, die die frühere Prophezeihung, das Loos der Catalani zu erreichen, zur Wahrheit zu machen sucht. Hulda.“

Das Morgenroth färbte schon das Portrait Hulda's und noch war Hilmar nicht aus der Erstarrung erwacht, in die der verhängnißvolle Brief ihn versetzt hatte. Aber auch in dieser Erstarrung war Bewußtsein, und zwar jenes dumpfe, quälende, das nur den einzigen Wunsch kennt: sich tief in die Kluft der Erde verbergen zu mögen, damit selbst das Tageslicht nicht Zeuge der innern qualvollen Verworrenheit werde. Hilmars Herz war schändlich betrogen, aber auch sein Stolz war verhöhnt und er war der Mann, der die Forderungen des Stolzes ebenso beachtete, als die des Herzens.

Verlassen? er verlassen von der Frau, deren zweifelhafte abhängige Lage er zur beneidenswerthesten gemacht hatte, von der Frau, um derentwillen er den härtesten Vorwurf, den des Treubruchs, einst auf sich geladen. Verlassen? und für was? Nur für den hohlen Flitter, für das unbefriedigende Ringen nach Ruhm, der von dem Weib noch schwerer zu erkämpfen und noch seltener zu bewahren ist, als von dem Manne; denn beim Weibe ist es fast immer Täuschung, wenn es im Ruhm Entschädigung für andere verlorene Güter hofft und nach dem ersten kurzen, rasch verflüchtigten Rausch giebt ihr befriedigter Ehrgeiz für keinen Verlust Ersatz.

Wie? war es wohl dennoch ein anderes Gefühl, das Hulda geleitet hatte? Hilmar schauderte vor dem Zerrbild seiner erschütterten Sinne, vor dem verhaßten Italiener. „Die Zukunft der Catalani!“ das waren die verführerischen Worte, die Lothar oft als Huldigung, oft als Satyre, selbst in Este's Gegenwart geäußert hatte.

Nun sonderten sich Este's verworrene Gedanken zu einer festen Ueberzeugung. Soligny mußte von der Sache Kenntniß haben! Darüber blieb kein Zweifel mehr. —

Es war um die achte Morgenstunde, da trat der Baron

in das Vorzimmer des Italieners. Gefüllte Koffer, Paquete und Reisebücher lagen umher und gaben Zeugniß für die bevorstehende Abreise.

Es war kein Diener zu sehen.

Im Nebenzimmer saß Soligny in bequemster Haltung beim Frühstück; er erhob sich nicht, als Hilmar unangemeldet hereintrat; sein Gruß war mehr als nachlässig, er war geringschätzend.

Der Baron beachtete es nicht; er trat dicht vor ihn hin, prüfte einen Moment schweigend die scharfen Mienen, die auch nicht einen Schatten von Verlegenheit zeigten, und fragte endlich:

„Sie reisen, Soligny?“

„In einer Stunde.“

„Allein?“

Soligny sah ihn keck und maliciös an, zuckte die Schultern und warf leicht hin:

„Wer würde sich meine Begleitung wünschen?“

„Sicher Niemand, auch meinte ich keine Personen, als ich von Begleitung sprach, vielleicht aber nehmen Sie Pläne und Entwürfe mit, die Sie unterwegs hinlänglich beschäftigen.“

„Allerdings.“

„Pläne und Gedanken an Freiheit und Ruhm?“

„Möglich.“

„Nicht für Sie allein?“

Soligny lachte:

„Nein, ich bin großmüthig, ich theile Anderen davon mit.“

„Und Andere sind leichtgläubig genug, Ihren Worten zu trauen?“

„Bah, Baron, das ist die allgemein verbreitete Schwachheit der Welt, der Eine verspricht, der Andere glaubt und

dem Schicksal überläßt man es, das verpfändete Wort des Ersteren zu lösen.“

„Und wenn das Schicksal es nicht thut?“

„So ist das die Schuld des Schicksals und der Schade dessen, der geglaubt hat.“

„Allerdings, und welche Rolle spielt dabei Derjenige, der gewissenlos Versprechungen gegeben und hochfliegende Pläne durch schlaue Reden erweckt hat?“

Lothar zeigte keine Spur von Unbehaglichkeit bei diesen Fragen; er schenkte sich eine Tasse Chokolade ein, brachte eine Cigarre zum Glühen und erwiderte gähnend:

„Fragen Sie einen Denker, Este, und stören Sie mir mit Ihren unverdaulichen Gesprächen nicht das Frühstück.“

„Lassen Sie Sich nicht stören und beenden Sie möglichst bald Ihr Mahl, damit wir reisen können.“

Der Andere sah jetzt auf, doch ohne ein besonderes Interesse zu verrathen, er entgegnete lau, während er seine Chokolade trank:

„Sie reisen auch?“

„Ja, mit Ihnen.“

„Ihr Ziel?“

„Das Ihre.“

„Bah, bester Baron, da könnte es sich treffen, daß Sie lange heimathlos bleiben müßten.“

„Schwerlich, denn ich würde Mittel finden, mir das Ziel, dessen ich bedarf, von Ihnen nennen zu lassen.“

„Guter Gott, Este, das können Sie bequemer haben, ohne diese improvisirte Reise; worüber wünschen Sie Aufschluß?“

Einen Augenblick ward Hilmar durch diese völlige Unbefangenheit getäuscht, doch nur einen Augenblick, denn der

höhnende Blick des Italieners brachte den alten Argwohn rasch zurück. Er fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Nennen Sie mir das Conservatorium, in welchem meine Frau ihre, durch Sie angeregten Singstudien fortsetzen will.“

Den Italiener lächerte Hilmars Bemühung, die Handlungsweise Hulda's in das wenigst verwerfliche Licht zu setzen; er lachte ungescheut und faßte sich endlich zu den Worten:

„Sie thun mir viel Ehre an, Este, mich für den Vertrauten Ihrer schönen Frau zu halten.“

„Freilich heißt es dies köstliche Gut der Freundschaft wunderlich verschwenden, darin haben Sie Recht, aber Frauen haben zuweilen solche Capricen und vergeuden dies Gut an Unwürdige.“

Soligny ereiferte sich noch nicht, er ward nur redseliger.

„Allerdings, Baron, Frauen haben ihre Capricen, und was mehr ist, sie beweisen Muth, zur Durchführung derselben mancherlei Opfer zu bringen; man hat Beispiele, daß sie um das Bravoklatschen eines Publikums Wohlstand, Ehre und Familie opferten, und ihren Ruf zum ergiebigen Stoff für das Geschwätz müßiger Zungen machten.“

Hilmar mußte sich gegen den Tisch stemmen, um aufrecht bleiben zu können; die Tassen und Gläser des Services klirrten unter dem Einfluß seiner zitternden Hände; seine Stimme klang jetzt zischend:

„Wohl hat man Beispiele, daß Frauen auf Augenblicke ihre Pflicht versäumten, doch nur, weil sie einen Teufel zum Rathgeber hatten!“

Das war der Punkt, auf den Soligny ihn haben wollte.

Dieser sprang jetzt aus seiner nachlässigen Lage auf und wie man es bei Lahmen stets findet, geschahen seine ersten Schritte schwankend und unsicher. Hilmar maß diese kraftlose

verkümmerte Gestalt mit stolzem Auge, bog sich dicht zu ihm hin und sagte verächtlich:

„Die Manen meines Bruders zwingen mich, das Wort zu verbeißen, das mir im Hirne glüht und auf der Lippe steht.“

„Bah,“ rief der Andere überlaut, „sprecht es nur aus das Schmeichelwort, ich preßte lange genug an Euch, um es zu hören! Ihr seid verteufelt zäh! Laßt endlich die Sentimentalität mit Rudolph bei Seite, und würgt nicht länger an Euerm Haß für mich. Bei Gott, Ihr habt Euch viel gefallen lassen, Ihr seid um Rudolphs willen zum Feigling geworden!“

Da flammte es in Hilmars Augen auf. „So nehmt den Schurken denn hin, den Ihr tausendmal verdientet, den ich Euch nur ersparen wollte, weil Ihr als Krüppel keine Genugthuung geben könnt.“

„Meint Ihr?“ knirschte der Italiener und riß ein Pistol von der Wand, während er ein anderes in Hilmars Hände gab, „laßt uns prüfen, ob die Kraft meiner Arme auch durch Euern edlen Bruder verkrüppelt wurde!“

Die beiden Widersacher standen einander gegenüber.

Soligny faßte kaltblütig sein Ziel, er prüfte, welchen Theil des Körpers er an seinem Gegner verwunden sollte, die Kugel schwirrte durch den engen Raum und bohrte sich in Este's linkes Knie.

Der Getroffene stürzte zusammen, aber verlor die Besinnung nicht gleich; sein dämonischer Gegner trat näher, richtete sein tückisches Auge auf ihn und sagte:

„Die Kugel sitzt fest im Knie, man bringt sie Euch vielleicht heraus, Baron Este, Ihr werdet nicht sterben, Ihr werdet nur zum — Krüppel! Ihr zahlt für Rudolph, weiter

geschieht Euch nichts. Wie, oder hättet Ihr wirklich geglaubt, ich könne vergessen, daß man mir die Kraft und Strebsamkeit der Jugend leichtsinnig nahm? Daß man den Körper, der bestimmt war, die Stütze des Geistes bei Ausführung männlicher Pläne zu sein, siech und elend machte? Vergessen, daß man mich aus einem Streben riß, welches allein dem nagenden Ehrgeiz meiner Brust ein Ziel zeigte? Vergessen, daß man mich statt dessen auf eine Bahn stieß, auf der ich Stümper war und bleibe, so daß der armseligste Pfuscher mich zu seines Gleichen zählt? Glaubet Ihr, die Thränen des weibischen Rudolph hätten die Rostflecken der Erbitterung aus meiner Brust merzen können? Rudolph machte sich zu meinem Schicksal und betrog mich um Jugendkraft und Jugendglück, ich machte mich zu Euerm Fatum und traf Euch, wo Ihr verletzbar waret. Sagt Frau Adelen, sie brauche um ihres Mannes willen mich nicht mehr in ihrer Nähe zu dulden, dem armen Weibe lehrte ein Instinkt mich zu hassen, obgleich sie sich quälte, mich ertragen zu lernen."

Hilmar lag regungslos; wie im wirren Traume vernahm er die ersten Worte, die dann später unhörbar an dem Ohnmächtigen verklangen.

Soligny's Haus war eine einsame Gartenwohnung; der Schuß lockte keine neugierigen Nachbarn herbei, die den Thäter belästigten. Er reiste noch in derselben Stunde und sein Kammerdiener, den er verabschiedet hatte, fand um Mittag in dem leeren Hause den ohnmächtigen Baron.

Er machte die Anzeige und brachte Hülfe; über den Thäter aber durfte er keine Vermuthung äußern, und wie die That geschehen, wußte er natürlich nicht, da er zum letzten Male im Auftrage seines welschen Gebieters verschickt gewesen

war und bei der Rückkehr ein ödes Haus und einen wimmernden Kranken fand.

---

Acht Monate später stand in Streits Hotel in Hamburg eine Dame am mittleren Balkonfenster der Beletage und blickte mit aufgeregten Mienen hinab auf die Promenaden des Jungfernstieges. Dort gingen einige junge Leute im Schatten der Alleen, sahen zum Fenster auf und grüßten mit einer Vertraulichkeit in Blick und Haltung, die wundern mußte, da der interessenlose flüchtige Dank der Dame keinerlei Berechtigung für solche Kühnheit aussprach.

„Eine schöne Erscheinung ist diese Sarbonne," sagte der erste der drei Elegants.

„Kaum, sie ist verblüht, die Schminke zu stark aufgetragen, die Miene verdrossen," meinte der Andere.

„Natürlich," fuhr der Dritte fort, „es behagt ihr nicht, in der reizenden W., der siebenzehnjährigen frischen Blondine mit ihrer Glockenstimme, eine Rivalin zu finden."

„Aber die Sarbonne ist bedeutender, das müßt Ihr gestehen."

„Bah, sie hatte vor Jahren ein Anrecht auf Dein schmeichelhaftes Urtheil, damals war sie im Zuge, glänzend zu steigen, doch sie unterbrach launenhaft ihren sichern Flug und büßte unverantwortlich viel in der Pause ein; sie ist jetzt Anfängerin, wie sie es damals war, nur wird das Publikum sie nicht so verzärteln, wie ehemals, denn früher schien die Sarbonne eine Zukunft zu haben, und jetzt hat sie bewiesen, daß die Prophezeihung der Menge eine falsche war."

„Sie übertreiben, Graf, die Sarbonne ist noch schön und jung, ihre Schule noch unvergleichlich."

„Aber die W. ist siebenzehn Jahre alt und selbst ohne Schminke wie eine Mairose; die Schule der Sarbonne mag besser sein, aber sie ist im zweiten Akt heiser, und ihr Spiel manierirt; auch die graciöseste Frau kann in vier Jahren prosaischen Ehestandes unbehagliche eckige Bewegungen bekommen.“

Während dieser und ähnlicher Gespräche war der Gegenstand derselben oben im Salon nicht allein geblieben. Im Fond des Zimmers saß in gewohnt nachlässiger Haltung Soligny und fixirte mit seinem Faungesicht die Künstlerin.

„So erregt, schöne Hulda?“ fragte er mit widriger Vertraulichkeit.

Sie reichte ihm ein Papier hin.

Er faltete es aus einander.

„Das sind die Papiere Ihrer Scheidung, also das Ziel Ihrer Wünsche.“

Sie sah ihn beinahe verwundert an, faßte sich besinnend an die Stirn, preßte mit einem trüben Lächeln einen Seufzer von ihrer Lippe und entgegnete:

„Freilich war es mein Wunsch.“

Er schlug die Arme in einander, bog sich weit von seinem Stuhl vor und heftete sein lauerndes Auge so fest auf sie, daß es keinen Winkel zu geben schien, wo sie sich vor diesem Katzenblick hätte bergen können; und doch sah es genau so aus, als ob sie hätte flüchten mögen. Er fuhr fort:

„Das Ziel Ihrer Wünsche, denn jetzt sind Sie ja glücklich, nicht wahr, Hulda, Sie sind es?“

„Ich glaube, auf dem Wege zu sein, es zu werden.“

„Sie feiern Triumphe, schwindelnde Triumphe.“

Sie schwieg, denn sie gedachte des vergangenen Abends, an dem die jugendliche W., der Liebling des Publikums, als Julia mit Kränzen und Beifall überschüttet worden war, wäh=

rend sie als Romeo nur einen Theil des Publikums hatte gewinnen können.

Er aber liebte ihr Schweigen nicht.

„Der Ruhm ist ein Siebengestirn, hell genug, um alle Fältchen und Winkel des armen Menschenherzens zu durchleuchten; darum thut es nichts, wenn es außerdem leer und dunkel in dem Herzen ist, wenn selbst die Liebe hat sterben müssen.“

„Immer dieselben Worte, Soligny,“ sagte Hulda finster, „modelt sie um, sie fangen an, mir unerträglich zu werden. Möge mein Schicksal geben, daß ich den Ruhm und mit ihm das Glück finde, denn bei Gott! ich habe viel dafür geopfert. Bis jetzt fand ich noch nichts der Art; wie? oder halten Sie meine Erfolge Ihren Prophezeihungen entsprechend?“

Er wechselte die Tonart zur widrigsten Keckheit:

„Aller Anfang ist schwer, schöne Frau.“

Sie erbleichte.

„Ha, ist das Anfang, wenn man auf dieselbe Stufe tritt, die einst die Menge bis zur Narrheit prieß und erhob? War ich Anfängerin, als ich schied, oder kann man in einer Spanne Zeit von einer Künstlerin zur Stümperin sinken?“

„Im Allgemeinen, nein, schöne Frau! Die Stimme ist dieselbe, die Schule auch, aber die Geschmeidigkeit der Kehle kann in vier Jahren zur Zähigkeit werden; die dicke Luft in Hilmars Krankenzimmer wirkte nicht gut, das ließen wir Beide außer Acht.“

Ehe die grausamen Worte geendet waren, stand Hulda wie in die Erde gewurzelt. Regungslos starrte sie auf den Teufel, der einst keine Schmeicheleien zu abenteuerlich fand, um dieselbe Stimme zu preisen, die er jetzt als abgenützt, als verbraucht bezeichnete. Längst hatte sie erkannt, mit qualvollen

Thränen erkannt, daß ihre Gaben nicht mehr ausreichten, um die früh gepflückten Lorbeeren nochmals zur Blüthe zu bringen. Ihre Stimme hatte in Wahrheit verloren und sie stand jetzt der Kritik einer kalten verwöhnten Menge und nicht mehr der Nachsicht eines liebenden Gatten gegenüber. Und doch hatte sie immer noch gehofft, jetzt in einer Selbsttäuschung zu liegen, denn Lothars schmeichelndes Urtheil, sein Anspornen, sein Schaffen von Bildern des Triumphs, hatten eher zu-, als abgenommen. Bis zu diesem Moment hatte er die Maske festgehalten, und Hulda zwang sich selbst, an sein Geschwätz, wie an ein Orakel zu glauben. Dieser Augenblick vernichtete Alles, jetzt stand er vor ihr, als das, was er war, als der Dämon ihres Lebens.

Und Soligny — obgleich sie in ihm jetzt ihren Todfeind erkennen mußte — übte auch die Gewalt eines Dämons über sie aus. Sobald er mit diesen kalten tückischen Mienen Zweifel an ihrem Beruf aussprach, brachen alle ihre Hoffnungen zusammen. Jetzt gestand sie sich ein, daß sie betrogen, verlassen, verhöhnt war, und laut schluchzend sank sie auf ihren Stuhl.

Er sah sie eine Weile geduldig an, murmelte etwas von läppischen Weiberthränen, nahm dann Hut und Stock, knöpfte die silbernen Schnällchen der feinen Handschuh bedächtig zu und sagte mit einer Verbeugung:

„Ein Freund sagt die Wahrheit, auch wenn sie bitter ist, ich handelte als solcher.“

Sie starrte ihn an und lachte convulsivisch:

„Freund? brandmarken Sie den Namen nicht, ein Freund sagt die Wahrheit dann, wenn sie noch nützen kann, aber ein Bube sagt sie dann, wenn sie nur vernichten kann!“

„Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, schöne Hulda, Ihre

Worte sind ein wenig hart als Abschied für mich, denn heute kam ich, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

Sie erhob sich rasch, von dieser Nachricht getroffen, sie hatte ein Gefühl so grenzenloser Verlassenheit, daß sie lieber ihren Peiniger um sich dulden, als ganz einsam sein wollte, denn es giebt Gemüthsstimmungen, wo Einsamkeit Grauen erweckt.

Sie bannte die Thränen und zwang sich zur Bitte:

„Sie werden nicht gehen, Soligny?“

„Ich reise morgen nach Italien.“

„Und dort?“

„Lebe ich meiner Kunst,“ höhnte er.

„Und ich?“ stammelte sie bebend.

„Folgen Sie Ihrem Genius, Madame, Sie bringen es so weit als ich — wir bleiben Beide Stümper!“

Im nächsten Augenblicke war Hulda allein.

---

Ein ungewöhnlich milder Herbst verlängerte die Badesaison in H., fast bis zur Mitte Septembers, zwar war H. nicht mehr überfüllt, wie im August- und Julimonat, aber dennoch zählte man fast täglich neu ankommende Fremde.

Zu diesen Spätkommenden gehörte der Baron von Este; sein Aeußeres schien eine lange beharrliche Kur zu beanspruchen, aber er war hart gegen seine bedürftige Constitution, er gebrauchte nur wenige Bäder und der Zweck seines Aufenthalts war mehr der, die hübschen Partien des nahen Gebirges zu besuchen, als seiner Pflege zu leben.

Baron Este war jetzt seit sieben Jahren von seiner Frau geschieden, und eben so fremd, wie seinem Herzen das Glück seiner Jugendliebe erschien, war er selbst dem Auge Derer ge-

worden, die ihn als Jüngling gekannt hatten. Obgleich erst acht und dreißig Jahre alt, zeigte sein Aeußeres doch keine Spur von Jugend, nicht einmal von Manneskraft mehr; die einst so stolze Gestalt konnte nicht mehr ohne Stütze eines Stockes sein, denn das linke Knie war steif und gelenklos geblieben, die Sehne hatte sich in Folge der Schmerzen und Kuren verkürzt und sein Gang wurde mühsam und gezwungen. Die Locken Este's waren mehr mit Grau vermischt, als seine Jahre verantworten konnten, und der Hang zur Einsamkeit hatte sich beinahe bis zur Menschenscheu gesteigert.

Nach Soligny's That blieb Este allein in seiner einsamen Wohnung in der Stadt zurück; nach wenigen Tagen übernahm Adele an seinem Krankenlager zum zweiten Male die fromme Pflicht der Pflegerin; er genas so weit, daß er noch in demselben Sommer nach Lerchenhain übersiedeln konnte, um in gewohnter lieber Umgebung und freier Natur die früheren Kräfte wieder zu suchen. Sie kehrten nur zum Theil und nur sehr langsam zurück, denn physische Genesung will von heiterem Gemüth unterstützt sein und diese Stütze fand sich bei Hilmar nicht wieder. Nachdem seine Scheidung ausgesprochen war, ward ihm die Stille Lerchenhains zuwider, er ging auf Reisen, zog ruhelos von Nord nach Süd, aber er zerstreute sich doch nicht und vergaß noch weniger, denn auch auf Reisen floh er so viel als möglich die Menschen und grübelte in Einsamkeit genau so, wie er zu Haus gethan hatte. Nach zwei Jahren war er auch des Wanderns müde, er kehrte nach Lerchenhain zurück, unternahm die Vergrößerung und Umgestaltung des Gutes nach den Vorschlägen, die er einst Hulda gemacht, und allmählig gewannen die alten Gewohnheiten wieder ein leises Interesse. Er raffte sich in so weit auf, daß er die trägen Grübeleien überwand und zur früheren Entschlossenheit zurück=

kehrte. Von Heiterkeit und Lebenslust aber kam kein Atom zurück; er verbesserte, arbeitete und schuf unermüdlich auf seinen Gütern und bei seinen Untergebenen; aber er vergaß, daß er Derjenige war, der sich an den Erfolgen hätte freuen müssen.

So gingen sieben Jahre hin; nicht ein einziges verfloß, ohne daß sein Arzt ihm eine Badekur anrieth; er nahm den Vorschlag an, weil ihm Widerspruch bei seiner jetzigen Wortkargheit unbequem war, aber er verbrachte die Kurzeit nach seinem eigenen Gutdünken, und beharrte dabei, daß die Kraft der verletzten Glieder durch keine Heilquelle zurückgebracht werden könnte.

So kam er nach H., und schloß sich ab, wie er es seit Jahren gewohnt war; er brachte Tagelang allein im Gebirge zu und behandelte Bad und Brunnen als Nebensache. Auf den Promenaden hielt er sich selten auf, und die Trinkhalle besuchte er, wenn die übrigen Gäste bereits ihre vorschriftsmäßige Anzahl Gläser geleert hatten.

So kam er auch heute; ihn freute die einsame Promenade, die Stille der Alleen, und der Friede, der um diese Zeit in dem sonst so geräuschvollen H. herrschte.

Es war bereits so spät am Morgen, daß der Bergknappe, der die Becher am Brunnen füllt, in die Stadt gegangen war, so daß Baron Hilmar sein eigener Ganymed werden mußte. Er schöpfte sich einen Becher des heißen Salzwassers und vergaß ihn zu leeren, weil ihn eine hübsche Gruppe Kinder fesselte, die an den Steinrampen des Brunnens auf und ab kletterten, und mit hellen Stimmen jauchzten und lachten. Ein zierliches Mädchen von etwa sechs Jahren zeigte sich als besonders gewandt im Klettern, und sobald ihre steifgeschnürte Bonne, die noch ein Brüderchen der Kleinen auf ihren Armen schaukelte, einen Moment den Rücken wandte,

sprang sie behend wie eine Gemse durch die Gitterspalten. Die langen blonden Locken der Kleinen hatten sich aus den Klammern der ledernen Wickeln herausgearbeitet und quollen unter dem Morgenmützchen so dicht und glänzend hervor, daß das feine rosige Gesichtchen wie durch ein Goldnetz blickte.

Während Este unverwandt den Sprüngen und listigen Wendungen des Kindes zusah, vergaß er den Becher; dieser fiel aus seiner Hand und rollte auf die Erde. Er wollte sich bücken, aber die leidende Hüfte gestattete längst die gewandte Biegung nicht mehr, man sah ihm die Anstrengung an, die es ihm kostete, um bis zur Erde zu reichen.

Die Kleine war indessen von ihrer schmälenden Bonne eingefangen worden und sollte dem Brüderchen lustige Grimassen vormachen, da sah sie Hilmars fruchtlose Bemühungen. Sie zerrte rasch ihr Händchen von der Bonne los, schlüpfte wie eine Elfe über den sonnigen Rasen und hob geschickt den Becher auf.

„Bleib nur ruhig," sagte sie schon im Kommen zu Hilmar und nickte ihm verständig zu, „Dein Fuß wird Dir wehe thun, wenn Du nicht stehen bleibst, ich kann Dein Glas schon allein finden."

Hilmar lächelte: „Nimm Dich in Acht, Kleine, das Glas ist schwer."

Sie wog es mit der Hand, sah ihm dann neckend in's Gesicht und rief:

„Du führst mich an, das silberne Becherchen ist ja so leicht, daß mein Bruder dort, der niedliche kleine Max, es in seine winzigen Finger nehmen könnte, und er ist doch erst ein Jahr alt."

„Und wie alt bist Du, mein Liebchen?"

„Eine ganze Menge Jahre alt."

„So? und wie heißest Du?“

„Adele.“

„Und wem gehörst Du?“

„Papa und Mama, aber sieh einmal, das Wasser ist aus dem Becher gelaufen; Du hast noch gar nicht getrunken?“

„Nein, das habe ich vergessen, weil ich Dir zusah, wie Du so hübsch kletterteſt.“

„O das war gar nicht hübsch, wie Betty sagt, und Du brauchtest darum Dein gutes Salzwasser nicht zu verschütten, denn Mama sagt, man würde gesund davon und Du bist doch krank?“

„Sehe ich krank aus?“

„Hm, ich weiß nicht, so sehr gerade nicht, aber warum hast Du denn den Stock?“

Hilmar belustigte das Geschwätz und die listige Frage des Kindes, er fuhr fort: „Eben wegen des kranken Fußes.“

Adele bückte sich rasch, strich behutsam mit der kleinen weichen Hand über den Stiefel des linken Fußes und sagte mit hängendem Köpfchen: „Thut er sehr weh?“

„Wenn Du ihn anfassest, gar nicht,“ sagte der so menschenscheue einsame Mann, und seine Stimme bebte vor Rührung.

„Bist Du vielleicht im Kriege gewesen?“

„Nein.“

„Also hat man Deinen armen Fuß nicht geschossen?“

Des Kindes Worte stachen wie Nattern, er verfiel wieder in sein dumpfes Brüten; Adelen wurde es bange, sie drehte verlegen den silbernen Becher in den Fingern herum und fragte kleinlaut:

„Ich glaube, der kranke Fuß will, daß Du Salzwasser trinken sollst, nicht wahr, armes Füßchen, das willst Du?

Hörst Du, er will, nun, darf ich gehen und Dir Wasser schöpfen?"

"Wirst Du das können, Adele?"

Sie wandte ihr liebreizendes Köpfchen zu ihm hin und sagte halb schmollend:

"Gott, Du fragst so sonderbar, Du weißt wohl gar nicht, daß ich so geschickt bin und Maxchen schon verwahren kann?"

"Nein, mein Engel, das wußte ich nicht."

"So, nun sieh genau zu, wie ich jetzt ein kleiner Bergknappe bin, ich hole das Wasser und sage: "Glück auf!" Dann thust Du, als ob Du so unartig wärest, wie manchmal die kleine Adele ist, und sagst: Du wolltest nicht trinken. Dann spreche ich wie Mama: "liebes Adelchen, so trink doch, mein bestes Kind!" Und dann trinkst Du ganz geschwind das Becherchen leer, und dann lobe ich Dich als Mama."

Während Hilmars Züge sich beinahe zur Heiterkeit verklärten und ein lange fremd gewordenes Gefühl von warmer Theilnahme in ihm lebendig wurde, trippelte Adele ehrbar die Stufen zur Quelle hinab, ihre rothen Corduanpantöffelchen klippten zu ihrer höchsten Belustigung tönend über die steinernen Treppen, und als sie unten war, machte sie ein sehr wichtiges Gesicht und rief ihrem neuen Freunde zu:

"Gleich, Adelchen, ich muß nur den Becher erst waschen, denn er ist voll Sand und Gras, weil Du ihn so ungeschickt hast hingeworfen, hättest Du nicht den kletternden Kindern zusehen wollen, so wäre das silberne Glas nicht hingefallen und ausgelaufen, Du mußt wirklich vorsichtiger sein."

Ehe Hilmar lachend für die gnädige Moral danken konnte, schrie die wirkliche Adele laut auf. Man hatte außer Acht gelassen, daß das Wasser heiß quoll, und so überströmte es

plötzlich der Kleinen Hand und preßte ihr einen Schmerzensruf aus.

Hilmar wollte ihr zu Hülfe eilen.

„Bleib nur oben mit Deinem armen Fuß, es ist so schlimm gar nicht!“ rief sie und lief ihm entgegen.

„O mein armes, armes Mädchen“, sagte er bedauernd und nahm die kleine roth gebrühte Hand zärtlich in die seine, „was fangen wir nun an?“

„Sage nur der Betty nichts, denn die würde gleich meinen, ich wäre eine wilde Hummel.“

Hilmar hatte indessen von einem nahen frischgegossenen Blumenland kühle Erde genommen und auf Adelens Hand gelegt, dann wickelte er behutsam sein Taschentuch darum, strich und liebkoste die halben Thränen von den rosigen Bäckchen des Kindes und meinte:

„Wie schade, daß wir unser hübsches Spiel nicht ausspielen konnten.“

„O das können wir ein andermal, ich will Dich schon einmal besuchen, wo wohnst Du denn?“

„Drüben in dem großen weißen Hause mit grünen Sommerläden.“

Das lächerte Adelen.

„Da, wo die Blumenfenster sind?“

„Gerade da.“

„O da wohnt Papa und Mama auch.“

„Das kann wohl sein, weil es ein Gasthaus ist, und Du siehst nun, wie bequem es sein wird, mich zu besuchen.“

Nun kam Betty mit dem Knaben, Adele schluckte die letzte Thräne eilfertig hinab, hing die kleine Seidenmantille über die gebrannte Hand und weigerte sich nicht weiter, mit ihrer Bonne nach Haus zu gehen. Der verabredete Besuch

tröstete sie schnell über den Abschied von ihrem neuen Freunde.

Dieser sah der kleinen elfenhaften und beweglichen Gestalt so lange nach, als er vermochte; die halbe Stunde, die er mit dem Kinde verplaudert, war die angenehmste seines Aufenthalts in H. gewesen, so wenig verwöhnt, so anspruchslos war er geworden. Er hatte seit Jahren aufgehört, Menschen aufzusuchen und sich ihnen vertrauend anzuschließen, aber diese unerwartete Annäherung des lieblichen Kindes rührte so wohlthuend an sein vereinsamtes Herz, daß es fast glaubte, der zutraulichen Kleinen dankbar sein zu müssen; und doch hatte sie nichts gethan, als was Kinderart ist.

Als er in sein Zimmer zurückkehrte, kam ihm dieses weniger still und düster vor, als früher; ein kleiner Blumenbalkon, der am geöffneten Fenster hinlief und den Blick nach den malerischen Höhenzügen des T.... gebirges hatte, zog ihn heute mehr an, als je. Er kam in die Stimmung, um empfänglicher für die kleinsten Reize seiner Umgebung zu werden; die Stimmung ist bei solchen Leuten selten, die sich gewöhnt haben, gegen sich selbst hart zu sein, und zu diesen gehörte Hilmar.

Er hörte auf dem Corridor eine fremde Stimme den Kellner fragen: welches Zimmer Baron Este bewohne?

„Nr. 9“, klang als Antwort.

Der Baron begriff nicht, wer ihn besuchen könne, da er mit Absicht jede Bekanntschaft vermieden, aber ein Besuch war ihm jetzt nicht lästig; er öffnete selbst die Thür. Draußen stand ein Herr, in dessen Züge sich Hilmar erst wieder zurechtfinden mußte, er kannte sie, aber hatte sie jahrelang nicht gesehen.

Der Fremde war ein Mann von etwa sechsunddreißig

Jahren, vortrefflich conservirt, und mit wohl gerechtfertigten Ansprüchen auf das, was der Franzose „un bel homme“ zu nennen pflegt.

Der Besuchende überwand einen leichten Anflug von Befangenheit und begann:

„Wir sahen uns so lange nicht, Herr Baron, daß ich die Rechte früherer Bekanntschaft nicht mehr darf gelten lassen und mich selbst vorstellen muß; mein Name ist Klarenberg.“

Es war der Gatte Helenens.

Wie eine Centnerwucht kamen die mühsam verbannten Erinnerungen in Este's Brust zurück, ihm war es plötzlich, als ob durch Helenens Verlust sein Leben liebeleer und einsam geworden wäre; Hulda's Andenken trat momentan zurück, er hatte nicht Unrecht mit dieser wirren Empfindung.

Klarenberg, eine von jenen Naturen, die für jedes Kümmerniß Anderer, selbst Fremder, ein instinktartiges Verständniß in ihrer unverwüstlichen Herzensgüte finden, die für den Freund eine unbegrenzte Opferfreudigkeit, und für den Widersacher, wenn er bekümmert oder bedrückt ist, noch einen biedern, aufmunternden Händedruck haben; Klarenberg sah mit einer Art Erschütterung auf die gebrechliche Gestalt Dessen, in dem er einst ein Muster von Kraft und Ritterlichkeit angestaunt hatte, und den er selbst als Rivalen nicht hatte hassen können. Als blühenden Mann hatte er ihn zuletzt gesehen, als siechen Einsiedler traf er ihn wieder.

Este hatte sich indessen so weit gesammelt, daß er die Honneurs des Wirthes machen konnte.

„Sie müssen vergeben, Herr von Klarenberg, daß ich auch nur einen Augenblick die wohlbekannten Züge vergessen konnte. Die sieben Jahre, in denen ich Sie nicht sah, haben bei mir so grell umgestaltet, daß ich zuweilen versucht bin, sie

für ein halbes Jahrhundert zu halten und mich nicht darein finden kann, daß Diejenigen, die ich damals blühend sah, sich noch immer dieses Vorrechts erfreuen."

Klarenberg hütete sich, klug genug, die naheliegende Bemerkung zu machen, daß häusliches Glück und Wohlergehen jugendlich zu erhalten pflegt.

"Sie leben so einsam hier, Baron, daß ich dem Zufall danken muß, der mir Ihren Aufenthalt verrieth. Wir wohnen unter einem Dach, Wand an Wand, vielleicht schon Tage — Wochen lang, ohne es gewußt zu haben, hätte Ihre Güte für Adele uns nicht ein Zeichen gegeben."

Er zog bei diesen Worten das Taschentuch hervor, mit dem er die kühlende Erde um des Kindes Hand gebunden hatte. In einem Zipfel war sein Name und Wappen eingenäht.

Hilmar nahm das Tuch und entgegnete: "es ward der Verband des niedlichsten kleinen Mädchens, meiner einzigen Bekanntschaft im Bad H., wissen Sie, wem die holde Kleine gehört?"

Klarenberg legte unbewußt einen wahren Triumph in das Lächeln, mit dem er erwiderte:

"Adele ist meine Tochter."

Helenens Kind! Also darum hatten ihn die blauen Augen des Kindes so bekannt, so traulich begrüßt? Es war das Auge der Mutter, die einst so liebreich und dann so klagend zu ihm aufgeblickt hatte. Auch in den glücklichsten Stunden seiner Ehe konnte er den Abschiedsblick Helenens nicht vergessen, und in dem kindlichen, schelmischen Auge Adelens lag der klare, tiefe Ausdruck ihrer Mutter.

Klarenberg mißdeutete das Schweigen Hilmars nicht; er begriff, daß ein so verarmtes Leben erschüttert und sehnsüchtig

der Vergangenheit denken muß, wo es so reich war, daß es die Gaben des Schicksals nicht alle nützen konnte, und das eine aufgeben mußte, um das andere besitzen zu können. Aber der Arme hatte sich in der Wahl dieser Gaben vergriffen, das Heil in Anderer Hände geworfen und die Täuschung für sich behalten. Helene, als sie Klarenbergs Gattin wurde, that, was im Leben zur Alltäglichkeit geworden ist. Sie war von seiner Liebe und Ausdauer gerührt, wollte durch Pflichtgefühl ihr rebellisches Herz zum Schweigen bringen, und einen Wirkungskreis finden, der sie aus den erschlaffenden Grübeleien ihrer einsamen Stunden riß. So war ihre Heirath nichts Anderes als das, was man eine Vernunftheirath nennt, sie hatte nur die Gunst des Schicksals vor vielen ihrer Mitschwestern voraus, daß ihr Gatte ein edler Mann war, daß ihre Hochachtung für ihn durch nichts erschüttert werden konnte, daß sie im Gegentheil von Jahr zu Jahr mehr davon überzeugt werden mußte. Klarenberg fragte nie mit eifersüchtigem Dünkel, ob die Liebe seiner Frau für ihn das alleinige Gefühl ihrer Brust geworden sei, er peinigte sie nie mit Zweifeln, nie mit empfindsamen Hindeutungen, wie schwer sie ihm seine Werbung gemacht habe. Dagegen suchte er sich behutsam fest und fester in ihrer Gunst zu stellen; er behauptete nicht einmal ein gezwungenes Schweigen über ihre erste Verlobung, er reizte sie nie durch zweifelhafte Anspielungen auf Hilmars Charakter, noch weniger deutete er darauf hin, daß sie die Ruhe ihrer ersten Jugend einem Unwürdigen geopfert habe; ebensowenig ließ er Hilmars Unbeständigkeit zur Folie seiner eigenen Treue werden.

Das war eine Behandlung, die der trefflichste Seelenarzt nicht klüger hätte erfinden können, und Helene gehörte zu den dankbaren Naturen, die jede Rücksicht bemerken und

hoch anschlagen, die man gegen sie nimmt. Dem Bewußtsein, einem trefflichen Manne anzugehören, folgte gar bald der Wunsch, ihm eine liebevolle Gattin zu sein, sie glaubte dies noch zu sein, als sie längst eine liebende geworden war, und nach Jahren häuslichen Friedens und täglich erneuter Ueberzeugung, daß ihre Ehe ihr zum Heil und Frieden geworden war, trat die selige und schmerzliche Episode ihrer Jugend allmählig in die Schatten einer fernen, entfremdeten Vergangenheit, der kein Wunsch, kein Sehnen und kein Bedauern mehr gezollt wurde. Sie folgte in Gedanken und Gespräch mit ihrem Gatten der wohlbekannten Entwickelung von Hilmars Schicksalen. Aber jene Theilnahme war so unverborgen, so völlig nur Mitleid und so sehr von kränkelnder Sentimentalität entfernt, daß sie auch nicht auf Augenblicke Klarenbergs Eifersucht wach rief. Er wußte jetzt längst, daß er die ersten Fürsprecher in Helenens Herzen hatte, und so war er nicht kleinlich genug, die andern Stimmen des Mitleids und freundlichen Interesses zu verdammen.

Als an jenem Morgen Adele weinerlich in das Zimmer trat und die verwundete Hand zeigte, fiel der Mutter Blick sogleich auf Wappen und Chiffre des Tuches; sie fragte die Kleine ein wenig aufgeregt aus, und als diese erklärte, ein freundlicher, aber sehr lahmer Herr habe mit ihr geplaudert und gespielt, da konnte sie nicht länger darüber im Zweifel sein, daß nach langer Trennung Hilmar noch einmal in ihrer Nähe war. Klarenberg kannte sie zu genau, als daß er ein Wort ihrer Theilnahme kleinlich hätte mißdeuten können; er begriff, daß Hilmar in Beider Augen nur ein leidender, an Glück verwaister, einst nahestehender Bekannter sein konnte.

Darum ging er selbst, um durch persönliche Rückgabe des Tuches seinen und Helenens aufrichtigen Willen darzu-

thun: die Vergangenheit zu vergessen und die Spannung langer Jahre zu lösen.

Das begriff Hilmar; Klarenbergs Art und Weise belehrte ihn darüber, daß jeder innere Vorwurf bei Helenen längst keine Geltung mehr hatte. Sie war glücklich und er jetzt von dem Vorwurfe frei, an ihrem Jugendglück für immer gefrevelt zu haben.

„Darf ich Helene — Ihre Frau Gemahlin — aufsuchen?" fragte Este endlich gepreßt; „ich würde sie gern, unsäglich gern einmal wieder sehen."

Klarenberg fand die Bitte nicht unerwartet, noch unerfüllbar; er hatte fast die Idee gehabt, sie vorzuschlagen, aber es kam ihm hart vor, Hilmar zum Zeugen seines Glückes zu machen.

„Helene wird Sie gern begrüßen und Ihnen für die Gunst danken, die Sie der kleinen unbesonnenen Adele heute früh bewiesen; wann dürfen wir Sie erwarten?"

„Nicht heute, vielleicht auch morgen nicht," entgegnete Hilmar mit Hast, „ich bin zu sehr an Isolirung gewöhnt und — vergeben Sie, Klarenberg — ich muß mich erst daran gewöhnen, Sie so sehr glücklich zu sehen."

Klarenberg reichte ihm stumm die Hand und verabschiedete sich bald.

Am Nachmittag stand Este auf dem Balkon seines Zimmers in müßigem Sinnen, aber mit der uneingestandenen Hoffnung, seine Nachbarin, ihr Kind oder Klarenberg aus dem Haus kommen zu sehen. Er sehnte sich darnach, noch am heutigen Tage eine Gelegenheit zu finden, Helene oder ihren Gatten zu sprechen. Ihn reute das Zaudern des Morgens, er hätte jetzt gern das erste Wiedersehen überwunden gehabt, gern mit Adelen geplaudert. Die Einsamkeit ward ihm plötz-

lich unerträglich, was ihm seit Jahren Gewohnheit gewesen, wurde ihm für Stunden zur Last.

Da hörte er sich plötzlich von der Straße herauf anrufen. Er blickte hinab. Adele, die Hand in der Schlinge eines Battisttuchs tragend, hüpfte mit flatternden Locken durch die Alleen und zupfte eine Dame am Kleid, um diese auf ihren Freund aufmerksam zu machen. Die Dame wandte sich um und eine lebhafte Röthe stieg ihr bis unter die langen blonden Locken, diese Bedeckung der früher so gerühmten Schönheit Helenens von Wellneck, die einst in glücklichen Tagen Hilmars Entzücken gewesen war. Sie drehte den Kopf nicht rasch wieder zurück, sondern dankte dem ehrfurchtsvollen Gruß Hilmars mit einem Lächeln, so ungekünstelt und freundlich, als ob sie einfach nur dem Freund ihres Kindes ein Zeichen des Erkennens hätte geben wollen. Dann ging sie vorüber.

Das Erste war überstanden, ohne weitere Ueberlegung ging Este hinab, an der Thüre traf er Klarenberg, der zurückgegangen war, um einen wärmeren Shawl für seine Frau zu holen.

„Darf ich mich Ihnen anschließen?“ fragte Hilmar mit gezwungener Ruhe.

Klarenberg nahm seinen Arm.

Nach wenigen Augenblicken standen sich die Beiden gegenüber, die vor zehn Jahren im Hause der Generalin Wellneck Abschied von einander genommen hatten, er freiwillig, sie mit gebrochenem Herzen. Die zehn Jahre hatten die Würfel ihrer Schicksale wunderlich und bizarr vertauscht, Helene stand blühend, zu höherer Schönheit, als man einst ahnen konnte, entfaltet, mit ruhigem, klaren Aufschauen vor ihm, er war vor der Zeit gealtert, gebrechlich und lebensmüde.

In ihrem Wesen lag keinerlei Prüderie, sie wußte, daß

sie nicht einmal um ihres Mannes willen den Schein völliger Kälte anzunehmen brauchte. Sie reichte ihm ihre Hand, und als er sich bückte, um sie an seine Lippen zu drücken, als er nochmals die Hand in der seinen fühlte, die einst am Altar für ihn bestimmt war, da kam ein Gefühl so maaßloser Vereinsamung und Verlassenheit über ihn, daß zum ersten Male nach jenen inhaltsvollen sieben Jahren eine verrätherische Thräne seine sonst so streng bewachten Augen feuchtete.

---

Hilmars Leben im Bade H. nahm von nun an eine etwas wechselvollere Richtung; er brachte täglich eine kurze Zeit auf der Promenade und im Zimmer bei Klarenberg zu, bat sich stundenlang den Besuch der kleinen lustigen Adele aus und nahm die eigentliche Badekur mit mehr Energie auf, als seit Jahren. Es war ihm eine Erquickung, in Helenens Nähe zu sein, ihr anmuthiges Walten als Hausfrau zu sehen, ihre klangvolle Stimme zu hören, ihr durchdachtes weibliches Urtheil zu prüfen, es war ihm eine Erquickung trotz der nagenden Reue, die ihn fort und fort darauf hinwies, daß Klarenbergs Glück für ihn bestimmt gewesen sei. Da rief er nochmals zur Vertheidigung seiner selbst Hulda's Andenken zurück, und die einst so geliebte Frau trat in ihre alten Rechte. In den ersten Jahren nach seiner Scheidung brachten hier und da die Zeitungen den Namen Sarbonne in seine Einsamkeit, es waren flüchtige alltägliche Bemerkungen, deren Inhalt den Widerspruch der Kritiken zeigte, später verstummte auch die Kritik. Es hieß, die Sängerin Sarbonne sei nach Italien gegangen, und keine Zeitung bekümmerte sich weiter um ihre Erfolge im Ausland. Hilmar hörte nichts mehr. Als er selbst ein Jahr später ganz Italien durchreiste, gestand er sich

nicht ein, wie sehnsüchtig er hoffte, hier oder dort ihren Namen zu hören, nur eine Spur von ihrer Existenz zu finden. Er fand diese Spur nicht, dagegen rührte ein anderer verhaßter Name nochmals an sein Ohr. Ein junger Marchese, den er in Rom hatte kennen lernen, erwähnte zufällig eines Signor Soligny, der einige Zeit zuvor in Bologna einen fürstlichen Aufwand gemacht und als böser Geist der jungen Studirenden gegolten hatte. Auch in Bologna hatte man ihn einst arm gekannt, aber nicht weiter geforscht, woher ihm der lachende Strom gemünzten Goldes so unversiegbar zufloß. Da kam ein junger Marchese, Giulo Ribaldo nach Bologna, der als jüngerer Sohn eines jüngeren Bruders, ziemlich beschränkt dotirt war, trotzdem die Ribaldo's als reich galten. Giulo versäumte die Studien um der Würfel willen und bald war sein Erbe in Soligny's Händen. Giulo unternahm keinen verzweifelnden Streich, er hörte nur auf zu spielen, fand sich aber tagtäglich mit besonnener Miene am grünen Tische ein, und wandte dem Geldhaufen Soligny's seine Theilnahme zu. Dieser fand die penible Aufmerksamkeit des jungen Marchesen höchst belästigend und äußerte dies einst laut mit seinen gewohnten Sarkasmen. Da wies Giulo eben so kaltblütig im Angesicht der Menge auf gewisse, fast unsichtbare Nadelstiche der Karten und Schrammen der Würfel hin, und im nächsten Moment lag Soligny mißhandelt am Boden, sein Haus ward zerstört, er selbst flüchtig und verfolgt. Er entging der Gerechtigkeit und man verlor ihn aus dem Gesichtskreis; noch einmal tauchte er in Ancona wieder auf, aber sein Witz und seine Klugheit mußte ihn verlassen haben, denn er konnte den Edelmann nicht mehr beweisen, und eine unbequeme Dürftigkeit und Verkommenheit nicht mehr leugnen. Noch später fand sich eine Spur von ihm in Gaeta, zur Zeit der päpstlichen

Wirren, doch Niemand hätte mit Gewißheit behaupten können, daß die dort handelnde Person in Wahrheit jener Abenteurer sei, denn sie trug eine Tonsur und Mönchskutte und schritt demüthig einher; freilich trugen die aufrührerischen Reden des Paters sehr viel Weltliches, sehr viel Höhnendes in sich. Er ging im Strom jener Zeit unter. —

Eines Tages saß Este bei Klarenberg und Helenen auf den Terrassen des Kurhauses und entzog sich heute nicht dem lebhaften Treiben der um ihn her wogenden Kurgäste. Er sah sogar mit Interesse auf diese und jene Gruppe und seine an Helene gewendete Rede war belebter als ihre Entgegnung, sie und Klarenberg blieben sichtlich befangen und zerstreut, an Beiden war dies zu ungewohnt, um Este'n nicht auffallen zu müssen.

An einem nahen Tische sprach man von der Oper des Abends, Bellini's Nachtwandlerin war neu einstudirt und wurde von vielen Seiten gerühmt. Eine Bellinische Oper? Hilmar horchte auf; seit sieben Jahren haßte er diese weichen Nachtigallentöne und hatte sich geweigert, sie zu hören. Aber ehemals hatte er gerade für die Compositionen des italienischen Meisters geschwärmt und in ihnen hatte seine Liebe Triumphe gefeiert. Einmal mußte er sich doch überwinden, einmal doch wieder beginnen, das wohlthuende Recht der Töne auf sich einwirken zu lassen. Es war ihm, als ob dies in Helenens Nähe am besten geschehen könne, und so wandte er sich plötzlich mit dem raschen Entschluß zu dieser: den Abend das Opernhaus besuchen zu wollen.

Sie blickte überrascht auf und eine unverkennbare Unruhe malte sich in ihren Zügen; sie erhob sich bald darauf und als sie mit ihren Begleitern in die einsamen Alleen gekommen war

und Klarenberg sich absichtlich mit Adelen beschäftigte und etwas entfernte, begann Helene:

„Ihr Entschluß, die Oper wieder zu besuchen, würde mich zu anderer Zeit gefreut haben, heute aber thut er es nicht; lasen Sie den Ankündigungszettel der Vorstellung für diesen Abend, Herr von Este?“

„Nein,“ entgegnete er überrascht, „ich war noch heute früh ohne den Wunsch, solche Zerstreuungen aufzusuchen, nur die Erzählungen unserer Nachbarn auf der Terrasse weckten ihn.“

Helene reichte ihm einen Zettel hin, der die Ankündigung und Besetzung der Oper enthielt und sagte bewegt: „Es ist ein trauriger Zufall, daß Sie heute zum ersten Male die Lust anwandelte, die alte Gewohnheit wieder aufzugreifen.“

Hilmar starrte auf den Zettel, er enthielt eine prahlende Anzeige der Truppe und einen Wust lobender Worte für die Actrice der Hauptrolle — Fräulein Sarbonne, die, wie in weitschweifiger Rede ausposaunt wurde, auf den ersten Theatern Italiens Furore gemacht habe.

Helene wartete mit wortloser Angst auf ein Zeichen, auf ein Wort Hilmars; er aber glättete das Papier hastig zusammen, strich sich die perlenden Tropfen eiskalten Schweißes von der Stirn und sagte leise: „Das ist hart, unsäglich hart, ich habe mich Jahre lang darnach gesehnt, diesem Namen noch einmal zu begegnen und jetzt, wo ich ihn finde, zermalmt er mich.“

Helene fühlte das Seltsame, daß gerade sie jetzt seine Vertraute werden mußte, ihm aber that es wohl; er faßte sich wieder und sagte: „Ich möchte Hulda sehen, aber ich wage es nicht!“

„Thun sie es nicht,“ bat Helene, „es kann für Sie keine

Wohlthat sein, sie auf den Brettern zu sehen, und Hulda selbst würde in solchem Wiedersehen kein Heil finden können."

„Wahr, wahr!" stöhnte Este, „aber es ist vielleicht das einzige Mal, daß sie meinem Leben wieder nahe tritt, soll ich aus mißverstandenem Zartgefühl mich schonen, um später zu bereuen?"

„Sehen Sie sie nicht auf der Bühne," warnte Helene weiter, „suchen Sie eine andere Gelegenheit auf der Promenade, im Gewühl anderer Menschen, ja selbst in Hulda's Wohnung, nur um des Heilands willen nicht auf der Bühne!"

„Sie sahen sie dort?" fragte Este schon beinahe überzeugt.

„Ja, sie trat gestern zum ersten Male auf; wir wußten nichts davon, aber ich erkannte sie wieder."

„O, sagen Sie mir ein Wort von ihr, Helene, vergeben Sie mir in diesem Augenblick, wo ich Alles, was ich je besaß, betrauern muß, daß ich nochmals Sie mit dem Namen einer glücklichen Zeit nenne, ich beschwöre Sie, beim Andenken jener glücklichen Zeit, sagen Sie mir etwas über Hulda!"

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Sehen Sie sie nicht auf der Bühne, Hilmar, es kann Ihnen nicht wohlthun."

„Warum weigern Sie mir meinen einzigen Wunsch?"

„Hulda scheint krank, sie muß sich zum Singen unnatürlich quälen, das thut selbst dem fremden Zuschauer wehe, Sie wird es maaslos peinigen. Aber wenn Sie Hulda noch einmal wieder sehen wollen, so will ich selbst zu ihr gehen und sie vorbereiten, ich will jeden Auftrag übernehmen, den Sie mir geben können, und ich glaube, es dürfte einen Auftrag geben, der mit Rücksicht ausgeführt werden müßte."

Este verstand sie; Helene ging zu ihrem Manne, der noch

mit Adelen in einer Nebenallee war und sie mit unruhigem Interesse von ihrer Sendung zurückerwartete.

Hilmar blieb allein; er saß stundenlang auf einer Steinbank im Gebüsche und erst der lebhafte Wortwechsel einer Gruppe junger Leute riß ihn aus seinem Sinnen.

„Freund Lievsen,“ rief ein bartloser Junker, „wirst Du die Oper heute beehren?“

„Ich habe an gestern genug, Jupiter behüte mich! wenn ich quiekende Töne hören will, so kneipe ich meinen Neufoundländer in den Schwanz und spare den Reichsthaler banko, den die Oper kostet.“

„Nun, so schlimm war's am Ende nicht, Lievsen, freilich wurde es einem himmelangst, wenn die hüstelnde Sarbonne ihre Triller herausquälte; eine so eingesunkene Gestalt ist wahrlich auch keine Fessel, ich danke dafür, sie als Somnambüle zu sehen!“

„Mich hat sie interessirt,“ begann ein Dritter, „freilich sieht sie kläglich aus, aber das fordert mehr zum Mitleid, als zum Hohn auf und die Sarbonne hatte einst einen gutklingenden Namen.“

Lievsen gähnte.

„Freilich, vortrefflichster Moralist, aber sie ist abgesungen und aus der Jugend heraus; wenn eine Hausfrau unter Arbeit altert, so ist das anerkennenswerth, wenn ein Weib auf Bällen altert, ist es kläglich, auf der Bühne aber — unverzeihlich.“

Hilmar hörte nicht weiter. — —

Am Abend spät begegnete ihm Klarenberg in der erleuchteten Hausflur, Hilmar wollte mit scheuem Gruß an ihm vorübergehen. Klarenberg deutete seine todtblasse Farbe, sein Schwanken, seine Hast, er nahm seine Hand, drückte sie mit

der Wärme ächter Freundschaft und sagte leise: „Armer Este, Sie waren dennoch in der Oper?“

Er nickte.

„Ich konnte nicht anders.“

„Und nun?“

„Ich muß Hulda noch einmal sehen, Ihre Frau hat mir versprochen, meine Vermittlerin zu sein.“

„Sie wird ihr Versprechen halten.“ —

---

In der Vorstadt H.s steht ein isolirtes Gasthaus, ein graues winkliges Gebäude, nicht eben verrufen, aber doch selten von Leuten besserer Gesellschaft bewohnt.

Um die achte Morgenstunde trat Helene in dies Haus; ein breitschultriger Hausknecht dehnte sich gähnend in der Hausthür und bezeigte mit linkischen Verbeugungen seinen Respect vor der vornehmen Frau.

Sie fragte nach Fräulein Sarbonne und ward in den zweiten Stock gewiesen.

Oben auf dem Corridor trat ihr ein Stubenmädchen entgegen und starrte sie mit dummdreister Neugierde an.

„Ist Fräulein Sarbonne schon aufgestanden?“

Das Mädchen lachte: „Nein, das ist die Dame vom Theater noch nicht.“

„So werde ich warten.“

„Ist nicht nöthig, Madame, die Dame vom Theater ist noch nicht aufgestanden, weil sie nicht schlafen gegangen war, sie kam so heiser und betrübt aus der Oper, da hat sie lieber die ganze Nacht am Kamin gesessen; dort ist ihr Zimmer.“

Helene klopfte leise an und drückte mit Herzklopfen die Thür auf; ein ziemlich großes, karg möblirtes Zimmer nahm

sie auf, und sie konnte sich mit Muße umsehen, denn Niemand störte sie. In ziemlicher Unordnung lagen bunte Kleider und Noten auf den Dielen und Möbeln, Farbtöpfchen, Schminke, Federn und Blumen standen auf dem Kaminsims, Alles aber verbraucht und chiffonnirt.

Im Kamin glimmten düster die Kohlen, denn die Herbsttage waren noch sonnig genug, um Feuer entbehren zu können, nur die Nächte deuteten schon auf den nahenden Winter hin. In einem Strohsessel, dicht am Kamin, lag eine schlafende Frau, in dem heitern Brautanzug der Amine, die reichen Falten des Kleides schlotterten um eine ängstlich schlanke, abgemagerte Figur, und die gekreuzten Hände, die in ihrem Schooße lagen, zeigten das Geflecht der Adern, so fleischlos waren sie. Das Gesicht der Schläferin war ohne Schminke und von dem aufgeflochtenen Haar halb verdeckt, die Wangen waren mager wie die Gestalt, aber dennoch besaß das Gesicht eine rührende Schönheit, und die langen kohlschwarzen Wimpern verhießen, daß sie noch eine unantastbare Schönheit, die der dunkeln Augen, zu behüten hatten.

Helenens weiches Herz floß über; sie las in Hulda's Zügen das Geständniß einer schmerzvollen Vergangenheit, eine jammernde Anklage gegen sich selbst; nein, auch so war es kein Heil für Hilmar, sie wiederzusehen, das Mitleid, was man bei Hulda's öffentlichem Auftreten mit ihr empfand, mußte sich, wenn man sie in der Nähe sah, zur Pein gestalten.

Endlich regte sich Hulda, sie erwachte von einem warmen Tropfen, der aus Helenens Auge auf ihre gekreuzten Hände fiel; sie spannte ihre weißen Augenlieder mühsam auf und äußerte keine lebhafte Ueberraschung beim Anblick einer Fremden; sie schien unsäglich matt zu sein.

„Wünscht Jemand etwas von mir?“ fragte sie ziemlich tonlos, „wen habe ich die Ehre zu sehen?“

„Helene Klarenberg, die Sie einst als Helene Wellneck kannten, Frau von Este.“

Hulda's müde Gestalt bekam plötzlich Leben, sie trat dicht zu Helenen hin, prüfte ihre Züge lange und genau, schüttelte wie abwehrend den Kopf und drückte dann die Hände vor die Augen, wobei einzelne schwere Thränen zwischen den magern Fingern hindurchtröpfelten, dann rief sie leidenschaftlich:

„Warum machte ich Este's Treue wankend? warum drängte ich mich in Ihr Leben ein? ohne mich wäret Ihr Beide nicht elend geworden!“

„Ich bin es nicht geworden, Hulda, und ich kam zu Ihnen, um auch für Este Ruhe zu holen. Sie, nur Sie allein besaßen sein Herz, und wenn ein trauriges Verhängniß Sie schied, so grübeln Sie jetzt nicht an der Vergangenheit, hoffen Sie, daß wenigstens Friede für Sie zurückkehrt.“

„Wie sollte das möglich sein?“ fuhr Hulda finster und beklommen fort; „wir sind geschieden, er verachtet mich!“

„Das thut er nicht, beim allmächtigen Gott nicht, Hulda! er sinnt noch jetzt darüber nach, Ihr Leben freundlicher zu gestalten, denn nicht wahr, Ihr jetziges Leben beglückt Sie nicht?“

Die bleiche Sängerin mühte ihren Mund zu einem Lächeln, es blieb aber aus.

„Ich bin krank,“ sagte sie endlich.

„Gewiß, Sie müssen die Bühne verlassen, das Singen greift Sie an, Sie sind zart, Hulda, verlassen Sie das Theater!“

Hulda sah die warme Rednerin mit einer Art Ironie an und sagte: „Ich lebe von meiner Kunst!“

„Das brauchen Sie nicht, Sie haben ein Recht an einen

Theil von Hilmars Vermögen, dies Recht hat jede geschiedene Frau."

„Sie irren, Frau von Klarenberg, ich habe dies Recht nicht; dies Recht steht der geschiedenen Frau zu, die von ihrem Gatten beleidigt wurde, nicht der, die leichtsinnig den treuesten Mann betrog."

„Sie sind hart, Hulda; nehmen wir selbst an, daß die Gerichte jenes Recht nicht anerkennen, Este's Herz erkannte es desto bestimmter; warum wollen Sie ihm verweigern, was ihm allein noch zu thun Bedürfniß ist?"

„Warum? Nur eine schuldlose Frau kann so fragen. Weil ich dem, der mich hassen muß, keine Wohlthaten danken kann; ich trage schon genug an den Wohlthaten der Vergangenheit, die ich mit Undank lohnte und die mich wie Dämone quälen. Nein, Este darf nichts für mich thun."

„Dann überlassen Sie es andern Freunden; nur um Ihrer Gesundheit willen gehen Sie von den Brettern, leben Sie in Ruhe, in erquickender Luft, bannen Sie die Sorgen um das Geschehene, Hulda, ich beschwöre Sie, glauben Sie, daß Sie noch Freunde haben, die Ihre Gesundheit kräftigen, Ihre Seele erheitern, Ihr Herz erfreuen möchten, thun Sie für diese Freunde etwas — weisen Sie ihre Vorschläge nicht zurück!"

„Und Sie sind dieselbe Helene Wellneck, die ich einst so schwer beleidigte? Dieselbe Frau, über deren Jugendglück ich so kalt rechtete? Und Sie kommen zu mir als Hilmars Botin, um mir seine Vergebung zu bringen?"

„Ja, als seine Botin, und mehr noch, als seine Fürsprecherin, er möchte Sie nochmals wiedersehen."

„So ist er hier?"

„Er ist in H."

„Und sah mich gestern auf den Brettern?“ rief sie mit unterdrückter Qual, „läugnen Sie es nicht, er sah seine geschiedene Frau auf der Bühne?“

Helene senkte die Augen, Hulda las das „Ja“ auf ihre Fragen darin, sie schrie nicht heftig, nicht zürnend auf, sie sagte nur flüsternd: „Armer Hilmar, das war zu viel für Dich!“

„Gewähren Sie seine Bitte,“ fuhr Helene dringend fort, „sehen Sie ihn noch einmal wieder, weisen Sie seine Vorschläge nicht zurück, leben Sie Ihrer Gesundheit, Ihrer Ruhe. Ein kleines Landgut meines Mannes im Gebirge wird ein freundlicher Aufenthalt für einige Monate sein, Sie werden völlig genesen, und dann einsehen, daß Sie noch ein Recht haben, von Ihrem frühern Gatten die Mittel einer sorgenfreien Existenz entgegen zu nehmen.“

Hulda schüttelte leise den Kopf. „O es ist grausam von Hilmar, immer noch großmüthig sein zu wollen, während ich schon bis zum Staub gedemüthigt bin; es ist hart für mich, daß er gesehen hat, wie bedürftig ich noch seiner Großmuth bin.“

„Wenn Sie ihn sehen, selbst mit ihm sprechen können, so werden Sie ruhiger werden, Sie werden begreifen, daß ihm das Wiedersehen eine größere Wohlthat ist, als Ihnen selbst, daß er nicht vor Ihnen erscheint als der Gebende, sondern als der Empfänger einer Wohlthat.“

„Das ist nicht möglich, so sehr kann sich seine stolze Natur nicht verleugnen, er wird, er muß mich verachten!“

„Seine Liebe war stärker, als sein Stolz.“

„Gut denn, ich will ihn sehen, aber nicht heute, ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen, nicht mehr ganz verlassen, ganz geächtet zu sein. Morgen in der Frühe will ich ihn erwarten.“

Eine Centnerlast fiel von Helenens Brust, sie wandte sich zum Gehen, aber eine unbesiegbare Wehmuth fesselte sie an die Stelle. Diese gebrechliche, verblühte und doch liebliche Gestalt vor ihr, die einst so sehr zum Glück berechtigt war, und sich selbst darum betrog, war ihr plötzlich theuer geworden. Hulda duldete verlegen die Umarmung, den Kuß Helenens, aber als sie wieder allein war, warf sie sich in verzweifelndem Schluchzen auf ihren Sessel.

Am andern Morgen um die neunte Stunde betrat Hilmar das Haus; er fragte mit ruhiger Stimme nach Fräulein Sarbonne; man beschied ihn, die Sängerin sei vor einigen Stunden abgereist; nur ein Brief an eine Frau von Klarenberg sei zurückgeblieben.

Derselbe lautete:

„Gnädige Frau!

Uebernehmen Sie, ich bitte, meine Vertheidigung bei Herrn von Este; ich konnte ihn nicht wiedersehen. Wozu hätte dies Wiedersehen geführt? Es wäre zur Folter für uns Beide geworden; die erste Trennung war überwunden, die zweite, die diesem Wiedersehen hätte folgen müssen, hätte von Neuem überwunden werden müssen, von Neuem Kräfte erfordert, und diese besitze ich nicht mehr. Ich verlasse die Bühne für immer, und werde die Zeit, die mir noch zum Leben bestimmt ist, ohne Mangel verleben können, ich bedarf der Großmuth meiner edlen Freunde nicht. Beschwören Sie Hilmar, daß er nicht nach mir forscht; er muß es aufgeben, mir wieder begegnen zu wollen, und wird es, wenn ich ihm sage, daß mich ein Wiedersehen elend machen würde. Der Segen des Himmels sei mit Ihnen und Hilmar.

Hulda Sarbonne.“

Este that, was Hulda wünschte, er forschte nicht, ja es gab Augenblicke, wo er begriff, daß sie nicht anders hatte handeln können.

Er empfand, daß die Einsamkeit Lerchenhains ihn zum unverbesserlichen Hypochondristen machen würde; er ging in das Weltleben zurück und griff gierig nach jeder Beschäftigung, selbst von der verschiedensten und buntesten Art, Oekonomie, Wissenschaften, politische Thätigkeit, nur die Beschäftigung des Vergnügens suchte er nicht wieder auf. In den Cirkeln der Baronin Klarenberg fand er seine einzigen Ruhe- und Mußestunden; sie genügten ihm, um sein Leben nicht für völlig verfehlt zu halten.

Ein

# niederländisches Atelier.

# Ein niederländisches Atelier.

Nach einer Chronik erzählt.

---

An der Place verte in Antwerpen stand im Jahre 1622 ein eigenthümliches Gebäude, anscheinend weder Palais, noch Privathaus, weder im Styl jener Zeit, noch eines früheren Jahrhunderts aufgeführt; es war so seltsam und originell, daß sicher kein ähnliches in ganz Belgien aufzufinden war. Durch eine geräumige Vorhalle, oder vielmehr eine Art bedeckten Hof gelangte man zu der Front des breiten einstöckigen Hauses, dessen vorgebautes, in Stufen und Giebeln gebildetes Dach die Vorderwand vor den Einflüssen des Wetters schützte. Diese Frontseite war nach Außen hin mit den herrlichsten Fresken überdeckt, alle von der Hand eines einzigen Meisters, man möchte sagen von dem Apostel der niederländischen Malerschulen, von Rubens, geschaffen.

Das Gebäude war das Wohnhaus des großen Meisters, er ließ es nach seiner Rückkehr von Mantua aufführen, und schmückte Hallen, Säle und Wände mit den Schöpfungen seiner geweihten Hand, und mit den Reichthümern, die er aus Italien und Spanien mitgebracht hatte, als: Vasen, Medaillen und Büsten. Insbesondere schuf er die Rotunda, die

neben dem Hauptgebäude stand, zum Museum, und um jene Zeit galten die meisten Wallfahrten der Fremden in Antwerpen dem berühmten Hause des Peter Paul Rubens *).

Im zweiten Stock war das Atelier des Hauptes der Akademie St. Lukas, und die besten Schüler pflegten hier unter den Augen ihres Lehrers zu arbeiten.

An einem frischen Herbstmorgen harrten die Schüler mit Ungeduld auf die Helle des Tages, um ihre Arbeit beginnen zu können; obgleich der Meister eben abwesend und auf einer Fahrt gen Cöln, seiner Geburtsstadt, war, so blieb ihr Eifer doch nicht geringer, denn sie hofften ihn mit mancher vollendeten oder verbesserten Arbeit zu erfreuen. Und nun zögerte der Tag; das Dämmerlicht des späten Morgens wollte nicht weichen, und der schwere Nebel, der Stadt und Gegend verhüllte, schien Sieger der Sonne bleiben zu wollen.

In dem Saale der Akademie standen vier junge Niederländer, angethan mit dem kleidsamen Wams von schwarzem Sammet, dem Rest spanischer Mode, die ihre Herrschaft behauptete, weil sie dem Wuchs schmeichelte und das Colorit hob. Sie standen betrachtend vor einem bald vollendeten Bilde ihres Meisters, vor der Abnahme vom Kreuze, die Rubens für die Schützengilde von Antwerpen malte.

Das Gemälde stand völlig im Halbdunkel; die Nebel lagen so schwer an den Fenstern, daß die gewaltigen Mauern der Cathedrale, die in der Mitte der kleinen Place verte steht, noch nicht zu unterscheiden waren. Aber den jungen Leuten

---

*) Obgleich Rubens sehr große Reichthümer besaß, so ließ er sich doch bewegen, die Schätze der Rotunda an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pfd. St. zu verkaufen, nur die eigenen Gemälde waren nicht damit einbegriffen.

war jeder Pinselstrich auf dem Bilde bekannt, und selbst in dem Dämmerungsschatten erkannten sie die bevorzugte Hand ihres angebeteten Lehrers.

Der junge, kaum zwanzigjährige Teniers rief in Entzücken: „Wäre es eine Möglichkeit, noch etwas Höheres zu erreichen, als Vollkommenheit, Meister Rubens würde es erringen, denn die Stufe der Vollkommenheit hatte er schon als Jüngling inne, und er gewann das höchste Ziel so früh, daß für ihn nichts mehr zu erstreben bleibt!“

„Da wird es uns schwerer!“ lachte van Tulden, ein Anderer von den Vieren, „mögen wir vorschreiten so rasch wir wollen, das Ziel der Vollkommenheit ist unserer Jugend so fern gerückt, daß wir es nur im späten Mannesalter oder nie erreichen!“

„Und doch nennt man uns die eifrigsten Schüler von Meister Rubens,“ warf der ehrgeizige van Hoek ein, „warum hältst Du die Bahn des Meisters so mühselig, sein Ziel so unerreichbar für uns? Warum verwirfst Du die Hoffnung, daß der Schüler dem Meister gleichkommen kann?“

„Weil ich glaube: daß ein Jahrhundert keine zwei solcher Sterne, wie Peter Paul Rubens ist, dem Niederland vergönnt!“ rief van Tulden lebhaft. „Sollte aber dennoch ein Schüler den Meister erreichen, so sind nicht wir es, sondern dort der Lieblingsjünger, der Johannes von Vater Rubens.“

Bei diesen Worten zeigte van Tulden in die Nische des mittleren Fensters; dort stand ein fünfter junger Mann, der in Kleidung und Haltung den vier Jünglingen ähnelte, sein Antlitz aber war unbedingt das bevorzugte; es würde vollkommen schön gewesen sein, wenn die regelmäßigen Züge nicht zu weich, das sammetbraune Auge nicht zu sanft und mädchenhaft gewesen wäre. Die schwarze Sammetblouse, mit glänzend

weißen Puffen an den schmalen Handgelenken, umschloß einen biegsamen Wuchs; der schlanke, unmerklich nach vorn gebogene Hals trug den ebenmäßig geformten Kopf in etwas zu demüthiger Haltung; auch die feinen Lippen entbehrten den Ausdruck der Energie; dagegen war in jedem Zug, in jeder Linie des Gesichts Ebenmaaß und klassische Form.

Es war van Dyk, der Lieblingsschüler von Rubens; er stand unthätig am Fenster und starrte hinaus in die Nebelschichten, die sich langsam senkten und jetzt die Spindel der wunderherrlichen Cathedrale erkennen ließen. Van Dyk's melancholische Augen hafteten daran, es schien ihn wunderbar zu fesseln, dies Schauspiel, wie sich ein gothischer Bogen, ein Pfeiler nach dem andern aus dem Nebelmeer hob und sich in fester Form und Contour gegen die verschwimmende Luft abzeichnete.

Der Anblick, der sich dem Jüngling bot, war kein überraschender für ihn, denn seit Jahren war er in Antwerpen und wohnte so nahe dem herrlichen Bau, daß er früh und spät den Triumph gothischer Architectur bewundern konnte. Und ein Triumph dieser Kunst ist der Antwerpener Dom; er ist die schönste Kirche Belgiens, und doch hat dieses Land gerade in seinen Kirchen seinen Hauptruhm. Der 391 Fuß hohe Thurm hat eine so schöne und zierliche gothische Arbeit, daß Kaiser Karl der Fünfte zu sagen pflegte: „er verdiene in ein Schmuckkästchen gestellt zu werden;“ Napoleon verglich ihn später mit Mechelner Spitzen.

Drüben im Dom läuteten die Glocken zur Frühmesse; es ward lebendig auf den Straßen und der Place verte; viel Wallfahrer mit Rosenkränzen und Gebetbüchern folgten dem Ruf der Glocken. Van Dyk's Auge belebte sich rasch, es verließ den Thurm und die Bogen des Doms, um sich hinab

an den Eingang zu verlieren; er musterte die Schaar der Andächtigen genau, aber mit unbefriedigenden Resultaten, das gewahrte man an den Augen, die bald wieder den lebhaften Glanz mit dem gedämpfteren Schimmer eintauschten.

Indessen war es hell genug geworden, um an die Arbeit zu gehen. Van Hoek und Teniers standen bereits fleißig an ihren Staffeleien, während van Tulden und Diepenbeek noch immer bewundernd vor Rubens Kreuzabnahme verweilten.

„Hört, Diepenbeek, was wird die Nachwelt über dies Werk für ein Urtheil fällen?“ fragte van Tulden.

„Sie wird es verehren; zweifelt Ihr daran?“

„Es handelt sich nicht darum, ob sie es verehren, sondern ob sie es verstehen wird.“

„Warum sollte sie nicht?“

„Weil sie vielleicht dem Magistrat von Antwerpen gleicht; kennt Ihr die Geschichte dieses Bildes nicht? Hört! die Schützengilde von hier bestellte vor sechs Monden einen Christophorus, einen Christusträger. Der Meister nahm den Auftrag allegorisch und malte die Abnahme vom Kreuze, auf welcher die Freunde des Herrn den Leichnam tragen; auch die heilige Jungfrau nach der Heimsuchung als Christusträgerin fügte er hinzu, ferner den Hohenpriester Simeon, wie er im Tempel Christus auf seinen Armen trägt. Die Schützen verstanden aber diese Allegorien nicht; sie verlangten ihren Schutzpatron, den heiligen Christoph; den hat nun der Meister auf den einen Flügel des Gemäldes nachträglich gemalt; auf dem andern Flügel fügte er den köstlichen Eremiten mit Laterne und Nachteule hinzu, um die Beschränktheit der Schützen anzudeuten; sagt, wird die Nachwelt diese Allegorien verstehen?“

Diepenbeek zuckte die Achseln.

„Jedenfalls wird sie eine Deutung suchen, und glauben,

die rechte gefunden zu haben; das wird ihr genügen. Aber sagt mir, seit wann ist van Dyk zum Träumer geworden? steht er doch dort vor seiner leeren Leinwand, als ob er noch nie eine Skizze entworfen habe, mit schlaffer Haltung und müßigen Händen."

"Bah, van Dyk ist in dem Fall manches verwöhnten Schooßkindes, die Vorliebe Meister Pauls hat auch ihr Quälendes; seht! van Dyk brütet über den Entwurf eines Altarstückes, einer Grablegung; er hat sie neu aufgefaßt und will noch eine Magdalena hinzufügen, die letztere soll ein Urbild verkörperter Anmuth und Huld sein. Sicher hat er im geheimsten Herzensschrein ein Ideal, dessen Züge diese Magdalena tragen soll."

"Gut denn, wer verhindert ihn daran, dem Ideal Form zu geben?"

"Meister Rubens; dieser ergriff den Plan des Bildes mit Feuer, und weil in seinen Augen das Ideal weiblicher Vollkommenheit sein Weib ist, so glaubte er seinem Lieblingsschüler keine höhere Gunst erweisen, keinen mächtigern Sporn für seinen Fleiß geben zu können, als die Erlaubniß, die Züge von Isabella Rubens für die Magdalena wählen zu dürfen. Es ist wahr, Isabella Brant war einst die Schönheit Antwerpens, und als des Meisters Gattin, die gefeiertste Frau der Stadt; aber die Jahre nahmen die weichen Formen und den Schmelz der Jugend hin; die Fülle der Gestalt naht der Schwerfälligkeit, und die Züge haben keine Rundung, das Auge nichts Träumerisches mehr. Für solchen Wechsel ist aber der Meister blind, er hat Isabella ja noch im vergangenen Jahr als heilige Jungfrau gemalt."

"Freilich," wandte der heitere Diepenbeek ein, "und Gott behüte mich, daß ich ein Wort gegen Meister Pauls

Pinsel spreche, aber Lady Rubens sitzt in dem Wolkenthrón so behaglich, wie in ihrem Lehnstuhl, und sieht für die himmelfahrende Jungfrau allzu phlegmatisch aus.“

„St, schweigt mit solchen losen Reden; Ihr wolltet wissen, warum van Dyk verdrießlich aussieht, nun, weil er Isabella Rubens wie eine Mutter ehrt, aber für seine Magdalena doch ein anderes Modell wünscht, als ihre vierzigjährige Schönheit. Doch Ihr begreift, daß die Sache zu delicat ist, um sie dem Meister begreiflich zu machen, darum wird er das Bild mit Isabellen als Büßerin malen; aber er thut es sicher mit Unlust, und was ein Meisterwerk geben könnte, wird eine laue Farbenmischung.“

„Und kennt Ihr das Bild im Herzensschrein van Dyk's, mit dessen Zügen er die Magdalena schmücken wollte?“ fragte Diepenbeck.

„Seht sie dort, sie schreitet eben auf das Haus zu!“ Die Beiden eilten an das Fenster; die Messe war zu Ende, die Schaar der Betenden strömte aus dem Dom. Zwei Frauen kamen näher; sie hatten die Köpfe gesenkt und trugen Rosenkranz und Gebetbuch in der Rechten. Die eine war eine stattliche Dame mit stolzem Wuchs, der indessen zu sehr zu einem Embonpoint hinneigte, um noch jugendlich auszusehen. Sie trug eine Schleppe von schwarzem Sammet, ein Mieder mit gepufften Aermeln und eine Schneppenmütze mit gestickten Rändern. Man fand leicht in diesen Zügen Spuren seltener Schönheit, aber das Recht der Jahre läßt sich nicht verleugnen, Isabella Rubens, so gut sie auch noch aussehen konnte, ließ durch ihr Aeußeres doch errathen, daß sie der Matrone merklich näher, als der Blüthe erster Jugend stand.

An ihrer Seite ging ein Mädchen, die das eigen hatte, was der schönen Frau fehlte — die Jugend; Diepenbeeks und

Tuldens Augen faßten rasch dies liebliche sechszehnjährige Kind auf; es war Meister Rubens Töchterlein, welches die Züge Isabellens in feinern unentwickelteren Linien besaß. Wo man bei der Mutter noch Spuren vergangener Schönheit auffand, sah man bei Jutta deutliche Kennzeichen erwachender Schönheit. Das Kolorit war fein, aber noch nicht blendend, das Auge schön geschnitten, aber noch nicht strahlend, der Mund herrlich geformt, aber noch im verlegenen Zucken des Kindes, das zu den Erwachsenen gehören will und doch dort noch keine Aufnahme findet.

„Beim heiligen Christoph, sie wird reizend, diese kleine Jutta, die der Meister noch in die Kinderstube bannen und auf den Knien schaukeln will!“ rief van Tulden herzhaft.

Van Dyk schreckte auf und eilte an das Fenster; Mutter und Tochter standen eben an der Vorhalle der Rotunda; Jutta's gesenktes Köpfchen hob sich flüchtig auf, die blauen Augen fanden die Saalfenster des zweiten Stocks; die Barette der Jünglinge flogen wie auf Kommando von den Locken; sie neigte sich schüchtern und eilte dann in das Haus.

Die Vier gingen an ihre Arbeit zurück; van Dyk allein blieb mit flammenden Wangen müßig vor seiner leeren Leinwand stehn.

Van Tulden und Diepenbeek schielten zu ihm hin.

„Ich bin neugierig, was es mit dem armen Jungen giebt?“ fing der Erstere an, „wär' ich's, ich faßte mir ein Herz und sagte: Meister gestattet mir für meine Magdalena, anstatt die schönen Züge Eurer Frau, die süßen Eures Kindes zu copiren.“

„Tulden, Ihr seid nicht recht gescheut, das wäre in des Meisters Augen eine Beleidigung der Herrin, denn van Dyk ist der erste, dem er die Huld erwies, die Dame copiren zu

dürfen; das Töchterlein soll noch viele Jahre ein Kind bleiben, dem er die Wange streichelt und das er auf den Knieen schaukelt, er würde zürnen, wenn dies Kind als Magdalena der gaffenden Menge entgegen träte. Einen Engelskopf in den Wolken, einen Cherubim oder ein Kindlein von Bethlehem — dazu würde er die Züge der kleinen Jutta vielleicht seinem Liebling gestatten, weiter aber, glaubt mir's Tulden, darf selbst van Dyk nichts fordern."

"So bleibt ihm also keine Wahl, er muß versuchen, sich für Frau Isabellens Antlitz zu begeistern."

Das Flüstern der Beiden ward durch einen lauten Lärm auf der Gasse unterbrochen; es war theils Pferdestampfen, theils Aufschreien und Hülferufen. Van Teniers und van Hoek sprangen zuerst an das Fenster.

"Was giebt's?" rief Tulden.

"Die Pagen der Gräfin Lalaing, der Tochter der früheren Schützerin unseres Herrn, führten die Reitpferde der Dame vor die Cathedrale, die Dame wollte sich eben aufschwingen, da sprengte der Rappe wild mit ihr davon!" rief Teniers.

"Bah, das ist keiner Sorge werth, Gräfin Lalaing ist die beste Reiterin, die wildeste Amazone der Stadt, sie bändigt das Thier!" rief Tulden mit einem Achselzucken, das diese gerühmten Eigenschaften der Gräfin als etwas Zweideutiges hinstellte *).

---

*) Bei einer Gräfin Lalaing, die einen großen Hofstaat in Antwerpen hielt, stand Rubens in seiner Jugend als Page in Dienst; sie sowohl als ihre Tochter sind in der Geschichte Antwerpens ziemlich berüchtigt, auch erzählt man, daß der Wunsch, den Hofstaat der Gräfin zu verlassen, bei Rubens die Veranlassung war, daß er heimlich nach Italien flüchtete, wo die Liebe zur Malerei zuerst mächtig in ihm erwachte.

„Ihr irrt!“ rief van Hoek, „die Gräfin hatte den Bügel noch nicht; das Pferd sprengt kreuz und quer über die Place verte und schnaubt wie ein Eber; gebe der heilige Christoph, daß einer von den Berittenen unten rasch dem Rappen in die Zügel fällt, denn die berühmte Amazone Antwerpens ist bügellos.“

„Laßt uns hinab!“ drängte Tulden.

„Unnütz! wenn die Gräfin nicht Hülfe findet, bevor wir die Treppen hinab über den Platz geeilt sind, so bricht sie eher den Hals,“ entgegnete van Hoek.

Inzwischen war das Wogen und Drängen der Menschen unten immer lauter, immer tobender geworden. Und doch eilte, außer den Dienstleuten der Gräfin, fast Niemand zu Hülfe, denn die jüngere Gräfin war gleich ihrer Mutter im Auge des Volkes nicht besser als geächtet, und die Gefahr der stolzen Herrin rührte nicht sehr.

Aber Gräfin Lalaing war in Wahrheit eine treffliche Amazone; nicht einen Moment verlor sie den Kopf während des wilden Rittes. Mit der linken Hand hielt sie sich an der Mähne des schnaubenden Rappen, während sie mit der rechten rasch und gewandt die Schleppe des Reitkleides abhakte, um sie nicht in den Bügel zu verwirren, dann sprang sie auf Geradewohl herab.

Der gewagte Sprung gelang; nur einen Moment knickte sie in den Knieen ein, dann stand sie aufrecht und stolz in Mitte der gaffenden Menge, während das Pferd schäumend in eine Seitengasse jagte.

Aber auch kein Beifallsruf ward laut; die Zuschauer verloren sich schweigend wieder.

Inzwischen hatten die jungen Leute im Atelier die Scene mit Spannung betrachtet; sie drängten sich unbedacht alle an

das eine Fenster; der lebhafte Tulden und Diepenbeek stritten um die Vorderplätze an den Glasscheiben; halb scherzend, halb heftig schoben sie sich hin und her und im Reden über die Gräfin überboten sie sich an lebhaften Gesten und Geberden. Sie übersahen, daß das bald vollendete Gemälde der Kreuzabnahme in gefährliche Nähe mit ihren beweglichen Händen und Schultern kam; Tulden bog sich noch einmal ungestüm vor, um die Amazone festen Fußes auf der Place verte stehen zu sehen, er stieß heftig gegen die Staffelei, und das Lieblingswerk Rubens stürzte zu Boden auf die Fläche der noch feuchten Farben.

Alle Fünf standen wie vom Blitz gelähmt, Keiner wagte das Bild aufzuheben und den Schaden zu besehen. Tulden schlug die Hände vor die Augen und floh wie ein geängstigtes Kind in eine dunkle Ecke des Zimmers; Diepenbeek schlich ihm gesenkten Kopfes nach, und van Hoek murmelte einen verzweifelnden Fluch in den rothen Bart hinein.

Teniers bückte sich endlich und richtete die Staffelei wieder auf; er griff auch nach dem Bild, da gewahrte er, daß ein scharfer Haken der überstürzenden Staffelei sich in die linke Seite der Leinwand eingebohrt und dort ein Loch gerissen hatte. Er stöhnte und rief: „Richte das Ding auf, wer will; ich rühre es nicht an, das Bild ist unwiederbringlich verloren!“ Van Dyk bekam die Fassung endlich wieder; er hob mit gesenkten Augen das Bild auf, stellte es gegen das Licht und prüfte endlich mit klopfendem Herzen den Schaden. Die zuletzt gemalten Theile des Gesichtes der heiligen Jungfrau, die noch feucht gewesen waren, waren gänzlich verwischt; der Nagel hatte sich an dem Kinn Maria's eingebohrt und die feinen Linien auseinander gerissen. Der Schaden war in der That sehr groß.

„Ich nehme Reißaus, ich gehe nach Gent zu meiner Mutter!“ rief Tulden.

„Bah, Brüderchen, die Zeiten sind für uns vorbei, wo wir für einen verübten dummen Streich Schutz hinter dem Schürzenband unsrer Mutter fanden. Flucht rettet Euch nicht! laßt uns dagegen überlegen, ob nirgends Hülfe zu finden ist.“

„Wo könnte das möglich sein?“

„Wir müssen den Schaden auszubessern suchen!“ rief van Hoek.

„Man merkt Euch an, daß Ihr den meisten Ehrgeiz und das meiste Selbstvertrauen von uns Allen habt, van Hoek, sonst müßte Euch die Wahrheit dessen einleuchten, daß wir Schüler auf einem Gemälde von Rubens nichts ausbessern können!“ rief Diepenbeek, „nein ich stimme dafür: sich vertrauend und aufrichtig an den Meister zu wenden und um seine Vergebung zu bitten.“

„Aus Euch spricht Euer ruhiges Fischblut,“ polterte Tulden; „Ihr würdet es mit ansehen können, wenn der Meister zürnend und verdrossen sein liebstes Werk zur Seite schöbe und unvollendet ließe.“

„Bah, mein Gewissen würde bei solchem Anblick freilich nicht schlagen, denn Euer war die Schuld des Unfalls.“

Das Blut stieg van Tulden heiß zu Kopfe, er wollte heftig erwidern, da trat van Dyk zwischen die Streitenden und sagte ruhig, aber mit dem Tone der Ueberlegenheit: „Erhitzt Euch ein andermal, wenn Euch die Zeit bleibt, Euern Streit auszukämpfen; jetzt aber bleibt besonnen. Van Hoek hat Recht, der Schaden muß verbessert werden, uns bleiben noch acht Tage Frist bis zur Ankunft des Meisters, wir wollen die Loose werfen, wem die schwierige Arbeit zufällt, das Bild herzustellen.“

„Ihr wagt viel, van Dyk!“ rief der junge Teniers beklommen; „niemals habe ich meinen Pinsel so stümperhaft gefühlt als jetzt, wo mir vielleicht das Loos bestimmt, viel von ihm zu verlangen.“

Van Tulden hatte indessen bereits die Loose geschnitten, da hielt er plötzlich inne und sagte. „Würfel haben oft schlechte Laune, vielleicht trifft den wenigst Fähigen von uns das Loos, wäre es nicht besser, daß Jeder auf Pflicht und Ehre erklärt, wen er für den Begabtesten von uns hält, und daß dieser das Werk unternimmt?“

„Der Vorschlag hat sein Gutes!“ rief Teniers hastig, und hob die rechte Hand wie schwörend auf: „ich erkenne van Dyk für den Begabtesten unter uns!“

Diepenbeek wollte einstimmen, da zog es finster wie eine Wetterwolke über van Hoek's Stirn, van Dyk trat rasch vor und sagte: „Ihr irrt Euch, Teniers, laßt das Loos entscheiden, das ist der einzige unparteiische Richter!“

Van Tulden legte fünf Streifen Papier, von denen jedes einen Namen der Jünglinge trug, zusammengefaltet in sein Barett. „Wer soll das Loos ziehen?“ fragte er.

„Der Jüngste von uns!“

„Das ist Teniers.“

Teniers trat vor und griff mit hochklopfendem Herzen in das sammetne Barett; er nahm einen Zettel, entfaltete ihn mit zitternder Hand und las.

„Wer ist's?“ drängten Alle.

„Van Dyk!“ rief Teniers überlaut, „van Dyk! der heilige Christoph segne die Würfel, es ist, als ob sie Verstand gehabt hätten. Es lebe van Dyk, der beste Schüler des Meisters!“

Van Hoek trat schweigend zurück; die Andern schwangen

die Mütze, und van Dyk nahm mit rascher Hand die leere aufgespannte Leinwand von seiner Staffelei und stellte die Kreuzabnahme dafür hin. Niemand erkannte jetzt den Träumer von vorhin in ihm; er stand nicht mehr da unentschlossen und sinnend, nicht mehr grübelnd über die Magdalena, nein, sein schönes Antlitz war belebt, seine Pulse klopften vor Ungeduld, je größer das Unternehmen war, je mehr reizte es ihn.

Tulden trat zu ihm hin und flüsterte: „Ich muß ein Liebling des Schicksals sein, Antonio, daß es Euch wählte, um meine Sache zu führen; nehmt meinen Dank im Voraus.“

„Hebt ihn bis zum Ende auf, Tulden, wer sagt Euch, daß mein Unternehmen gelingt?“

„Euer begeistertes Auge und mein Herz, das Euch schon längst als Dioskur des großen Meisters bezeichnete.“

„Ihr seid voreilig mit Eurer guten Meinung.“

„Nein, aber mein Sinn ist nicht von Mißgunst getrübt, ich erkenne den Stern Eures Ruhms und begreife, warum Ihr der Johannes des Meisters seid.“ — — — — — —

Nur acht Tage blieben bis zur Ankunft Rubens; van Dyk mußte haushälterisch mit der Zeit sein.

Zur Mittagszeit kamen die jungen Leute herab in die Rotunda, um mit Isabellen und ihrer Tochter das Mahl einzunehmen. Ein kleines Erkerzimmer nahm sie auf; man konnte nichts Behaglicheres sehen, als dieses achteckige Gemach, mit hohen Gewächsen in den Fensternischen und köstlichen Vasen auf dem Sims des holländischen Kamins. Gewirkte Teppiche und Fresken an den Wänden waren mit Ausnahme eines Speisetisches die einzige Ausstattung des Zimmers. Am Tisch, der reich mit Silber und Cristall servirt war, stand oben der Lehnstuhl des Meisters, daran schlossen sich die

Sammetsessel von Frau Isabella und Jutta, dann folgten die gepolsterten Schemel der fünf jungen Leute.

Frau Isabella präsidirte mit viel Würde; sie war eine Dame von vortrefflichem Anstand, die sich aller Vortheile bewußt war, welche kluge Frauen durch die bevorzugte Stellung eines berühmten Gatten beanspruchen können.

Jutta war noch zu jung, um die Vortheile ihrer Lage genügend zu erkennen; sie vergötterte ihren Vater, ohne zu ahnen, daß sie, als sein Kind, sich vor Allen in den Strahlen der Ruhmesglorie sonnen könne, die sein geliebtes Haupt umstrahlte. In jedem Anspruch des Ehrgeizes war sie völlig unerfahren, ein wahres Kind; nicht so in denen der Liebe. Sie entfärbte sich leicht, als nur vier der Jünglinge eintraten, und Frau Isabella fragte:

„Wird uns Antonio van Dyk nicht die Ehre seiner Gegenwart bei Tische geben?“

„Van Dyk bittet durch mich um Nachsicht, Herrin, er wird etwas später herabkommen, da eine mühsame Arbeit seine Zeit in Anspruch nimmt;“ entgegnete Tulden stockend.

Isabella nickte gewährend und schritt zum Tische; sie nahm rechts, Jutta links von dem leeren Stuhl ihres Gatten Platz. Die jungen Leute gruppirten sich mit einiger Ceremonie; van Dyk's Stuhl, der neben Jutta'n stand, blieb unbesetzt.

„Dies ist schon der fünfte Tag, den wir ohne unsern Herrn zubringen,“ begann Isabella Rubens, „mich kränkt die Reise, die uns Alle so lange von unserm besten Freund verwaist; wir müssen versuchen, einige kleine Zerstreuungen in unser einförmiges Leben einfließen zu lassen; die Sonne steht heute über dem Nebel, es ist ein klarer Herbsttag draußen, wie wäre es, wenn wir zu Jutta's Vergnügen die langbesprochene Lustfahrt auf der Schelde heute vornähmen?“

Die Herrin hatte zu gebieten; die Schüler verneigten sich in freudiger Zustimmung, nur Jutta blieb stumm und sah aufgeregt nach der Thür.

Da kam van Dyk; er grüßte zerstreut und nahm schweigend seinen Platz. Jutta reichte ihm die silberne Platte mit Fischen; er sah auf und schien jetzt erst zu begreifen, wo er war; ein freudiger klarer Ausdruck verdrängte plötzlich die unbehagliche Zerstreutheit in seinen Mienen; sein dankbarer Blick, mit dem er die Fische entgegennahm, war ausdrucksvoll genug, um das Erröthen des jungen Mädchens zu rechtfertigen.

„Ihr seid bei einer schweren Arbeit, Antonio?“ flüsterte sie, „darf man den Gegenstand nicht erfahren?“

„Es wird Euch nicht interessiren, Jutta,“ entgegnete er ausweichend.

„Ist es die Skizze der Grablegung, über die Ihr neulich so begeistert sprachet?“

„Nein, ehe ich jene Skizze beginne, muß ich nochmals mit Euerm Vater reden, es handelt sich noch“ — er stockte.

„Um was?“ fragte sie lächelnd.

„Fragt mich nicht Jutta, Ihr würdet mir über das, was ich nicht wünsche, zürnen, und das, was ich begehre, doch verweigern.“

„Ihr sprecht in Räthseln, Antonio; wißt Ihr, daß man unverständliche Rede da wählt, wo man nicht vertrauen mag? könnt Ihr gegen mich nicht aufrichtiger sein?“

Hätte Jutta die Macht ihrer Bitten und sanften Worte genugsam gekannt, so würde sie nur noch wenige Augenblicke fortgefahren haben, um beide Geheimnisse, sowohl die Zweifel über die Magdalena, als auch das Geheimniß der mühsamen Arbeit ergründet zu haben. Aber Jutta kannte diese Gewalt noch nicht, oder wollte sie nicht gebrauchen; sie schwieg gegen

van Dyk und wandte sich mit erzwungenem Scherz zu van Tulden, der mit lebhafter Rede die Wasserfahrt auf der Schelde pries.

„Werdet Ihr uns begleiten, Antonio?“ fragte Isabella.

Er zögerte mit der Antwort; wie, er sollte freiwillig um der aufgezwungenen Arbeit willen dem seltenen Genuß entsagen, mit der Geliebten den Tag zu verbringen? In Jutta's klösterliches Leben fiel selten ein Wechsel, noch seltener eine Gelegenheit, den Geliebten anders, als während der Mahlzeit, zu sehen, wo Etiquette und ein Heer wachsamer Augen jeden Blick erhaschte und jedes Wort abwog. Diese Lustfahrt auf der Schelde war seit lange Beider Wunsch gewesen; aber in acht Tagen kehrte der Meister zurück, was geschehen sollte, mußte rasch geschehen, die kurzen Tage ließen ohnehin kein Zaudern zu.

Während dieser Ueberlegung van Dyk's rückte Tulden besorgt auf seinem Schemel hin und her, um van Hoek's schmale Lippe zuckte ein leichtes spöttisches Lächeln, er bückte sich an van Dyk's Ohr und flüsterte:

„Wenn Amor lauter spricht, als die Musen, so will ich Euch ablösen; geht mit auf die Schelde, ich will thun, als habe mich das Loos getroffen und die Arbeit sei mir zugefallen.“

Teniers und Diepenbeek ahneten den Inhalt der leisen Rede; der letztere wandte sich mit der raschen Frage an Isabellen:

„Herrin, sagte nicht Meister Rubens vor wenigen Wochen zu Euch: wenn Antonio noch einige Jahre älter ist, so wird er mir zum Rivalen werden, wir sind Beide aus einem Guß?“

Frau Isabella lächelte: „So ist's, Antonio, mein Gemahl freut sich an der Klarheit Eures Pinsels, da sie der seinen ähnelt.“

Das gab die Entscheidung; er dankte mit stockender Rede für die Fahrt; er schützte Arbeit vor und hütete sich, dem vorwurfsvollen Auge Jutta's zu begegnen. —

Am Nachmittag war es still in dem Hause; es mußte eine prächtige Fahrt geben, denn die zahlreiche Dienerschaft folgte in einer Reihe zierlicher Gondeln dem geschmückten Lustschiff, das in strahlenden Farben das Wappen der Rubens am Bugspriet zeigte. Bunte Wimpeln flatterten an den Masten, die Schiffer sangen flämische Lieder, und Frau Isabella schritt wie eine Königin über das geschmückte Deck.

Die eigentliche Blüthezeit, vielmehr der Zenithpunkt von Antwerpens Glanz war selbst um jene Zeit schon gesunken; die Ketzergerichte von 1576, die Plünderungen und Verheerungen durch Feuer und Schwert der Spanier hatten Tausende von fleißigen Bürgern vertrieben, und die Weltstadt, die Antwerpen unter Kaiser Karl dem Fünften gewesen war, die lebendigste und herrlichste Handelsstadt der christlichen Welt, selbst Venedig übertreffend, war sie jetzt nicht mehr. Das heißt, Antwerpen bewahrte jetzt nicht mehr den ausschließlichen Reichthum Belgiens; die vierzehnmonatliche Belagerung des Herzogs Alexander von Parma, und die endliche Einnahme der Stadt erschöpften deren Kräfte. Doch wenn sie auch nicht völlig zu ihrem frühern Glanz zurückkehrte, so blieb sie doch mächtig durch ihre günstige Lage, denn während der Plan der Stadt einem Bogen ähnelt, so bildet die Schelde die Sehne dieses Bogens, sie ist bei Antwerpen 1500 Fuß breit, und zwanzig Stunden von ihrer Mündung in die Nordsee entfernt, und trägt die gewaltigsten Schiffe leicht zu dem Meere hin. Die Bewegung im Hafen blieb eine rege, obgleich sie kaum mehr der früheren zu vergleichen war, wo täglich an 500 Fahrzeuge ab- und zufuhren.

Jetzt ging es schon an, daß zahlreiche Lustboote und Gondeln auf der Schelde lagerten, und es war ein anerkanntes Vergnügen der Antwerper Patricier, ihre geschmückten Schiffe auf dem Flusse zu halten. Sie entfalteten einen großen Reichthum bei diesen Fahrten, und das Gefolge der Diener und Pagen war oft eines Fürsten nicht unwerth.

Die Fahrt der Libelle, so hieß das Zierboot Frau Isabellens, ging nach Flämsch Hoofd, dem kleinen Fischerdorf am andern Ufer der Schelde, die sich bei Antwerpen in zahllosen Windungen durch das flache Wiesenland schlingt und ihre beweglichen Wasser oft wie Meereswellen aufsteigen läßt, da hier die Einwirkung von Ebbe und Fluth noch bemerkbar ist. Die Nebelschichten des Morgens lagen als feuchter Thau auf den Ufern; sie waren von der Sonne noch einmal besiegt, aber diese selbst war kalt ob ihres Sieges, sie stand gelb, frostig und halb verschleiert am Himmel.

Jutta hatte sich fest in ihren Sammetmantel geschmiegt und lehnte schweigend an der Brüstung des Verdecks; ihr brachte diese lang gewünschte Fahrt keine Freude, ihr junges Herz grübelte und härmte sich über Gebühr, denn da sie bei dem Geliebten nur die Forderungen der Liebe und nicht die des Ehrgeizes wollte gelten lassen, so fand sie keine Entschuldigung dafür, daß eine Arbeit, sei es auch die wichtigste, ihn da von ihr entfernt halten konnte, wo ein unbewachtes Sehen, ein Zusammensein von mehreren Stunden sie für den Zwang langer Tage hätte entschädigen können. Ihr zürnendes Herz stellte ihr ihre eigene Opferfreudigkeit vor, mit der sie Allem entsagte, wenn es darum galt, ihn, sei es auch nur für Augenblicke, zu sehen, einen warmen Blick mit ihm zu tauschen. War es Selbstsucht oder Mangel an Liebe? oder war es doch wohl Nothwendigkeit, was ihn von ihr entfernt

hielt? Diese zweifelnden Fragen blieben die Begleiter ihrer Lustfahrt, und weil sie ihr Recht härtnäckig und quälend behaupteten, so harrte Frau Isabella vergebens auf Befriedigung oder Dank in den Mienen ihres Kindes, um deswillen die einförmige Hausordnung unterbrochen worden war.

Während dessen hatte sich van Dyk in sein Atelier eingeschlossen, und zum erstenmal — so gesteht er ein — brach der Ehrgeiz sich Bahn in seiner Seele. Das Werk des Meisters, der vor ihm so hoch wie eine Gottheit stand, sollte wiederhergestellt werden, und zwar auf eine Weise, daß der Meister selbst getäuscht wurde! War dies möglich? war solche Hoffnung nicht ein Frevel, gleich dem des Prometheus, der sich vermaß, eben so vollkommene Menschen zu bilden, als Zeus. Van Dyk zauderte betroffen, doch nur einen Augenblick blieb er entmuthigt, er fühlte: wenn einer der Schüler hoffen durfte, so war er es. Und er, wenn der Meister um der Ausführung willen den Schaden verzieh, wenn er sich huldvoll den Wünschen des Jünglings zuneigte, dann durfte er vielleicht wagen, für seine Magdalena zu bitten, und wenn diese die Züge Jutta's tragen durfte, so machte die Grablegung ihn — das fühlte er — unsterblich.

So war der Gang seiner Gedanken, welche Jutta in demselben Augenblick so hart anklagte.

Am späten Nachmittag sprengte ein Troßbube in den Hof, es war ein Bote aus Cöln von dem Herrn, er brachte nebst Briefen an Frau Isabella auch ein Schreiben für van Dyk.

Es lautete also:

„Ich bin in meiner Vaterstadt, Antonio, aber ich fühle, daß sie nur noch den Namen hat, und doch meine Heimath nicht mehr ist. Ich sehne mich nach Antwerpen zurück, zu Weib und Kind, zu Euch und meiner Staffelei. Die Ab-

nahme vom Kreuz folgt mir in Gedanken und Träumen, das Bild bekümmert mich! Warum? Ist es mir etwa schlecht gelungen? ist es meines Namens nicht werth? Wohl nicht, denn es war das Schooßkind meiner Phantasie; aber ich werde Aenderungen daran vornehmen müssen, die mir jetzt während des langsamen Rittes der Reise eingefallen sind. Die zarten Züge der heiligen Jungfrau sind eine schwere Aufgabe für den vollen Pinsel des Flamänders; meine Maria auf der Kreuzabnahme hat um Wangen und Kinn zu runde Formen, ich will sie zu schmäleren, weicheren Linien gestalten.

„Was soll ich in Cöln? ich passe nicht mehr hierher; der alte Rubens muß dahin, wo sein Herz ist, zu Weib und Kind und seinen Bildern, wohl auch zu dem Schüler, dem er später ohne Eifersucht seine gewelkten Lorbeeren blühend auf's Haupt setzen will, zu Euch, Antonio! Ich komme bald.

Peter Paul Rubens."

Die Linien um Wangen und Kinn der Jungfrau weicher? so schrieb der Meister. Die Stellen, die er nicht vollkommen fand, deren Anklage ihm selbst die Reise verbitterte, waren gerade die verletzten! Was man neu schuf, konnte man auch anders schaffen, Mängel, die erkannt sind, sind zu verbessern! In der That, die Wange war zu üppig, das Kinn zu jugendlich für die Mutter mit dem zweischneidigen Schwert in der Brust; es war, als ob die vollen Lippen Isabellens wiederum, ganz gegen den Willen des Meisters, als Modell vorgeschwebt hätten. Sie waren in ihrer Art vollendet ausgeführt gewesen, aber selbst etwas Unvollkommenes kann über dem Vollkommenen stehen, wenn es getreuer und naturgemäßer ist, und die schmerzdurchzuckten Lippen Maria's hätten fast eher reizlos und verzerrt sein dürfen, als vollendet kunstreich, aber schwellend und lebensfrisch.

Durch den Brief Rubens darauf hingeführt, erkannte jetzt van Dyk, wenn auch mit Widerstreben, Mängel da, wo er bis jetzt nur anbetend verehrt hatte. Er vertiefte sich mit ganzer Seele in die Situation, die Rubens hatte anschaulich machen wollen, und sein Genius führte ihn einen sichern Weg; die heilige Geschichte war auch van Dyk's Studium, sein Geist war früh eingedrungen in die Mysterien der Religion, und sein Pinsel war geweiht durch die Verherrlichung biblischer Gestalten. Für die Maria paßten freilich die jugendlichen, lebenswarmen Züge seines Ideales nicht, er mußte sich, indem er das Antlitz der Maria ausbesserte, auf den Rathgeber verlassen, der ihm in seiner ganzen Laufbahn treu blieb: auf den sichern Takt einer wahren Künstlernatur.

---

Die Schlußworte des Briefes: „ich komme bald zurück,“ steigerten den Eifer van Dyk's so sehr, daß er jede Erholung, sei es durch Speise oder Trank, bei Tage beinahe gänzlich zurückwies. Wäre es angegangen, bei Lampen- oder Kerzenlicht vor der Staffelei zu wirken, so würde er sich auch den Schlaf der Nächte entzogen haben, um thätig bleiben zu können. Wohl machten ihn Jutta's gesenkte Blicke und bleiche Wangen betroffen, aber eine jauchzende Stimme im Herzen flüsterte ihm zu: es handelt sich nur um das Geheimniß weniger Tage, dann ist dein Streben erfüllt, und das Ziel dieses Strebens ist die Erfüllung deines heißesten Wunsches, die Gewähr: Jutta's Züge für die Magdalena nehmen zu dürfen!

Am Morgen des siebenten Tages ging Jutta allein durch die herbstlichen Wege des Gartens, der längs der Mauern einer Klosterkirche hinführte, welche mit ihren grauen Schatten das Düster der nebligen Färbung erhöhte. Die weni-

gen Tage der Sorge und Betrübniß hatten bei ihr die Heiterkeit und Hoffnungsfreudigkeit erster Jugend schnell zum Schweigen gebracht; die Unbefangenheit war getrübt und zum erstenmal in ihrem jungen Leben ward sie sich der Fähigkeit, Schmerz ertragen zu können und zu müssen, bewußt. Je unerwarteter diese Ueberzeugung über den Menschen kommt, je überwältigender und lastender tritt sie auf; ein Herz, das unerfahren, ungeübt im Ertragen ist, hat weder die Zähigkeit, noch den guten Willen der Geduld; das sanfteste Gemüth macht oft die verkehrtesten, leidenschaftlichsten Bestrebungen, um das Wehe abzuschütteln, und mittelmäßiges Leid dünkt ihm schon die unerträglichste Qual.

So erging es Jutta'n; die Zweifel an van Dyk's Liebe galten ihr schon als Gewißheit, ihre Vermuthung als Bestätigung; ihre sanfte, schüchterne Natur verleugnete sich völlig in der Leidenschaftlichkeit und Schroffheit, mit der sie ihrem ersten Schmerz im Leben entgegen trat.

Die wenigen Tage hatten ihre Wangen bleich und ihre Stirn finster gemacht; wenn sie jetzt zur Magdalena gebraucht worden wäre, so hätte ihr Antlitz ebensowohl den Ausdruck der Wehmuth und des Jammers, als den verführerischer Anmuth und Schönheit besessen.

Während sie mit müden, schleppenden Schritten durch die Gänge des Gartens ging und gedankenlos die verwelkten Köpfe der letzten spärlichen Herbstblumen abbrach und in den Fingern zerdrückte, traten van Tulden und Diepenbeek aus der Retunda hervor. Sie beobachteten eine Weile schweigend die Tochter ihres Lehrers, dann sagte der Letztere:

„Obgleich ich die Fortschritte Antonio's nicht kenne, da er die Kreuzabnahme eifersüchtig vor unsern Augen verbirgt, so glaube ich doch, daß Euer Fehler durch seine Hand aus-

gemerzt wird. Er wird in unser Aller Augen gewinnen, aber wer bürgt uns dafür, daß sein Liebchen eben so versöhnlich ist, als sein Meister es sein wird? Van Dyk ist vom Eifer so völlig verblendet, daß er nicht sieht, wie die schöne Jutta über ihn trauert und das für Gleichgültigkeit gegen sie hält, was er aus Ehrfurcht für ihren Vater leistet."

"Ihr habt Recht, Diepenbeek, doch wenn der Meister morgen den Unterschleif merkt, den man mit seinem Pinsel trieb — und er wird es, wenn gleich durch Antonio's Vermittelung mit versöhntem Herzen —, so wird der schönen Jutta das Geheimniß klar, und ihre Liebe darf wieder in ihre Rechte treten. Glaubt mir, es thut mir herzlich leid, daß sie durch mein Verschulden den ersten Schritt auf der mühsamen Bahn des Weibes, der Selbstverleugnung und Geduld, thun muß."

"Warum aber machte ihr van Dyk ein Geheimniß aus der Sache; er hätte ihrer Verschwiegenheit sicher sein können."

"Nicht ganz; Jutta ist zu gut erzogen, sie getraut außer dem Geheimniß ihrer Liebe kein zweites vor Isabellen zu haben; Isabella ist eine zu gute Gattin, und kann nichts vor ihrem Gemahl geheim halten; und doch soll Rubens nur für den Fall van Dyk's Opfer und mein Ungeschick erfahren, wenn sein eigenes Auge den Schaden findet; übersieht er ihn, so sind wir Fünfe zum Schweigen bei unserer Ehre verurtheilt, und weder Mit- noch Nachwelt erfährt, welch' Mißgeschick das Meisterwerk Rubens einst zu zerstören drohte."

"Und wenn das Letzte wäre, so erfährt die kleine Jutta niemals, warum Antonio eine Reihe von Tagen ihr Antlitz floh und unbehaglich und zerstreut in ihrer Nähe blieb, so daß das Glück ihrer Liebe am Scheitern war?"

"Ueberlasse das van Dyk; er wird den Augenblick schon

zu erkennen wissen, wann das Mädchen den Einfluß der Mutter so weit abgestreift haben wird, um ein Geheimniß selbstständig bewahren zu können.“

„Ihr haltet nicht viel von der Schweigsamkeit der Frauen, Tulden?“

„Ich stelle die Frauen parteiisch als das Höchste der Schöpfung hin, aber ich verehre sie, ohne blind für ihre Fehler zu sein, und Schweigsamkeit gehört nicht zu den Tugenden des Weibes; denn im Schweigen des Weibes liegt keine Fessel für den Mann, darum enthielt Natur diese Tugend dem Weibe vor und reichte ihm andere Gaben dafür, die sie als Tugend üben und zugleich als Fessel gebrauchen kann.“

„Beim heiligen Christoph, Ihr seid spitzfindig in Euern Worten, Tulden; Ihr verderbt mit Euern Reden dem Teufel das Handwerk, wenn Ihr wollt; es würde Euch ein leichtes Ding sein, zu behaupten, daß dies Kloster hierneben ein Schloß des Spanischen Carls gewesen sei, und die Geißel der Mönche das goldene Band aus St. Sauveur in Brügge.“ *)

In diesem Augenblick schritt Jutta an den Redenden vorüber; Beide hofften auf eine Anrede des jungen Mädchens, sie aber ging still vorüber, dankte zerstreut ihrem Gruß und ging in das Haus zurück.

Die fünf jungen Leute, die, wie schon erwähnt, die vorzüglichsten Schüler der St. Lukas-Akademie waren, hatten von allen Mitgliedern derselben allein die Erlaubniß, in Rubens Privat-Atelier zu arbeiten. Außerdem bewohnten sie das Haus aber nicht, sie hatten kleine Wohnungen in der Nähe

*) In der Cathedrale St. Sauveur wurde 1429 der Orden des goldenen Vließes von Philipp dem Guten gestiftet.

der Place verte inne, und verließen nach vollendeter Arbeit des Tages Rubens berühmtes Haus.

Am Abend dieses siebenten Tages saß Jutta mit trüben Augen und hängendem Kopf in ihrem zierlich geschmückten Gemach. Zu all' ihren betrübten Gedanken wurde ihr auch noch die Neugierde zur Folter; welche Arbeit konnte es sein, die wichtig genug wäre, einen Vorwand für Antonio's Zerstreuung abzugeben? Er selbst gestand ein, daß die Grablegung noch nicht begonnen sei, und doch hatten sich noch vor wenigen Tagen alle Interessen, aller Ehrgeiz des jungen Künstlers um diese einzige Idee geschaart. War er nicht allein in der Liebe so unbeständig? war er es auch in seinen künstlerischen Unternehmungen? Nein, die Arbeit war nur ein Vorwand, das schien für Jutta entschieden!

Drüben von dem Thurm der Cathedrale summten die eilf Glockenschläge der Nacht; ein Licht nach dem andern erlosch in dem Hause; auf der Place verte ward Alles still. Jutta hatte zur Ruhe gehen wollen; ihre dunkeln welligen Haare hingen ihr aufgelöst über Wangen und Schultern, sie war beschäftigt gewesen, sie zur Nacht einzurollen, doch ihre schwermüthigen Gedanken hatten sie in der mechanischen Arbeit unterbrochen, so daß diese nur halb vollendet war, und das schöne Haar als glänzender Rahmen um ihr feines Antlitz schloß.

Die Glockenschläge rüttelten sie aus ihrem Sinnen; sie trat an das Erkerfenster; ihr Zimmer befand sich seitwärts über der Rotunda, so daß sie das Vorderhaus übersehen konnte. Alles war dort dunkel; nur in dem Atelier brannte ein gedämpftes Licht; es rührte von der Ampel her, die nach einem Wunsch ihres Vaters stets die Nächte durch dort brannte. Es war eine Eigenthümlichkeit, gewissermaßen eine poetische Idee des Meisters, daß die Gestalten seiner Bilder nie in

dem Düster der Nacht stehen sollten; er verlangte Rücksichten für sie, als ob sie solche hätten würdigen können.

Das einförmige Licht oben führte Jutta's Gedanken hinauf in den Raum, den es erhellte; dort stand auch van Dyk's Arbeit, dieselbe, die ihn von ihr entfernte! Niemand konnte dort sein! sie mußte erfahren, wessen Bild ihn so beschäftigte.

Jutta nahm eine Kerze und eilte flüchtig, wie ein Schatten, über die stillen Gänge; sie mußte eine eckige, winklige Stiege erklimmen, um in das zweite Stockwerk zu gelangen; die Fresken der Corridore traten eine nach der andern aus den Schatten der Wände, je nachdem das Licht der Kerze sie traf. Ihr Herz schlug geängstigt, und ehe sie oben in den Saal trat, mußte sie mit raschen, tiefen Seufzern ihrer beklemmten Brust Luft machen.

Endlich trat sie ein; die blaue Cristallampel warf ein frostiges Licht in den weiten Saal; halbvollendete Bilder, Büsten und Statüen, Gliedmaßen von Gyps und Marmor lagen und standen zerstreut umher. In der Nähe der drei Bogenfenster stand eine Reihe von Staffeleien. Sie wußte, daß an dem mittleren Fenster van Dyk zu arbeiten pflegte. Mit aufgehobener Kerze eilte sie durch den öden Saal; sie kam an dem Arbeitsplatze ihres Vaters vorüber; zwischen den aufgerollten grünen Vorhängen sah ihr das Lieblingswerk ihres Vaters entgegen, aber das, was der Gegenstand ihrer Eifersucht und Neugierde hätte sein sollen, verstand sie nicht; sie ging gleichgültig an der Kreuzabnahme vorüber.

Nun stand sie an van Dyk's Platz; seine Staffelei war aufgerichtet, das Gemälde darauf mit einem Vorhang bedeckt. Das mußte die verhaßte Arbeit sein! Sie zitterte ein wenig und stellte das Licht auf den hohen Fensterrand, so daß der volle Strahl auf sie und das bedeckte Gemälde fiel; dann zog

sie mit rascher Hand den Vorhang zurück und stand vor — leerer Leinwand.

In einer Ecke des Saales, die von dem Ampellicht nicht erreicht wurde, befand sich halb verborgen von Geräth und Bildern ein Lehnstuhl des Meisters; ein junger Mann lag im halben Schlummer darauf. Es war van Dyk; er hatte spät das Bild vollendet, es auf Rubens Staffelei gehoben, und im Entzücken über das Gelingen seines Unternehmens geschwelgt. Nur noch diese Nacht gehörte ihm dies Bild und was er daran geleistet hatte, an, morgen war es wieder das Eigenthum des Meisters, und wenn dieser nicht den fremden Pinsel heraus erkannte, so blieb seine Leistung unbekannt und unbegriffen. Darum mußte er diese Nacht noch im Anschauen verharren, denn das Gefühl des Eigenthums an dem herrlichen Bilde schwand mit der morgenden Sonne.

Er war während des Betrachtens eingeschlummert, bis das Knarren der Thür ihn weckte. Er erkannte die Geliebte und lauschte verborgen und athemlos ihrem Thun. Er glaubte sie nie so schön, so wunderbar schön gesehen zu haben. Regungslos, mit gefalteten Händen stand sie vor der leeren Leinwand, ihr tiefes inniges Auge verlor wieder den zuckenden Glanz von vorhin, und gewann seinen frühern Ausdruck von Weiblichkeit und Demuth. Sie erröthete über den Anschein der Lächerlichkeit, den jetzt ihre Eifersucht gewann, und die gesenkte Stirn, der verlegene Mund und die aufgelösten Haare trugen dazu bei, dem Jüngling in der Geliebten die vollendete Magdalena seiner Träume vorzuführen.

Er sprang auf; sie drängte den Schrei des Entsetzens zurück, als sie ihn erkannte, aber sie wandte sich zum Fliehen. Er aber hielt sie am Saum ihres Kleides, fiel vor ihr auf die Knie und rief: „Jutta, so wahr meine Liebe zu Dir ewig

der Pulsschlag meines Herzens bleiben wird, so gewiß sollst Du mich unsterblich machen! Gieb mir Deine Züge für meine Magdalena, und Du sollst erfahren, daß Antonio Ehrgeiz genug hat, um nach dem Ruhme Deines Vaters zu streben; ich bedarf ihn, um der Hand seines Kindes würdig zu werden!"

„Ihr liebt mich noch, Antonio?" flüsterte sie bebend, „besinnt Euch wohl, aus Euerm Geständniß spricht mehr Ehrgeiz, als Liebe; Ihr ähnelt meinem Vater nicht völlig, bei ihm stritten Ruhm und Liebe nie um den ersten Platz in seinem Herzen, sie standen treulich und schützend neben einander, und das Eine brauchte um des Anderen willen nicht zu leiden. Bei Euch ist es anders; ich habe in den letzten Tagen erkennen müssen, daß Ihr um des Ruhmes willen die Forderungen der Liebe überhört, o Antonio, ich kann an Eure Treue nicht mehr glauben."

Er führte sie schweigend zur Kreuzabnahme: „hier sind die Ergebnisse meines Ehrgeizes der letzten Tage, Jutta."

„Was redet Ihr? das Gemälde ist von meinem Vater."

„Seht es genau an, Ihr kennt Rubens Pinsel ja so genau."

„Gewiß, und darum weiß ich auch, daß hier nur Rubens Pinsel gemalt hat."

Er erzählte van Tuldens Unfall; sie sah ihn zweifelnd an, aber sein strahlendes Auge widerlegte jeden Unglauben. Da hatte sie nun das Geheimniß der letzten Tage, und immer heißer mußte sie erröthen, theils über ihr thörichtes Mißtrauen, theils über die Bestätigung seiner Liebe, die mit verständlichen Zungen aus seinen feurigen Augen sprach. Sie hatte jetzt keine Einwendung mehr zu machen gegen einen Ehrgeiz, der so verderblich wohl nicht werden konnte, da ihm keine Täuschung, sondern Erfüllung werden mußte; denn eine

so zärtliche Tochter sie auch war, so mußte sie hier doch anerkennen, daß der Ruhm des Vaters einen würdigen Nebenbuhler gefunden hatte.

„Seid Ihr mit mir zufrieden, Jutta?“ fragte er leise.

„Wenn Ihr es als Lob anerkennen wollt, daß ich Eure Arbeit nicht von der meines Vaters unterscheiden kann?“

„Wird Euer Vater eben so gütig urtheilen?“

„Er war nie selbstsüchtig und wird Euch noch höher in seiner Gunst stellen, als er schon that.“

„Und wenn ich diese Gunst in Anspruch nehme, und ihn bitte, mit Euern Zügen meine Magdalena schmücken zu dürfen?“

„So wird er so willfährig sein, daß es meiner eigenen Bitten nicht bedarf, die ich, wenn Ihr sie zu bedürfen glaubt, gern mit den Eurigen einen will.“

„Und wenn es geschehen und die Magdalena mir in Vaterstadt und Fremde Freunde und Gönner erworben hat, wenn der Name Antonio van Dyk's mit Anerkennung genannt wird, glaubt Ihr, daß ich dann Euerm Vater noch eine höhere Bitte nennen darf?“

Sie sah mit klarem, zärtlichem Blick zu ihm auf und überließ ihm die feine Rechte, die er an seine Lippen zog. „Nennt die höhere Bitte, Antonio, ich muß sie wissen, um entscheiden zu können.“

„Jutta!“ rief er feurig, „das ideale Bild meiner Künstlerträume ist mehr, ist das Altarbild meines Herzens, die letzte Bitte ist mehr, als die erste, sie erfleht von Meister Rubens die Hand seines Kindes, das ich zum treuen Weib begehre! Ihr schweigt, Jutta?“

Sie stammelte: „Ich kann Euch nur wiederholen, was

ich oben sagte; ich will, wenn es bei der Bitte Noth thut, gern die meinige damit einen, — gute Nacht, Antonio!"

---

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages hielt ein ansehnlicher Reiterzug auf der Place verte. Frau Isabella und Jutta standen harrend in der Thür der Rotunda und grüßten mit wehenden Schleiern zu den Ankommenden hin. Der Erste im Zug, ein Mann im kräftigsten Alter, sandte mit Hand und Mund das Willkommen zurück. Er sprang noch mit Gewandtheit vom Pferd und schloß Weib und Tochter mit einer Innigkeit in die Arme, als ob er seit Monden von ihnen getrennt gewesen sei. Die Schüler der Akademie St. Lukas waren in der Vorhalle des Hauses versammelt, und die Lebendigkeit ihrer Begrüßung gab Zeugniß für die Freudigkeit ihres Gefühls bei Rückkehr des Herrn.

Rubens klares, wohlwollendes Auge musterte die Schüler; am längsten haftete es an van Dyk, und für ihn war der Händedruck am wärmsten.

„Wie steht's mit Eurer Arbeit, Antonio? konntet Ihr zu der Skizze den Rath Eures alten Freundes entbehren?"

„Nein, Meister; und darum wartete ich auf Eure Rückkehr, ich bedarf Eurer Gunst bei der neuen Arbeit mehr als je."

„Ihr irrt, Antonio, wenn Einer von Euch mündig zu selbstständigem Handeln in Entwurf und Ausführung ist, so seid Ihr es! Doch ganz Unrecht habt Ihr nicht, den Rath eines Verständigen kann man immer brauchen, selbst mich gelüstet danach; wundert Euch nicht, ich selbst bedarf Eures Rathes beim Aendern meines Bildes, von dem ich Euch schrieb. Ihr, Antonio, seid frei von dem Fehler, in den selbst Euer

Lehrer noch oft verfällt, ich meine die Schwäche: um der Pracht des Colorits willen zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung aufzuopfern. Ich gestehe Euch: Wange und Kinn meiner Jungfrau hat mir schlaflose Nächte gemacht, laßt uns hinauf in den Saal!"

Rubens nahm van Dyk's Arm und schritt mit ihm voran; die Viere folgten mit beklommenem Athem; van Tuldens Wange war bleicher geworden.

Van Dyk zog den Vorhang von der Kreuzabnahme; Rubens glaubte sein Bild noch im Traum zu sehen, so wie er es sich in den einsamen Nächten der Reise umgestaltet hatte. Die volle Wölbung des Untergesichtes der Jungfrau war zu weichen, vom Schmerz gezeichneten, aber nicht verzerrten Linien geworden. Colorit und Form gewährte, was Rubens vermißt hatte, und eine Meisterhand hatte die Mängel verwischt, die nur ein Meister auffinden konnte.

Es gab eine lange Pause, in der man das Athemholen der Jünglinge hörte. "Wird er es erkennen?" flüsterte Diepenbeek. "Wie sollte er nicht?" wandte van Hoek höhnend ein. "Ist mein Vergehen gesühnt oder wird Rubens zürnen?" fragte leise van Tulden, während Teniers mit heißen Wangen die Mienen des erregten Meisters prüfte.

Endlich sagte Rubens:

"Mein Bild ist vollendet; der Magistrat von Antwerpen kann es hinnehmen, ich verließ es als Stückwerk und finde es als Meisterwerk wieder. Was noch an den Seitengruppen mangelt, ist in wenigen Tagen beendet. Vielleicht bringen mir meine Mitbürger Lob und Dankbarkeit dar, ich werde ihnen wiederholen, was ich Dir schrieb, Antonio, ich werde ihnen sagen: verschwendet nicht Eure Lorbeeren alle, hebt sie

für die jugendliche Stirn van Dyk's auf! Denn nur dieser kann es sein, der das vollendet schuf, was ich getadelt hatte!"

So sprach Rubens und schloß den erschütterten Jüngling in seine Arme; ob solcher Anerkennung schwieg selbst die Mißgunst in van Hoek's Brust, Teniers und van Tulden priesen den Genius des Freundes in feuriger Rede, und Diepenbeek that von Neuem, was er oft schon in der Stille gethan, er ordnete sich und seine Leistungen beinahe mit Ehrerbietung dem jüngern Gefährten unter.

Van Dyk's Stellung in der Gunst des Meisters blieb lange Jahre eine unerschütterte. Da er nie bei Rubens eine Fehlbitte that, so erlangte er, was er wünschte, Jutta's Züge für sein Gemälde und das Versprechen ihrer Hand.

Die Grablegung ist für Mit- und Nachwelt eines der berühmtesten Bilder van Dyk's geworden; er hat sich nicht überschätzt, als er glaubte, durch sie unsterblich zu werden. Die Grablegung gehört noch jetzt dem Museum von Antwerpen, wie denn überhaupt diese Stadt die vorzüglichsten Werke ihrer berühmtesten Maler bewahrt hat. Die Kreuzabnahme Rubens hängt zunächst dem Chor im Kreuzschiff der Cathedrale und ist nebst dem Gegenstück von der Hand desselben Meisters, der "Aufrichtung des Kreuzes durch die Henker," das vorzüglichste Kunstwerk im Dom zu Antwerpen.

# Ellinor.

# Ellinor.

Motto:
Heil' sie davon;
Kannst nichts ersinnen für ein krank' Gemüth?
Tief wurzelnd Leid aus dem Gedächtniß reuten?
Shakespeare.

Die Eisenbahn hielt am frühen Morgen in Harlem an. Unter den Passagieren, welche die Waggons verließen, fiel eine Dame auf, die in Begleitung einer ältern Dienerin noch immer ruhig auf dem Bahnhof stehen blieb, nachdem der Zug längst weiter gebraust war, und auch die Menge, mit Ausnahme einiger neugierigen Stutzer, sich bereits verloren hatte.

Die Dame beachtete weder die prüfenden und bewundernden Blicke der jungen Herren, noch zeigte sie Schüchternheit oder Sorge. Sie hatte eine sichere Haltung, dunkle, geistreiche Augen, und einen unverkennbaren Reiz um den kleinen, feingezeichneten Mund; sie war schlank und graciös gebaut und die weißen feinen Finger genügten den Forderungen strenger Schönheitsrichter; dagegen war sie nicht mehr ganz jung, weder blühend, noch lächelnd, sondern ernst und gedankenvoll.

Sie schien fremd in der Gegend zu sein; sie schaute eine kurze Zeit sinnend in die Ebene, dann winkte sie einem nahen Droschkenführer und sagte:

„Könnt Ihr mich nach Meerenberg fahren?“

Wie hätte der gute Holländer nicht gekonnt? Meerenberg lag nicht allzu fern, und daß die Börse der Dame Rücksicht auf die Versäumnisse seines Fuhrwerks am Bahnhofe nehmen würde, dafür sprach ihre ganze Erscheinung.

Bald rollte der leichte offene Wagen durch die blühenden Hecken, die das schöne Harlemer Blumenland durchziehen. Es war im Frühsommer; die weitgerühmte Pracht der Harlemer Tulpen machte sich in schimmernden Farben geltend und faßte vereint mit den eben so sorglich gepflegten Ranunkeln in regelmäßigen Streifen die Blumenbeete der Gärten Harlems ein, in deren Mitte Rosenbäume schon aufbrechende Knospen zeigten. Und regelmäßig erschien Alles hier; die Landhäuser rechts und links mit ihren hohen Spiegelfenstern und Veranden von gestreiftem Zeltstoff, die spiegelhellen Steinterrassen, die geschlungenen Kieswege und Rasenflächen, Alles war übereinstimmend, mit System geordnet und mit Pedanterie behütet. Alle diese Besitzungen um Harlem, die meistens reichen Einwohnern Amsterdams zugehören, zeigen Eleganz und Reichthum, aber unbestritten Einförmigkeit, die sich auch in der Landschaft wiederfindet. Die Wiesen haben ein solches helles Saftgrün, die Wälder so köstliches Laub, daß man oft noch im Herbst wähnt, das erste Maigrün zu sehen, so frisch erhalten die Kanäle Pflanzen und Bäume, aber selbst die Wiesen sind übereinstimmend begränzt, die Kanäle mit quälender Accuratesse durch das Grün hindurch geleitet, die kleinen Wälder ähneln sich alle, und von den zahllosen weidenden Heerden ist eine die genaueste Copie der andern.

Die Dame lag schweigend im Fond des Wagens; der Friede des stillen Morgens und der einfachen Landschaft schien ihr wohlzuthun, doch waren ihre Gedanken nur flüchtig davon

gefesselt. Nach zweistündigem Fahren bog der Weg um eine etwas größere Waldung und ein leiser Aufschrei der Kammerfrau schreckte die Reisende aus ihrem Sinnen.

Sie blickte auf, die Landschaft war verändert — war von der Idylle zur Historie geworden. Eine ferne Reihe weißer, anscheinend durchsichtiger Sandkegel lagen im Glanz der Morgensonne vor ihr; zwei dunklere Berge mit Ruinen alter Ritterburgen traten scharfmarkirt dazwischen hervor, und nur sichtbar für ein scharfes Auge stiegen jenseits der weißen Sandriesen die dunkeln Wellen der Nordsee auf.

Das Auge der Dame hing gebannt an diesen dunkeln Stellen, die sich zwischen den Dünenbergen hoben und senkten; sie verlor sich in dem ernsten melancholischen Reiz der Landschaft, bis plötzlich der Ruf ihres Kutschers ihr das Ziel ihrer Fahrt verkündete.

Im Schutz einer mächtigen Dünenreihe, zu Füßen der verfallenen Veste von Breero*), die in Egmonts Leben eine so wichtige Rolle spielt, liegt jetzt ein schloßähnliches Gebäude, die weitberühmte Irrenanstalt Meerenberg. Das Gebäude hat eine breite Front und zwei Seitenflügel, es ist von röthlichem Stein nach holländischem Style aufgeführt und seine doppelten Reihen hoher Spiegelfenster zeigen nach Außen keine Gitter und Netze, keinerlei abschreckende Vorrichtungen für jene armen Kranken. Die Blüthenbäume des weiten Parks, der das Gebäude umgiebt, ragen traulich bis in jene Fenster ein, wo die weniger Kranken oft unbewußt für sich selbst, nur in fortwährender Aufsicht leben, ohne ein Mißtrauen zu gewahren, das für Viele so verwirrend ist. Die geschlossenen Zimmer dagegen liegen in den Flügelgebäuden nach den lautlos stillen Höfen hin.

---

*) Breero — deutsch Brederode.

Der Wagen hielt an dem Gitterthor; die Dame stieg aus, befahl der Zofe und dem Kutscher zu warten und trat in den Park von Meerenberg ein.

Es kam ihr Niemand entgegen; alles war beängstigend still und schweigend, der Kies raschelte unter ihren Füßen; sie ging sehr langsam, und blieb beinahe an jedem Blumenbeet der weiten Rasenfläche beklommen stehen; auch hier blühten gefüllte Tulpen in jenen brennenden Farben, die kein anderes Land ähnlich hervorbringen kann.

So hatte sie beinahe den Eingang des Hauses erreicht, da kam sie an einem roth blühenden Castanienbaum vorüber, unter welchem ein junges Mädchen saß, das Büschel Tulpen zusammenflocht.

Sie hielt an und fragte, wo sie den Direktor der Anstalt finden könne?

Das Mädchen schrak beim Ton einer fremden Stimme heftig auf und hob seinen Kopf rasch in die Höhe.

Es mochte vielleicht siebzehn Jahre alt sein und besaß solch' überraschende, aber seltsame Schönheit, daß selbst die verwöhnte Fremde gefesselt stehen blieb. Es war sehr schlank gebaut und die feinen Glieder lagen so biegsam in der strengen Kleidung von brauner Serge eingeschmiegt, daß man glauben mußte, die zarten Hände und Achseln müßten sich an dem rauhen Stoff wund reiben. Die blauen Augen mit dunkeln Wimpern hatten vollständig schöne Form und Farbe, nur sahen sie durch die Schatten bläulicher Ringe, die darunter herliefen, matt und hohl aus, und das Augenlied lag zuweilen schwer und träg darüber. Das Profil war tadellos, der Mund von regelmäßiger Form, aber in den Winkeln etwas eingefallen; das Colorit war matt, und das Spiel der Adern an Schläfen und Wangen sichtbar.

Das Mädchen prüfte die Fremde einen Augenblick mit erschrecktem Blick, sie strich sich die braunen Locken aus der Stirn, wobei sie die Stirn selbst dreimal mit Hast berührte, dann lächelte sie ein wenig und fragte: „Warum bin ich denn so sehr erschrocken?“

„Ich weiß es nicht, mein liebes Kind,“ sagte die Dame freundlich, „ich wünschte nur einfach beschieden zu werden, wo ich den Herrn Direktor finden kann?“

Das Mädchen besann sich einen Augenblick, dann sagte sie klar: „Die Frau des Direktors ist sehr leidend, er ist bei ihr, aber unten im Schloß sind Aerzte, Herr van L. ist sehr gut.“

„Ich danke Ihnen, mein liebes Kind.“

Das Mädchen sah sie träumend an, dann griff sie in ihren Blumenkorb, nahm einen Büschel gelber Zwergtulpen und wollte sie hinreichen, sie besann sich aber anders, warf den Strauß wieder in ihren Schooß und meinte halb scherzend: „Ich bin thöricht, Sie werden schon schönere Blumen haben.“

„O nein,“ lächelte die Fremde, „ich nehme ihre Blumen gern.“ Dabei nahm sie die Blumen, steckte sie vor die Brust, nickte freundlich und ging auf das Haus zu.

Das Mädchen blickte ihr mit gefalteten Händen nach.

Die Dame trat nun in die weite getäfelte Hausflur ein. Auch dort war Alles todtenstill; ein langer Corridor mit hohen Fenstern zeigte jenseits des Hauses ein breites Wiesenstück, auf dem einzelne Gestalten sichtbar wurden, die alle mit wenig Abwechselung in graue, hochblaue und schwarze Wollenserge gekleidet waren. Zuweilen zeigte sich ein Gesicht von außen an den Fenstern, aber es verschwand theilnahmlos wieder.

Die Fremde gab dem Portier ihre Karte und begehrte, den Doctor van L. zu sprechen.

Sie ward in einen kleinen, hellen, kühlen, mit Blumen durchdufteten Salon geführt, durch dessen offene Fenster die Schatten einer Buche fielen.

Der Arzt trat ein. Er war ein junger, blonder, kleiner Mann, der in den Zügen ein solches Wohlwollen, eine solche Milde trug, daß man begriff, warum die Kleine im Garten seine Güte so sehr hervorgehoben hatte.

Die Karte hatte dem Arzt den Namen der Dame gesagt; sie war eine Deutsche, eine verwittwete Baronin von Rosenberg.

Nach den ersten Begrüßungen begann sie mit erkennbar bemeisterter Stimme: „Im vergangenen Jahre gebrauchte ein Deutscher, ein Graf Steinfeld, die Seebäder im nahen Scheveningen; eine nicht völlig zum Ausbruch gekommene Hirnentzündung wirkte vereint mit einem angebornen Hang zur Melancholie dahin, daß er an momentaner Geisteszerrüttung litt. Man brachte ihn damals hierher.“

Die Stimme Frau von Rosenbergs zitterte merklich; Herr van L., ohne sie fragend oder verwundert anzusehen, nahm ihr das Wort ab und fuhr mit klangvoller Stimme fort: „Graf Steinfeld wünschte selbst hierherzukommen; der Friede hier that ihm wohl, er glaubte bis zum letzten Augenblick nur auf einem ruhigen Landsitz zu wohnen, den er in seinen kranken Stunden für sein selbst erbautes Eigenthum hielt. Er war nie unglücklich hier, und in seiner letzten Stunde sprach er noch von den Verschönerungen, die er auf seinem angeblichen Landsitz vornehmen wolle.“

Frau von Rosenberg fuhr fort: „Ich bin Ihnen tief verpflichtet für jedes Wort über die letzten Tage Steinfelds. Ich bin seine einzige Verwandte, seine Cousine, wir schieden vor zwei Jahren in Deutschland; ich reiste nach Italien, er später nach Holland, wo er blieb. Vor wenigen Wochen erst kehrte

ich aus dem Süden zurück, und ich konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, an Ort und Stelle über Steinfelds Leiden zu hören."

Die Anstrengung dieser Worte entging dem Arzt nicht, — er erwiderte: „Rechnen Sie, meine gnädige Frau, das Leiden nicht zu hoch an, es war ein unbewußtes. Graf Steinfeld litt in Wahrheit nicht viel; vor Allem trug sein Irrsinn nicht jene Heftigkeit, die meistens die Folge eines moralischen Schmerzes ist; sein Gemüth schien nicht einmal mit im Spiel zu sein; es war hauptsächlich eine physische Krankheit, die sich auf das Hirn gelagert hatte, und ihn beim endlichen Ausbruch in ein zehrendes Fieber auch rasch aus einem Zustand erlöste, auf den die Menge mit Angst und Grauen sieht, der aber für den Kranken selbst hier nur wenig Schmerzen mit sich brachte."

Frau von Rosenberg hob ihr schönes dunkles Auge zu dem Redenden auf; die Worte van L.'s thaten ihr sehr wohl.

Sie begann noch einmal: „So glauben Sie in der That, daß kein gewaltiger Seelenschmerz die Erschütterung verursachte?"

„Ich habe keinerlei Grund zu solchem Glauben; der Graf war stets heiter, er nannte nie eine Begebenheit, nie einen Namen mit Abscheu, Heftigkeit oder Liebe. Selbst den Ehrgeiz nach Krone und Scepter, dem mehr als die Hälfte unserer Kranken nachbrüten, fand ich nicht bei ihm. Es gab nichts, was ihm Widerwillen einflößte, aber auch nichts, was ihn aufgeregter erscheinen ließ. Es war sicher nur eine physische Erschlaffung, er beschäftigte sich mit einfachen Dingen, mit Blumen, Gräsern und Bildern, er hielt sie für Spielereien, sich aber hielt er für einen Knaben, der nur heimlich mit all' den Dingen spielen dürfe, weil der Vormund nicht mehr glauben wolle, daß er ein Kind sei."

Ueber die Wangen Frau von Rosenbergs flog ein lebhafteres Colorit, um ihre Lippe lagerte sich ein wehmüthiger Zug; sie fuhr warm fort: „Seltsames Spiel eines kranken Geistes! Mein Vetter wollte schon als Knabe nicht mehr als solcher gelten. Mit zehn Jahren verließ er alle Kinderspiele; mit fünfzehn überließ er sich Studien, denen nur der gereifte Verstand eines Mannes hätte begegnen können. Sein Körper blieb schwach, seine Nerven zart. Alle seine Liebhabereien aber zeigten die Forderungen des Mannes, nie die des Jünglings, Alles, was er je wünschte, überflügelte sein Alter; er hätte mit vierzehn Jahren mündig sein dürfen.“

Van L. nickte bestätigend; was Frau von Rosenberg in Erstaunen setzte, war ihm eine alltägliche Erfahrung.

„Ob Graf Steinfeld an Jahren noch sehr jung war, konnte man ihm überhaupt nicht ansehen.“

„Er war erst vier und zwanzig Jahre alt, wir wurden zusammen erzogen, er war sechs Jahre jünger, als ich selbst.“

Van L. ignorirte fein die Hast und Erregung, mit der seine Frage umfassender beantwortet ward, als nöthig erschien.

Die Unterhaltung der Beiden hielt sich noch eine Weile bei dem Gegenstand, dann führte sie Frau von Rosenberg gewandt auf den lohnenden Beruf des jungen Arztes; sie hörte mit hohem Interesse allgemeine Berichte über die neuern Einrichtungen dieser Anstalt an, in der die meisten Kranken kaum einen Zwang kennen lernen. Da waren Concert- und Conversationssäle und in den inneren Höfen kleine Gartenflecke, deren Cultur den Irren selbst oblag.

Frau von Rosenberg ging in höchstem Interesse mit dem gefälligen Arzt umher. Im sogenannten Conversationssaal sah sie geisteskranke Frauen, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, sitzen; zwei davon zogen sogar Schachfiguren, freilich ohne je

ein Spiel zu Stande zu bringen. Aber diese Beiden sahen aufmerksam auf die kleinen Figuren, und die eine rührte nur rothe, die andere nur weiße davon an.

Ein anderes zartes weibliches Wesen saß an einem Piano und tippte mit der magern Rechten leise über die Tasten hin, sie sah sehr bleich aus und ihr Lächeln war vollkommen irr; sie hing mit fragenden Blicken an einer kräftigen Frau, die mit einem Strickzeug neben ihr stand, und ihr Spiel zu bewundern schien; obgleich die Letztere auch den blauen Biberanzug trug, so war sie doch eine Wärterin, nur die Kranken hielten sie für ihres Gleichen und waren zutraulich mit ihr. Die irre Pianistin sah heiter zu jedem Lob der Frau und tippte fort und fort auf den Tasten umher.

Van L. begrüßten sie fast alle mit einem Ausdruck des Erkennens; die Schachspielerinnen hielten inne, die eine winkte ihm näher und flüsterte geheimnißvoll: „die belle reine ist wieder matt.“

Er schlug anscheinend verwundert in die Hände, und als die zweite sich gegen sein Ohr bog und flüsterte: „ich siege immer,“ da verwunderte er sich eben so geduldig über diese.

Die Pianistin ließ zu Ehren des Doktors und der Fremden einen Triller mit Finger und Kehle ertönen, der Frau von Rosenberg die Thränen in die Augen trieb, während van L. der Kranken dankbar die Hand reichte.

Ehe Frau von Rosenberg Meerenberg verließ, wünschte sie den Kirchhof und das Grab ihres Vetters zu sehen; der junge Mann begleitete sie. Sie durchschritten den vordern Park, wo es still wie am frühen Morgen war; hier kamen die Kranken nicht hin. Eine lange Allee von niedern Akazien schloß in einem dichten Bosquet, in dessen Mitte eine kleine Capelle mit Wänden vom Baumrinde stand. Sie war ge-

öffnet; an dem kleinen Altar hingen Laubketten und auf den Stufen lagen Blumensträuße.

Es war hier Alles so einfach, still und friedlich, daß die Baronin kaum mehr glaubte, ihrer Wehmuth gebieten zu können; sie lauschte fast mit Andacht auf die Erzählungen van L.'s, der jetzt wieder bei ihrem Vetter weilte, und in schlichter Weise von dessen letzten Stunden erzählte.

„Graf Steinfeld schien in den letzten Augenblicken nicht mehr die frühern Ideen festzuhalten; was ich während der ganzen Krankheit nie gehört hatte, geschah; er schien sich einzelner Persönlichkeiten zu erinnern, und seine letzten Worte waren: „Leb' wohl, Valerie —“

Frau von Rosenberg eilte aus der kleinen Capelle und athmete draußen in der frischen Blüthenluft hoch auf aus beengter Brust. Sie traten nun durch eine kleine Gitterpforte auf den Friedhof, dessen Bäume wie tiefe Lauben ihr Gezweig auf die Hügel senkten. Van L. zeigte den Stein, der den Namen „Max Steinfeld“ und eine deutsche Inschrift trug, und trat dann zurück.

Frau von Rosenberg blieb allein, doch nur wenige Augenblicke, dann traf sie am Gitterthor wieder mit ihrem Führer zusammen; ihre Augen waren geröthet und ihr Blumenstrauß nicht mehr an ihrer Brust.

Auf dem Rückweg sahen sie auf der Moosbank der Capellenthür ein Mädchen sitzen, dasselbe, das am Morgen unter der rothen Castanie die Tulpenbüschel gebunden.

Die heiße Mittagssonne hatte auf das blasse Gesicht einen rosigen Schein gelegt, der die schönen Züge wunderbar hervorhob; die tiefen Schatten unter den Augen traten nicht scharf hervor, und das Gesichtchen gewann eine Harmonie, die ihm vorher gefehlt hatte.

Sie stand auf und verbeugte sich, dann bückte sie sich verlegen nach den Tulpen, die ihr vom Schooß gefallen.

Van L. lachte sie heiter an und rief: „Guten Morgen, Fräulein Ellinor!"

Ellinor gab ihm ihre Hand, sah mit Bewunderung zu der Fremden hin, und fragte dann flüsternd den Arzt etwas.

Dieser schüttelte heiter das Haupt.

Frau von Rosenberg stand zum zweitenmal überrascht vor der fesselnden Schönheit des Mädchens, das sich schüchtern zurückgezogen hatte; sie ging grüßend mit ihrem Begleiter weiter. „Gehört das schöne Mädchen zu Ihren Kranken?" fragte sie voll Interesse.

„Sie ist genesen," sagte der Arzt warm, „hoffentlich für immer genesen. Wir möchten sie gern in ihre Heimath zurücksenden, wenn diese Heimath wohlthuender für sie wäre. Ellinors Lebenserfahrungen waren nicht ungewöhnlicher Art; aber ihre Organisation ist eine ungewöhnliche, darum konnte sich ihr armer Verstand nicht in den Wirrsalen ihres Geschickes zurechtfinden. Sie ist elternlos und wohnte bei einer Großtante, der Wittwe eines Schiffscapitains in Amsterdam. Die Alte, eine herzensgute, steife, ängstlich stille Frau, sitzt tagtäglich an dem Eckfenster ihres Hauses, spinnt und wickelt Garn, und sonnt sich an den Erinnerungen ihrer Jugend, Alles aber schweigend. In dem einsam stehenden Haus hört man nur das leise Klappen der Pantoffeln ihrer friesischen Haushälterin, das Schnurren der Katze und das Ticken der Uhr, dazu das monotone Rauschen der Gracht *), die durch die Straße führt. In dieses Haus gab man die verwaiste vierzehnjährige Ellinor,

*) Gracht: Kanal.

die zart und nervös war und einen grübelnden, träumenden Sinn hatte. Das schöne Kind saß nun schweigend am andern Fenster und wickelte auch Stränge Garn, hörte das Schnurren der Katze und das Rauschen der Gracht. An dem Fenster mochte sie ein junger Mann gesehen haben, der sich in das schöne Bild verliebte, und Einlaß bei der Alten fand, weil diese wähnte, er sei der Enkel einer längst verstorbenen Jugendfreundin. Ich weiß nicht, ob dies Wahrheit war, ob nur eine Erfindung des jungen Alfred. Er warb um die Liebe und um die Hand Ellinors, und riß sich dann mit leidenschaftlichem Schmerz von ihr los, um eine Stelle in Amerika anzunehmen und die Braut nach Jahresfrist zu holen. So schieden sie. Die junge Braut saß wieder sinnend und hoffend in ihrer stillen Stube, ihrer schweigsamen grauen Muhme gegenüber, und hätte jenes Jahr des Harrens gern aus ihrem Leben gestrichen. Aber sie mußte statt dessen alle Monate desselben bleiern empfinden; sie grübelte und sann nach, aber die Hoffnung schied immer mehr aus dem stillen Zimmer, denn es kamen keine Briefe und Niemand konnte ihr sagen, wie solches möglich war; Niemand konnte ihr sagen, ob Alfred lebte, ob er treulos war; Niemand, ob er jenseits des Meeres angekommen, — denn er war eine Waise und hatte keine Verwandten in Amsterdam. Auch von ihren Briefen erfuhr sie gar nichts. Die graue Tante meinte: sie müsse geduldig sein, nach Monaten dürfe sie nicht die Ankunft von Briefen ermessen, man habe Beispiele, daß oft halbe Jahre über solches Harren hingingen. Ellinor saß also still an ihrem Fenster, wickelte die Fäden, grübelte, hoffte und verzweifelte. Aber sie war eine geduldige Natur und jammerte nicht; die Muhme fand nicht einmal, daß sie blaß geworden war. So rollte sich das ganze Jahr des Wartens ab; von Alfred ist noch keine

Spur erschienen, Ellinor aber brachten gutmüthige Nachbarn am Schluß dieses Jahres hierher nach Meerenberg."

Van L. hielt einen Augenblick inne; er erzählte mit erregter Stimme; es war ihm Wunsch, die Theilnahme seiner Zuhörerin zu fesseln.

Das gelang ihm vollkommen; Frau von Rosenberg fragte mit tiefer Bewegung: „War der Verstand Ellinors völlig verwirrt?"

„Im Anfang — ja —, doch war es mehr eine Lähmung der Denkkraft, als jene erschütternden Aufregungen, die uns meistens entgegentreten. Sie glaubte am Meer zu stehen und ein Schiff zu begrüßen, dem sie mit weicher Stimme eine glückliche Fahrt zurief; oder sie mühte sich ab, Briefe zu schreiben, die alle nur den einen Namen „Alfred" trugen; dann wieder ahmte sie mit den Lippen das monotone Schlurren der friesischen Pantoffeln, oder das regelmäßige Fallen des Grachtenwassers nach. Es war klar, daß bei dem heftigen Schmerz ihres Innern die schlaffen, monotonen Bewegungen ihrer äußeren Umgebung so bös auf sie eingewirkt hatten. Wir sahen selten ein so weiches, mildes Gemüth im Druck des Wahnsinns; und so vollkommen verwirrt sie auch war, so blieb sie immer weich, poetisch und echt weiblich. Da sie niemals raste, so führte ich sie schon in den ersten Tagen hinab in den Arbeitssaal, sie sah theilnahmlos auf die Frauen dort, bis der einen ein Knäuel ihrer Strickwolle hinfiel; da haschte sie danach, lachte fröhlich, und begann mit träger Hand die Fäden auf- und abzurollen. Ich nahm ihr das Knäuel und gab ihr eine farbige Stickerei in die Hand, aber sie weinte bitterlich und rührte sie nicht an. Wir suchten nun durch kleine Zerstreuungen auf sie einzuwirken, und die liebenswürdige junge Gattin des Directors, die jetzt sehr leidend in Scheve-

ningen ist, ging uns dabei zu Hülfe. Sie holte Ellinor zu ihren Spaziergängen ab und plauderte mit ihr, freilich ohne daß in den ersten Monaten Ellinor den Sinn ihrer Worte begriff. Einmal aber kam sie mit leuchtenden Augen, Frau van Elden hatte ihr einen zahmen Hänfling geschenkt, der ihr Körnchen von den Lippen pickte. Armes Kind! das begriff sie zuerst wieder! Sie hatte den Käfig an ihrem Bett stehen, und hing jeden Morgen einen Büschel Blumen darüber; und sonderbar! zu dem Vogel sprach sie zuerst wieder im Zusammenhang. Ich kam einst dazu, daß sie vor dem Käfig stand und schmeichelnd fragte: „bist du kleiner Sänger über das Weltmeer geflogen?“ das Thierchen zirpte, sie nahm es als ein „Ja,“ wandte sich zu mir und sagte: „Das arme Thier hat keinen Verstand, wie Menschen, sonst hätte es mir Grüße von Alfred bringen können, denn es kommt über das Meer.“

„Wer ist denn Alfred?“ fragte ich prüfend.

Sie sagte ganz klar: „Mein Verlobter.“

„Und der ist in Amerika?“

Sie nickte. „O lange schon, beinahe achtzehn Monate.“

Dies war in Wahrheit die Zeit.

Dann wurde es zuweilen wieder dunkler in ihrem Kopfe, doch in den klareren Augenblicken schien sie zu begreifen, daß Alfred für sie verloren war. So glauben wir wenigstens. Wir fuhren nun beharrlich fort, sie durch kleine Dinge zu zerstreuen und fanden uns herrlich belohnt. Sie nähte mit Frau van Eldens kleinen Töchtern ein rothes Zeltdach für das Häuschen des Hänflings und schnitt es mit Ueberlegung für Höhe und Weite selbst zu. Sie pflegte ihr Gärtchen und brachte die Blumen zu Frau van Elden oder in die Mooskapelle, und als ich sie in letzterer einmal fand, sagte sie mit völlig klarem Blicke: „Wenn wir in Holland katholisch wären,

so hätten wir wohl ein Madonnenbild hier, das ich bekränzen dürfte.“

„Ich glaubte, Sie wären katholisch, Ellinor?“ fragte ich.

„Nein, ich bin Protestantin, doch das würde gleich gelten, wenn ich nur fromm wäre.“

„So möchten Sie fromm sein?“

Sie nickte.

„Was ist denn fromm?“

Sie faßte an ihr Herz. „Nun, geduldig sein, wenn es hier so schwer ist.“

„Das sind Sie aber, Ellinor.“

Sie sah mich lange an, und sagte endlich: „Hier kann ich es wohl werden, weil Alle freundlich mit mir sind.“

Von jener Zeit an wurden die hellen Zeiten länger; nach einigen Monaten vertraute sie Frau van Elden ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte, und meinte, es thue wohl, daß man auch andere Dinge mit ihr rede. Dann begann sie zu arbeiten und sprach nicht mehr von Alfred; sie hatte den frommen Willen, nicht mehr zu grübeln. Wir beschäftigten sie viel, und hätten sie gern von hier entfernt, ehe sie bei ihrem rückkehrenden Geist geahnt, wo sie sich befand. Aber wir zögerten, sie nach Amsterdam zurückzugeben, ich war selbst bei der alten herzensguten Frau, dorthin aber darf unser Schützling noch lange nicht wieder. Könnten wir ihr ein Leben voll kleiner Zerstreuungen und Erheiterungen bieten, so wäre uns geholfen, leider aber fehlte uns im Augenblick unsere liebenswürdige Verbündete, Frau van Elden und ihr Mann. Ellinor hat nun errathen, wo sie eigentlich ist, aber sie hat es in ihrer liebevollen Art aufgegriffen und mir nur gesagt: „man hat es hier sehr gut mit mir gemeint.“ Als wir aber eben an ihr vorüber gingen, da fragte sie mich angstvoll: „hält mich die

fremde Dame wohl noch für krank?“ Ich verneinte es, aber ich sehe daraus, daß sie sich selbst hier hinweg sehnt.“ —

Van L. schwieg; auch Frau von Rosenberg war in tiefen Gedanken versunken.

Da plötzlich hörte der Arzt seinen Namen rufen, er wandte sich zurück, es war Ellinor, die eilends aus dem Wäldchen lief und ein Tuch in den Händen trug.

Er ging ihr entgegen.

„Ich fand an dem Kirchhofsthor dies Taschentuch der fremden Dame,“ rief sie athemlos.

Er nahm das feine Battisttuch; es hatte einen hochgestickten Rand und in der einen Ecke sah man unter einer Krone den Namen: „Valerie.“

Er faßte rasch die Zipfel zusammen, reichte das Tuch an Frau von Rosenberg, die es arglos nahm, und Ellinor gewahrend, sich zu dieser wandte.

Sie strich ihr fast zärtlich das Haar von der heißen Stirn und fragte: „Liebst Du Reisen, mein Kind?“

„Ich bin noch nie gereist, gnädige Frau.“

„O, es ist sehr hübsch, fremde Städte und Thäler, besonders aber die schönen Berge zu sehen.“

Ellinors schöne Augen spannten sich weit und verwundert auf; Frau von Rosenberg fuhr fort: „Ich reise viel — aus Gewohnheit, aus — genug, es ist mein Plan, über Belgien nach Frankreich zu gehen; ich wünsche mir eine Begleiterin, möchtest Du diese sein, mein Kind?“

Van L. begriff sie allein; sein Auge strahlte, sein menschenfreundliches Herz hoffte bleibende Rettung für Ellinor. Diese strich sich wieder hastig über die Stirn; der Arzt nahm ihre Hand fest und wiederholte in klaren Worten den Vorschlag.

Da belebten sich Ellinors schöne Züge immer mehr, die

Augen füllten sich mit Thränen, sie küßte erst der Dame, dann dem Doctor die Hand, aber sie erwiderte noch nichts.

Frau von Rosenberg legte den Arm um ihre Schulter und fragte noch einmal: „Du wirst mich begleiten; wie freue ich mich, daß Du willst! Wir müssen nun eilends Deine Kleider einpacken, meine Kammerfrau soll Dir helfen.“

Nach einer halben Stunde war Alles bereit; ein kleiner Brief war an Frau van Elden nach Scheveningen geschrieben; die Tante wollte van L. selbst benachrichtigen.

Er begleitete Frau von Rosenberg an den Wagen und pries die Stunde, die sie hergeführt hatte; sie empfahl ihm Steinfelds Grab, er ihr Ellinor, die mit Thränen von ihm schied; auch er war sehr bewegt.

Der Wagen fuhr zurück durch die Blumenwege Harlems; Frau von Rosenberg war nicht, wie am Morgen, in trübes Sinnen verloren; sie hielt die Hand Ellinors, die neben ihr saß, in der ihren, und zeigte ihr die Schönheit der abendlichen Landschaft. Auf dem Rücksitz standen Cartons und ein Käfig mit dem Hänfling.

---

Baron Rosenberg, der verstorbene Gemahl der jungen Wittwe, war Alterthumsforscher gewesen, mehr aus Eitelkeit, als aus Beruf. Sein bedeutendes Vermögen machte ihm das Gewinnen zahlloser klassischer Reliquien möglich, und er bewies bei Auffindung und Erlangung derselben eine bewunderungswürdige Ausdauer. Er hatte sich, um jenen Neigungen zu leben, heimathlos gemacht, brachte Jahre lang in Griechenland, Italien und Aegypten zu und kam nur zu flüchtigen Besuchen nach Deutschland zurück. Bei einem solchen sah er Fräulein von Steinfeld und warb um ihre Hand. Die schöne

junge Frau begleitete ihn nun auf seinen Reisen und nahm an ihres Gemahls Liebhabereien aus einer Art Pflichtgefühl Theil; das war gut für die Eintracht der Eheleute, da er für ihre frühern Interessen und die Ansprüche eines jugendlichen Gemüthes keinerlei Verständniß in sich fand.

Bei seinem Tod war sie die unbeschränkte Besitzerin seines Vermögens; aber sie stand auch völlig allein; mit Ausnahme einer Nichte ihres Mannes, eines Kindes, lebten ihr keine Verwandte mehr. Sie hatte keine bestimmte Heimath, keine Häuslichkeit, und führte aus Gewohnheit ihr Zugvogel-Leben fort, das ihr trotz ewigen Wechsels zuletzt doch einförmig wurde, da nie ein besonderes Ziel zu erreichen war, da sie immer nur reiste — eben weil sie sich nirgends heimathlich fand.

Sie hatte sich zuweilen eine Gesellschafterin gewünscht, aber sie war anspruchsvoll in der Wahl gewesen und nicht zum Ziel gekommen. Plötzlich hatte sie ohne Wahl, nur auf den raschen Wunsch ihres guten Herzens hin, eine solche gefunden.

Sie ging ihrem Plan gemäß in langsamen Tagereisen über Belgien nach Frankreich.

In welcher Art Ellinors Verhältniß zu ihrer Schützerin stand, ist nicht klar zu sagen; sie war ihr nicht Freundin, nicht Gefährtin, nicht Tochter, sie war ihr von Allem etwas. Frau von Rosenberg überwachte mit einer aus natürlicher Sorge und herzlichem Wohlwollen gemischten Empfindung alle Eindrücke, denen sie Ellinor nach und nach hingab. Sie reiste langsam mit ihr, um die Eindrücke der Gegenden und Menschen nicht in zu raschem Wechsel auf sie einwirken zu lassen. Sie vermied es, durch lebhafte Reden und Erzählungen das Denkvermögen Ellinors zu sehr anzuspannen, doch eben so sorglich und bedacht entzog sie sie dem Nachhängen eigener

Gedanken, dem oft so behaglichen Schauen in sich hinein, oder dem consequenten Hinneigen zu einzelnen Liebhabereien. Dazu gehörte vor Allem die Neigung der Träumer, sich an ruhig fließendem Wasser stundenlang zu lagern und in die kleinen Ringe der monoton rauschenden Wellen zu starren, oder den Grashalmen zuzusehen, wenn sie im Wind Bewegung erhalten.

Im südlichen Belgien fanden sie ein reizendes Thal, mit einem kleinen tiefblauen See. Es war ein Aufenthalt, der Frau von Rosenberg entzückte, — aber Ellinor stand so sinnend und versunken an dem blauen, klaren Wasserspiegel, daß sie noch am Abend mit ihr weiter reiste und den Aufenthalt in einer großen Stadt vorzog.

Ellinor schien ganz gesund; sie sprach nie lebhaft und viel, aber Alles, was sie sprach, war klar, verständig, und sobald es mit ihrer Wohlthäterin in Verbindung stand, zärtlich. Dagegen sprach sie nie von Amsterdam, nie von ihrer Liebe, — nie von Meerenberg. Die Erinnerungen thaten ihr anscheinend alle wehe, auch die letztere, da sie begriffen hatte, welcher Art Kranke dort waren. In Brüssel blieben die Reisenden mehrere Tage; die Gemäldegallerie dort, so ausgezeichnet und mannigfaltig sie auch ist, hat einen Ueberfluß an Nachtstücken des Lebens, an Scenen des Grauens und Blutvergießens. Gleich in einem der ersten Säle blieb Ellinor zurück, während Frau von Rosenberg die Begleitung eines ihr bekannten Künstlers durch die übrige Gallerie annahm. Das Bild, welches Ellinor so sehr fesselte, hatte wenig künstlerischen Werth; es war von einem französischen Maler und stellte Carl den Neunten Nachts in seinem Cabinet vor; er saß am Tisch, im vollen Licht der Kerzen und des nahen Kaminfeuers. Seine gewaltige Mutter stand zu seiner Seite und blickte mit leisem Hohn auf den Schwächling, dessen Ge-

wissensbisse in den verzerrten Zügen zu lesen standen. Das unstete Auge verrieth schon den erwachenden Wahnsinn, und während er sich angstvoll von der Mutter abwandte, strich er, wie beschwörend, mit der magern Rechten über die Stirn; man fühlte die Hast, mit der er die Wirren dort verbannen wollte.

Als Frau von Rosenberg Ellinor vermißte, kam sie eilends zurück; sie fand sie auf einem Schemel vor dem Bild sitzend, den Kopf fest gegen die Wand gestemmt und aufmerksam auf den König blickend.

„Komm, mein Kind, es sind noch viele schöne Bilder hier zu sehen.“

Ellinor erhob sich augenblicklich, aber langsam.

„Was hast Du an dem Bild, Kind? Es ist kaum über die Mittelmäßigkeit gut.“

„Ich weiß, ich weiß, aber — ach! die arme kranke Stirn des Königs!“

Frau von Rosenberg fand es besser, bald hinaus in das Freie zu gehen; sie wurde wieder ruhiger, als sie am Abend bei einer Vorstellung im Vaudeville-Theater ihren Schützling heiter sah.

Am andern Morgen beim Frühstück bat Ellinor schmeichelnd, noch einmal in die Bildergallerie gehen zu dürfen.

Die Baronin zeigte keine Verwunderung über diese Bitte, noch fragte sie, warum sie geschehe; sie sagte nur einfach: „es thut mir leid, Ellinor, ich hatte bestimmt, gegen Mittag abzureisen, — es wird deshalb nicht möglich sein!“

---

Die fashionable Welt in Baden-Baden strömte den Promenaden zu; man gab im Freien ein Concert.

Es war Abend und schon ziemlich herbstlich; die Bäume zeigten bereits die grellen Schattirungen in Roth und Gelb und die farbigen Lampen, die dazwischen hingen, glitzerten wie bunte Juwelen in goldener Fassung. Die Wege waren gut von den fallenden Blättern gesäubert, aber es wehte ein frischer Wind, der immer von Neuem die losen Blätter leise über die Häupter der Lustwandelnden schüttelte.

Die Bazare zeigten im vollen Licht der Gasflammen ihre reichen Schätze; man sah die Interessen der Damenwelt getheilt zwischen den lockenden Waaren aller Zonen und den lockenden Stimmen des nahen Orchesters, das in Lauben von Orangenbäumen aufgestellt war und schwellende Töne in den schönen klaren Mondabend sandte.

In den Spielsälen war es nicht leerer geworden; der grüne Tisch fesselte besser, als Bazar, Musik und Mondnacht; diese drei lockten einzelne Neugierige, Künstler, Poeten und Liebende, der verhängnißvolle Tisch aber zog gewaltiger an — er weckte und fesselte die Leidenschaft und Habsucht der Menge.

Frau von Rosenberg befand sich seit einigen Tagen unter den Kurgästen; dieser Abend fand sie auf den Terrassen. Ellinor, so viel Schönes sie nun auch schon im Sommer gesehen hatte, fühlte sich mächtig von der Romantik des Schwarzwalder Thales angezogen. Ueberhaupt hatten für ihr Auge, das früher nur die Flächen Hollands gekannt, Berge einen hohen Reiz, den sie fast selten so lebhaft empfunden, als bei den geheimnißvollen dunkeln Bergzügen des südlichen Badens.

Heute Abend war sie vertieft in die Landschaft, die den vollen Mond als Leuchte über der alten Badenburg zeigte; dazu kam die weiche Klage einer Beethovenschen Symphonie, der sie sich träumend hingab, so daß ihre Gefährtin sagte:

„Es wird kühl, Ellinor, wir müssen das Freie meiden, willst Du eine Wanderung mit mir durch die Säle thun?“

Sie erhob sich und folgte in den Kursaal.

Ellinor blieb mit einigem Interesse an den Spieltischen stehen.

Sie gingen weiter in die kleineren Säle und blieben noch einmal an einem Pharotische stehen. Dieses Zimmer war gedrängt voll Menschen. An dem grünen Tische waren viele interessante Köpfe gruppirt; Entzücken, Ruhe, Starrheit, Gluth und Verzweiflung, alle Stimmungen und Leidenschaften hatten den Griffel an all' diese Züge gelegt, je nachdem Fortuna ihre Waage hob oder senkte.

Unter den vier Croupiers, die alle junge Leute waren, fiel einer, unbedingt der Jüngste, der Baronin auf. Es war ein Studienkopf; ein scharfgemeißeltes griechisches Profil von vollkommener Schönheit, aber an den Schläfen welk und an den Wangen eingesunken. Das dunkle Auge mußte italienisches Feuer haben, wenn man seine glatte Schwärze annahm, aber es besaß es doch nicht; es drehte sich anscheinend mechanisch, wie in einem Uhrwerk, in seinen Höhlen. Das Augenlid lag träg und schleppend darüber und die dunkle Farbe der Wimper zeichnete sich grell gegen die kalkig weiße Wange.

Der junge Mann hatte Berge Goldes vor sich liegen, die von Moment zu Moment mächtiger anwuchsen, er prüfte sie nie. Zuweilen hob sich das Auge matt aus seiner Lethargie und streifte langsam die Umstehenden, ohne Interesse, vielleicht auch ohne etwas zu sehen, aber es umging stets den ganzen Tisch.

Als Frau von Rosenberg sich unter die Zuschauer mischte, war das Spiel in vollem Gang. Ein tödtendes Schweigen machte die schwüle Luft des engen Zimmers noch unerträg-

licher, das eintönige: „Faites votre jeu!“ war außer den schweren Athemzügen der Menge der einzige verständliche Laut.

Das kalte schwarze Auge des Croupiers begann eben wieder seine monotone Wanderung, aber es kam nicht um den Tisch herum; einen Augenblick haftete es an den schönen Zügen der Baronin, es ging gleichgültig noch um eines Gedankens Breite weiter, dann sank das Augenlid wieder herab, schwer und undurchdringlich, aber viel zu früh für die Gewohnheit des Auges, den ganzen Kreis zu umgehen.

Neben der Baronin aber gab es einen Tumult; das junge Mädchen an ihrem Arm war ohnmächtig geworden; man schrieb es der großen Hitze zu.

Es fanden sich unter den Zuschauern freundliche Helfer, die Ellinor an die frische Luft und in einen Wagen trugen.

In demselben Moment vergaß der blasse Croupier ein Dutzend Doppellouisd'or einzuziehen; Einer seiner Gefährten ließ ein leises: „A vous, monsieur!“ ertönen.

Da führte die Hand des Croupiers mit fester Krücke die Goldstücke zu sich hin, er fuhr mit deutlicher Stimme fort: „Faites votre jeu, messieurs!“

---

Ellinor lag auf ihrem Lager, bleich und aufgeregt. Die Baronin stand sorgend neben ihr und rührte Zucker in ein Glas Limonade.

„Wir hätten die Hitze des Spielzimmers vermeiden müssen, mein gutes Kind.“

„Ja, es war heiß, sehr heiß dort,“ stöhnte das Mädchen gepreßt.

„Auch ist es nicht wohlthuend, dem Spiel zuzusehen; man regt sich selbst auf durch die Aufregungen, die man dort sieht.“

„Das Spiel ist eine Sünde.“

„Sicherlich.“

„Der bleiche Mann an der Bank —“

Sie hielt inne.

„Du meinst den schwarzen, jungen Croupier, Kind; er war unheimlicher, als die Uebrigen.“

Ellinor hob sich heftig empor und fuhr hastig und angstvoll fort: „Ja, er war unheimlich; das Auge so gläsern, die Stirn so kahl und die Lippen so blaß; aber wenn das Auge geglänzt und die Lippe gelacht hätte, und wenn ich mit der Hand die Falten von der Stirn hätte streichen dürfen — so wäre es doch Alfred gewesen!“

Frau von Rosenberg fuhr entsetzt auf, aber sie faßte sich und sagte ruhig: „Du bist müde, Ellinor, und aufgeregt, schlafe, ich will bei Dir wachen; wie magst Du mir nur ein solches Mährchen erzählen wollen?“

Ellinors Gesicht war völlig verzerrt.

„Ja, es ist ein Mährchen, ein dummes Mährchen. Alfred ist jenseits des Meeres treulos — oder im Himmel treu. Wüßte ich nur, wo er ist — aber ich glaube, er ist treu! Hier kann er ja nicht sein, es ist ja Europa hier — und er hat sich in Rotterdam eingeschifft, um nach Amerika zu gehen!“

„Siehst Du, mein Kind, so ist es ja auch; Du hast mir zwar nie von Alfred erzählt, aber ich glaube doch zu wissen, daß er im Himmel und Dir treu ist. Du hast ihn betrauert und beweint, und weißt nun, daß es eine Fügung Gottes war, die Du geduldig hinnehmen mußt, über die Du aber nicht ewig jammern darfst; Du gehörst dem Leben an.“

„O ich will auch geduldig sein,“ weinte Ellinor, „aber — der Spieler —“

Sie stockte.

„War ein vollkommen Fremder, Du dachtest vielleicht gerade an Alfred, darum mischte sich das unheimliche Bild —“

„Ja, unheimlich ist es — entsetzlich unheimlich, und er kannte mich gar nicht.“

„Wie hätte er gesollt? er ist ja ein Fremder.“

„Aber er sah mich an.“

„Gewiß, und blieb vollkommen gleichgültig, selbst als der böse Schwindel über Dich kam, er kennt Dich gar nicht.“

„Aber wie kann er ihm so ähnlich sehen?“

Die Baronin lächelte. „Du fragst mich zuviel, liebe Ellinor; wer dürfte bei so ganz gewöhnlichen Naturspielen nach dem „Wie“ fragen.“

Ellinor blieb eine Weile still; ihre Brust hob sich etwas leichter; endlich fragte sie noch einmal, aber nicht mehr lebhaft: „Nicht wahr, es ist ganz unmöglich?“

„So vollkommen, daß ich mich entschließen könnte, es zu beschwören, wenn Du dann ruhiger sein wolltest.“

„Nein, ach nein, ich bin schon ruhig, ich war ein Kind, ich weiß ja, daß es unmöglich ist; gute Nacht.“

Sie legte sich zum Schlafen zurecht; die Baronin glaubte, sie wolle sie täuschen, um sie zu entfernen; und blieb deshalb wachsam sitzen.

Nach einer kleinen Viertelstunde aber belehrten sie die tiefen Athemzüge Ellinors, daß diese in Wahrheit schlief.

---

Am andern Morgen ging Frau von Rosenberg früh und allein auf die Promenade; aber sie hielt sich nicht beim Brunnen auf, sie eilte in das Kurhaus und blieb ungewöhnlich lange aus.

Als sie in das Hotel zurückkam, glühten ihre Wangen.

Ellinor saß still und abgespannt am Frühstückstisch, und als ihr die Baronin die Arme entgegen reichte, fiel sie schluchzend hinein.

„Du hast gut geschlafen, mein Kind, und siehst wohl aus," sagte diese rasch, „das freut mich, so wirst Du reisen können?"

„Reisen? schon jetzt Baden-Baden verlassen?"

„Nun ja, Liebchen, was fesselt Dich denn hier? Ich hatte nur vier Tage bestimmt, und zum Ueberfluß erhalte ich einen Brief von der kleinen Nichte meines seligen Mannes, die in Frankfurt in Pension ist; das Kind mahnt mich an mein Versprechen, es zu besuchen."

„O, es war so schön hier!" seufzte Ellinor beklommen, „bleiben wir nicht noch heute?"

„Unmöglich, Kind, ich nahm schon die Karten zur Eisenbahn."

Ellinor wandte sich ab; sie bewegte sich aufgeregt im Zimmer umher, und suchte dem beobachtenden Auge der Baronin auszuweichen; endlich griff sie zagend nach Hut und Shawl.

„Du willst ausgehen, Ellinor?"

„Ich muß wohl von der schönen Promenade Abschied nehmen, von der Trinkhalle und den Gemälden," stotterte sie erröthend.

„Es ist zu spät, Du mußt mir ein wenig beim Einpacken helfen," fuhr die Baronin einfach fort, aber sie sah ihr liebevoll dabei in die Augen, umschlang das gequälte Kind zärtlich mit ihren Armen, und warf leicht hin: „Weißt Du, Kleine, daß mich ein Zufall dem Italiener von gestern begegnen ließ?"

Ellinor zuckte. „Welchem Italiener?"

„Dem jungen, schwarzen Croupier; wir trafen am Brunnen zusammen; er zerbrach aus Versehen mein Cristallglas. Das gab eine komische Scene, denn er vermochte nicht, um

Entschuldigung zu bitten, da er nicht deutsch, nicht holländisch und nicht französisch spricht, und mir das Verständniß seiner Muttersprache nicht zuzutrauen schien. Sein Begleiter übernahm endlich seine Entschuldigung — er war ein Signor Tibaldi."

Das Zittern in Ellinors Körper ließ nach; sie küßte die Hand ihrer Schützerin und erklärte sich zum Weiterreisen bereit.

---

Die kleine eilfjährige Eugenie Rosenberg, die verwaiste Nichte des verstorbenen Barons, begrüßte mit kindlichem Entzücken die Ankunft ihrer Tante, die ihr völlig unerwartet kam. Sie war ein lebhaftes zärtliches Kind, das sich mit solcher Geschwindigkeit an seine einzige Verwandte anschloß, daß diese eine längere Rast in Frankfurt gewissermaßen für Pflicht gegen die Kleine hielt, die dort seit Jahren in einem gerühmten Pensionat erzogen wurde.

Aber so liebenswürdig die kleine, kluge und aufgeweckte Eugenie auch war, so galt das vorherrschende Interesse der Baronin immer nur Ellinor, und Rücksichten für diese würden sie selbst bewogen haben, den Aufenthalt in Frankfurt aufzugeben, trotz des Schmeichelns des Kindes. Die frische, lachende Eugenie mit ihrem Frohsinn und ihren kleinen Launen erheiterte die Baronin; die leidende, unselbstständige und zarte Ellinor dagegen hatte ihr nach langen Jahren zum erstenmale das Bewußtsein gegeben, für Jemandes Lebensglück nothwendig zu sein, und dies Bewußtsein hatte ihrer etwas matten Existenz einen neuen belebenden Impuls gegeben. Mit ungeschwächtem Interesse überwachte sie fortwährend alle Eindrücke und Stimmungen Ellinors, und scheute keinerlei Opfer, um diese Stimmungen, die so leicht zum Schwanken kamen, wieder in möglichstes Gleichgewicht zu bringen.

Ellinor blieb sich ziemlich gleich; ihre anbetende Liebe zu ihrer Schützerin sprach aus jedem Wort, jeder Miene. In wie weit jene räthselhaften Eindrücke in Baden-Baden noch ihre Seele erfüllten, konnte die Baronin lange nicht recht gewahr werden, da sie natürlich vermeiden mußte, einen Gegenstand zu berühren, der möglicherweise dem Gedächtniß des Mädchens nur noch wie ein quälender Traum vorstand.

Sie beobachtete genau, ob der bleibende Aufenthalt in Frankfurt der jetzt an Wechsel gewöhnten Ellinor zusagte. Es schien so, mit Ausnahme einer momentanen Hast und Aufregung in ihren Bewegungen, die aber immer wieder verschwand; sobald sie sich beobachtet glaubte, zeigte sich keine Veränderung bei ihr. Im Gegentheil war sie augenscheinlich gern mit der lachenden Eugenie zusammen, und des Kindes erquickender Frohsinn belebte oft ihre eintönigen Stimmungen.

Frau von Rosenberg hörte ihr einst lächelnd zu, als sie einige Schnurren, die ihr Eugenie am Morgen mitgetheilt hatte, nacherzählte, und sich mit ziemlichem Glück bemühte, Ton und Lachen der Kleinen nachzuahmen. Als sie geendet hatte, meinte sie: „Ich glaube, wir Beide werden noch mit Eugenien zum Kind; ihre herrliche Laune ist ansteckend, ich fühle mich oft in die Kinderstube meines Elternhauses zurückversetzt.“

Ellinor hörte still zu; das Lächeln auf ihren Lippen streifte sich rasch ab, sie entgegnete: „Ich nicht; ich freue mich an Eugenien, aber ich verstehe sie nicht recht; ich weiß nicht, ob ich das früher gekonnt hätte, aber seit in meiner Brust das Grab ist —“

„O Ellinor, Du ließest mich hoffen, daß die Zeit aus dem, was Du Grab nennst, neue Blumen hätte aufblühen lassen; es ist unrecht, ewig an einem Schmerz zu hangen, den

Tausende so erlebt haben wie Du; ich selbst verlor Alles, was mir früh theuer war, durch den Tod."

Ellinor küßte ihr demüthig die Hand und fuhr fort: "Aber Sie blieben dabei immer stark und klar?"

"Nicht immer, die Betrübniß verfinsterte oft meine Seele."

"Aber Sie konnten doch immer denken, was sie wollten."

Frau von Rosenberg begriff, wo hinaus Ellinor wollte, und schwieg einen Augenblick verlegen. Diese fuhr fort: "Das ist es eben; wenn man in Meerenberg war, so hat man kein Vertrauen mehr zu dem, was man denken kann, oder dem, was man denken darf; man hat dann oft nicht den Muth, zu unterscheiden, ob man Etwas, was uns sehr gequält oder gefreut, erlebt oder geträumt hat. So ging es mir in Baden-Baden, mein Kopf ist oft so schwer und schutzlos."

Frau von Rosenberg verbarg ihr schmerzliches Erstaunen mit ziemlichem Glück, sie lächelte heiter: "Mein liebes Kind, es geht den klügsten und besonnensten Menschen gar oft so, daß sie bei etwas ungewöhnlicher Aehnlichkeit zweier Menschen durchaus eine Beziehung zwischen diesen annehmen möchten, dein Köpfchen ist gar nicht so zaghaft und unselbstständig, wie Du Dir einbildest, es denkt so klar und gut, daß Eugenie mir noch neulich voll Wichtigkeit zuflüsterte: "Du liebst wohl Deine Ellinor so, weil sie so hübsche kluge Augen hat?" — Du siehst, die Kleine beurtheilt Dich freundlicher, als Du selbst es thust."

So endete das Gespräch, bei dem sich die Baronin indessen vornahm, mit dem beginnenden Frühling wieder den Wechsel der Reisen auf Ellinor einwirken zu lassen. Der Lenz hatte indessen noch nicht begonnen, in seine Rechte einzutreten, da erkrankte Eugenie am Scharlachfieber, und warf sich

somit plötzlich zum Hauptgegenstand für die Sorge ihrer Tante auf.

Das Fieber machte dem heißblütigen Köpfchen des kleinen aufgeregten Mädchens viel zu schaffen, und es trat eine Zeit wirklicher Gefahr für sie ein.

Ihre Tante nahm die Pflege aus den Händen der vielbeschäftigten Vorsteherin des Instituts; sie widmete sich ihr Tag und Nacht und schloß Ellinor aus dem Krankenzimmer, um sie zu schonen. Diese war sich nun mehr selbst überlassen; sie wagte keinerlei Einwendungen gegen die Bestimmung ihrer Wohlthäterin, aber sie empfand es deutlich, daß in der Absichtlichkeit, mit der man sie vor aufregenden Scenen zu schützen suchte, stets die verborgene quälende Sorge lag.

„Woran denkst Du, Kind?“ fragte die Baronin eines Tages, als Ellinor schweigend in die dichten Nebel eines düstern Februartages starrte.

„An den Himmel“ — entgegnete die Gefragte trübe.

„Der Ton Deiner Stimme widerspricht dem herrlichen Gegenstand, den Du für Deine Gedanken erwählt hast.“

„Ich weiß es wohl, aber der Tod stimmt doch zu meinen Gedanken; ich überlegte eben, ob man es im Himmel wohl vergeben bekommt, wenn man für gar nichts gelebt hat.“

„Du bist ein thörichtes Kind, wer dürfte sich wohl in Deinen Jahren Sorge darüber machen, wenn er noch keine großen Dinge geleistet hat; auch an Dich wird die Reihe kommen.“

Ellinor schüttelte den Kopf. „Nein, ach nein; sobald man einer Hülfe, einer Pflege oder irgend einer Leistung bedarf, wird man mich zu zerbrechlich finden; man wird mich duldsam übergehen, ohne mich zu gebrauchen, man wird mich nie um Rath fragen, weil man meinem kranken Kopf nicht ver-

traut.“ Es lag eine solche Trauer und Wehmuth in der Klage des Mädchens, daß Frau von Rosenberg sie besorgt in ihre Arme zog und zärtlich sagte: „Wie kannst Du sagen, daß Niemand Deiner bedarf? Du bist zu meinem Lebensglück so nothwendig, als nur je eine geliebte Tochter zum Glück ihrer Mutter nothwendig war. Wie tausend Mädchen durchleben eine ganze Jugend und thun nichts, als daß sie sich die Liebe der Ihren gefallen lassen. Begnüge auch Du Dich noch kurze Zeit mit diesem Loos, Du wirst bald kräftiger werden und mehr leisten können, als zahllose Andere Deinesgleichen. Ich selbst war schon um viele Jahre älter als Du, ehe ich auch nur entfernt begriff, daß ich noch etwas Anderes im Leben zu erfüllen hatte, als meine Stunden möglichst heiter zu verbringen, und mich von den Meinigen lieben und hätscheln zu lassen. Quäle Dich nicht jetzt mit einem Pflichtgefühl, das Deinem Herzen alle Ehre macht, und dem Du auch nachstreben darfst, sobald Du etwas kräftiger geworden bist. Siehe um Dich, die meisten Deiner Mitschwestern in Deinen Jahren, was leisten sie? Sie flechten sich Blumen in die Locken, tändeln mit Bagatellen und schmücken sich für Bälle; aber sie machen sich keine schweren Sorgen darüber, daß sie jetzt ihre Zeit vergeuden, sie fühlen, daß man nur einmal siebenzehn Jahr alt ist, und daß man eine pflichttreue, seine Bestimmung erfüllende Frau werden kann, selbst wenn man in erster Jugend nur zu lachen und zu scherzen verstand.“

Um Ellinors Lippe lagerte sich ein Lächeln, aber es war weder jugendlich, noch froh, es war um so viel matter gegen das Lächeln glücklicher siebenzehnjähriger Mädchen, wie der Schatten der Rose trüber ist, als diese selbst. Sie schien indessen über ihre Zweifel beruhigter zu sein.

Eines Abends kam die Baronin etwas später in ihr Zim-

mer; es war die erste Nacht, in der sie ihr Wächteramt bei Eugenien der Vorsteherin abgetreten hatte.

Ellinor hatte mit dem Thee auf sie warten wollen, aber nicht die physische Kraft dazu gehabt.

Sie lag blaß im Sopha; ihr Haar hing zerstreut über die Stirn, und ein Zug großer Abspannung hielt ihre schmalen Lippen an den Mundwinkeln in die Höhe gezerrt. Die Spiritusflamme, die unter der silbernen Theemaschine brannte, warf ein frostiges Licht auf die schönen, aber farblosen Züge des schlafenden Mädchens, und zuckte in spielenden Flämmlein über die schmalen Hände hin, die auf der Brust gefaltet lagen und krampfhaft einen Brief umschlossen hielten; ihr Athem ging kurz und gepreßt.

Frau von Rosenberg ahnete gleich, daß eine Aufregung sie diesem Zustand völliger Abspannung hingegeben hatte. Sie versuchte den Brief aus ihrer Hand zu nehmen, aber so lose sie ihn auch berührte, so wachte die Schläferin doch auf und fuhr erschreckt in die Höhe. Die Augenlider hoben sich matt und schleppend von den Augen, in denen noch die Spuren von Thränen schimmerten.

„Ist Dir etwas begegnet, Ellinor?“

Ellinor besann sich und fühlte prüfend an die Stirn.

„Vielleicht der Brief, mein Kind?“

Sie nickte und reichte den Brief hin, der das Postzeichen Amsterdam trug. Er war in friesischem Patois geschrieben, und enthielt in trockenen, mehr als schlichten Worten die Nachricht, daß Frau van Vlieden — Ellinors Tante — schwer krank darniederliege und sehnsüchtig nach ihrer einzigen Verwandten verlange. Der Brief schloß mit seltsam gestellten Citaten aus der heiligen Schrift, und trug den Namen der friesischen Haushälterin als Unterschrift.

Frau von Rosenberg fühlte sich von dem Inhalt des Briefes so betroffen, so über Gebühr aufgeregt, daß sie lange in ihrem Schweigen verharrte, bis sie endlich durch Ellinors fragende, angstvolle Blicke zu einer Antwort gezwungen wurde.

Sie nahm mit Gewalt einen heitern, beinahe leichtfertigen Ton an: „Solche Leute geben stets übertriebene Berichte von jeder kleinen Erkältung u. dgl., daß man kaum den geringsten Theil davon glauben darf, ich bin überzeugt, Deine Tante ist jetzt schon wieder wohl.“

„Nein, ach nein!“ rief Ellinor hastig, „Göschi“ (der Name der Haushälterin) „ist so hart und trocken, daß sie nur Gefahr sieht, wenn man sie mit der Hand greifen kann. O, lassen Sie mich nach Amsterdam, Tante Blieden sehnt sich nach mir, o sie hat sich noch niemals früher nach mir gesehnt!“

„Ich kann Eugenie nicht verlassen; und Dich nicht allein reisen lassen, Ellinor; Du mußt Geduld haben, bis Eugenie besser ist, dann will ich Deinen Wunsch erfüllen.“

„Aber die Tante wird Tag und Stunden zählen, bis ich komme, sie hat gar Niemand mehr als mich, sie kann auch vielleicht einsam sterben, und dann werde ich immer daran denken müssen, daß sie nach mir gerufen hat.“

Die Baronin war in der peinlichsten Verlegenheit; eine große Angst bemächtigte sich ihrer, sie erschöpfte vergebens alle Trostgründe, alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten.

Ellinor zeigte sich ihrer Natur nach fügsam, und würde bei einem bestimmten Befehl sogar geblieben sein, da die Worte ihrer Schützerin ihr gleich Geboten galten. Aber sie sah so maaßlos angstvoll und gequält aus, daß es zweifelhaft wurde, ob Gewähren oder Entsagen nachtheiliger für sie zu werden drohte.

Am dritten Tag kam ein zweiter Brief; gleich dem ersten

lakonisch und frostig, aber die höchste Gefahr als unbedingte Thatsache hinstellend.

Es war in den ersten Tagen des Märzes, der ungewöhnlich heiter begonnen hatte, und mit Sonnenschein und frühen Schneeglocken und Veilchen über seine gewöhnliche Rauhheit täuschte.

Die kleine Eugenie konnte indessen trotz der guten Witterung nicht vor einem Rückfall bewahrt werden, der ihrer Tante jede Möglichkeit benahm, ihren Liebling zu begleiten.

Ellinors Aufregung nahm einen unheimlichen Charakter an, sie sprach fortwährend hastig und schnell, und immer war ihre eigene Undankbarkeit der Tante gegenüber der vorherrschende Gegenstand ihrer Worte.

Die Baronin schwankte noch einige Tage, um zwischen den beiden Uebeln, die Ellinor bedrohten, das kleinste zu wählen; sie war gezwungen, die Reise für das geringste zu erkennen, — sie mußte sich endlich entschließen, und am achten Tag reiste das Mädchen, begleitet von den Segenswünschen ihrer Schützerin, nach ihrer Heimath zurück.

Diese war entschlossen, in längstens drei Wochen ihren Schützling wieder zu holen, und dann mit ihr nach England und den schottischen Hochlanden zu gehen, wo sie in der frischen Bergluft eine dauernde Heilkraft hoffte.

Das Kammermädchen der Baronin begleitete Ellinor.

---

In der Nähe der „Herrengracht,“ deren klare Wasserlinie in Halbmondform einen schimmernden Gürtel von der „Amstel“ nach dem „Y“ (Ei) führt, liegt eine kleine dunkle und kühle Straße, deren Grachtenwasser trüb und sumpfig erscheint. Drei Lindenbäume, die in der frühen Jahreszeit

noch keine Blätter zeigten, warfen die schwarzen Schatten ihrer knorrigen Aeste in das dunkele, ruhig fließende Wasser, das auch der trübe Spiegel einer kurzen Häuserreihe wurde. Die Sonne kam nur aus Mitleid einige karge Momente in diese schmale Gasse, deren vierstöckige Häuser die wärmsten Strahlen auf ihren langen spindeligen Schornsteinen auffingen, und so lange fest hielten, bis die Sonne weiter gehen mußte, und die schmalen blassen Streiflichter, die etwa in die Tiefe gefallen waren, wieder zurücknahm.

Die Trottoirs waren geplattet und reinlich; die Häuser nicht ärmlich, aber einförmig in ihrer Bauart, alle drei Fenster Front, vier Etagen hoch, geschlossene Gardinen, grüne Hausthüren mit Metallklopfern, und in jeder Etage das mittlere Fenster vernagelt, um die Steuer zu verringern, die in Holland auf jedem Fenster und jedem Schornstein liegt.

Die Straße sah so still und trüb in dem vornehmsten Stadttheil Amsterdams aus, als ob sie ein verarmter Vetter der glänzenden, prahlenden Herrengracht wäre, den diese gern verleugnet hätte, der sich aber beharrlich an sie anklemmte; auch lag ein unverkennbarer Trübsinn auf der Straße. Fuhrwerke hörte man hier nicht viel, selbst das Schleifen der „Sleden“ (Schleifkutschen) brachte kein Geräusch hierher; nur das trübe Wasser der Gracht hob sich am Ende der Straße über eine Art hölzerner Flöße, die wie eine zerbrochene Brücke aus der Fluth sah, und das fallende Wasser verursachte ein monotones, langweiliges Plätschern.

Es war in früher Morgenstunde; der Nebel stieg aus der dunkeln Gracht und legte sich feucht auf die stillen Trottoirs; hin und wieder schlüpfte ein hübsches Dienstmädchen in dem unförmlichen Kopfputz städtischer Werkmägde über die schlüpfrigen Steinplatten und rollte die Fußmatten von ge-

flochtenem Stroh aus der Hausflur hervor an das Tageslicht, um sie zu säubern und möglichst zu wärmen, obschon Letzteres bei dem ewigen Mangel an Sonne ein stets unbelohntes Verfahren blieb.

Auf diese Art waren vielleicht sechs Mägde beschäftigt, die plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen horchend in ihrer Arbeit inne hielten. Ihre Aufmerksamkeit galt einer Vigilante (Droschke), die sich mit lebhaftem Rollen über die Trottoirs hinarbeitete und am letzten Hause, nahe an der hölzernen Flöße, anhielt.

Ein blasses, junges Mädchen stieg allein aus, bezahlte den Kutscher und zog die Klingel der Hausthür.

Sie wartete lange.

Die Mägde wechselten ihre Mienen der Neugierde mit denen einer gewissen Genugthuung, sie waren bereits im Klaren über die Fremde.

„Aha, es ist das schöne Fräulein Ellinor,“ sagte die Erste, „sie trägt ihr hübsches Köpfchen, als ob sie wieder denken könnte.“

„Hatte sie das verlernt?“ fragte die Zweite, die ein Neuling in der stillen Straße war.

Die Dritte zuckte die Achseln, deutete auf die Stirn und sagte: „Armes Fräulein!“

In diesem Augenblick drehte sich Ellinor, die noch immer wartend an der Hausthür stand, um. Sie sah die Bewegung und faßte mit krampfhafter Hast noch einmal an den Glockenzug.

Der eingerostete Draht zog schrillend an, und endlich drehte sich der Metallklopfer der Thür.

Die friesische Haushälterin mit ihren braunen hölzernen Zügen, die wie ein veraltetes Puppengesicht aus der weißen Schleierhaube hervorsahen, stand in der Thür; ihr Rock, ihre

Kattunjacke, selbst ihre Strümpfe schlugen genau dieselben Falten, wie ehemals; die Klapp-Pantoffeln rahmten sich eben so fest um die breiten Füße, der Mund lachte eben so wenig, wie früher; es war Alles so, wie ehemals.

„Ach, Fräulein Ellinor?“ sagte sie so ruhig, als ob das Mädchen nur aus dem Nachbarhause habe herüber zu kommen brauchen. Dann drehte sie die Thür wieder in das Schloß.

Ellinor stand athemlos auf der schmalen reinlichen Hausflur mit der grünen Binsenmatte, an der die schadhaften Stellen zwar ausgebessert, aber noch sichtbar waren, die Alfreds kecker jugendlicher Fuß aus Uebermuth mit dem silbernen Sporn hineingehackt hatte. Der Pendel der hohen Stutzuhr mit den römischen Zahlen schob sich schwer und träge hin und her; die schwarze Katze saß auf dem Treppenpfosten und ringelte den glatten Schwanz in den wohlbekannten Windungen um das Geländer.

Ellinor schwieg noch immer. Wie lange war sie nicht hier gewesen. Sie schauderte.

Endlich stammelte sie: „Meine Tante?“

Die Friesin nickte, als ob ihr Gutta-Percha-Gesicht einen Druck erhalten habe und sagte klanglos: „Gut.“

Ellinor deutete fragend nach dem obern Zimmer.

Die Friesin nickte noch einmal.

Die alte Treppe knackte unter den flüchtigen Füßen Ellinors; die hölzernen Pantoffeln klapperten im Echo nach. Die schwarze Katze balancirte knurrend auf dem Geländer hin.

Ellinor öffnete schüchtern die Thür, sie glaubte ihre Tante erst im zweiten Zimmer in ihrem Bett zu finden. Aber nein. In der vordern Stube am letzten Fenster saß Frau van Blieden im Lehnstuhl; sie war etwas magerer, etwas grauer und etwas runzelvoller geworden; aber sie lächelte so monoton, wie

immer, und haspelte einen Strang gelber Seide auf. Am andern Fenster stand Ellinors Tischchen, mit dem Strohsessel davor; ein Korb voll Garnknäuel und ein kleiner goldener Fingerreif lagen genau in der Mitte des Tischchens. Draußen plätscherte das Wasser der Gracht.

Ellinors Sorge um Frau van Blieden war groß gewesen; die Sorge erschien gehoben; die Alte saß ziemlich rüstig da, aber die Centnerlast rückte nicht um eines Gedankens Breite von des Mädchens Brust.

Die Friesin wunderte sich gar nicht, sie sagte klanglos: „Fräulein Ellinor!“

Die Alte blickte auf und lächelte etwas mehr, sie hob die Arme empor und plötzlich stürzte das Mädchen aufschluchzend hinein.

„Du bist so heftig, Ellinor,“ sagte die Tante und küßte sie.

„Ich war so geängstigt, Sie waren sehr krank,“ flüsterte die Nichte halb entschuldigend.

„Nicht so sehr, mein Kind.“

Ellinor stützte die Stirn; sie war die Nacht gereist und sehr ermüdet. Sie wiederholte sich die einfachen Worte: „nicht sehr.“ Sie that es mehrmals und sah sich fröstelnd um. — Ja, warum war sie denn eigentlich gereist? warum hatte sie sich so hastig von ihrer einzigen Stütze losgerissen? Die Tante ergänzte dies Warum zum Theil, indem sie fortfuhr: „Aber ich bin alt, und jeder Augenblick ist mir als der letzte willkommen, darum —“

Auch Ellinors Gedanken hatten sich endlich zu dem „Warum“ aufgeklärt, sie fragte zärtlich: „Sie hatten Sehnsucht nach mir, nicht wahr, Tante?“

Die Alte sah so gerade und gleichgültig vor sich hin, daß ihr Blick auch nicht die geringste Bestätigung für das Bewußt-

sein dieses Himmelsgutes verrieth. „Sehnsucht, Ellinor? Ich bin zu alt dazu; aber Du solltest kommen, weil Du meine Erbin sein wirst.“

Ellinor athmete tief. Geld — Gold vielleicht? Warum stand jetzt vor ihren müden Gedanken der grüne Tisch mit den Bergen Goldes, und darüber gebeugt die farblosen schönen Züge des schwarzen Croupiers?

Die Begrüßung war nun vorüber; die Friesin brachte das Frühstück und schenkte, wie früher, erst der Matrone, dann der Nichte ein; zuletzt kam der blanke Teller der schwarzen Katze an die Reihe, er wurde mit verdünnter Milch an das Kamin gesetzt, und es blieb kein Zweifel darüber, daß die Katze heute beim Frühstück genau so viel mal zu schlucken brauchte, als jeden andern Tag.

Die Matrone verließ ihren Sessel nicht; Ellinor ging an ihr Fenster. Sie griff in den Arbeitskorb; die Garnknäuel darin lagen verblichen, es waren dieselben, die sie vor zwei Jahren gewickelt hatte. Sie setzte sich in den Strohsessel und sah auf die Straße. Unten war Alles still; der Lindenbaum stand gerade gegenüber, unter dem Alfred oft stundenlang zu stehen pflegte, während sein feuriges Auge sie oben suchte.

Sie wandte sich wieder ab und griff noch einmal in den Arbeitskorb, da rollte ihr der kleine Fingerreif entgegen; es war Alfreds Abschiedsgeschenk. Sie hatte ihn während des ganzen Jahres des Harrens getragen, zuletzt aber war er ihr zu weit geworden, und sicherlich mußte er ihr in den letzten Tagen, von denen sie nichts mehr wußte, vom Finger gefallen und am Fenster liegen geblieben sein. Sie steckte ihn wieder an, aber er paßte noch immer nicht, die Hände waren noch zu mager. Träumend zog sie einen Finger nach dem andern durch die kleine goldene Schlange mit ihren blitzenden

giftgrünen Smaragdaugen. Und wieder traten die Berge Goldes auf der grünen Fläche des verhängnißvollen Tisches vor ihre Seele. Da hörte sie auf der Straße eine frische, jugendliche Stimme; das that ihr wohl, sie raffte sich auf und sah hinab. Es war ein Knabe mit hellen Augen und lachendem Mund; er trug offene Körbe mit Büscheln von gefüllten Maaslieben und Crokus zum Verkauf umher, die Blumen hatten die frischen glänzenden Farben, die man nur in Harlem so mannigfach und blendend findet. Das prieß auch der Knabe mit lauter Stimme an.

Harlem? So nahe ist Harlem? Gewiß, nur wenig Meilen, und dicht daneben liegt Meerenberg, der Ort, der, so schön auch sein Aeußeres ist, doch wie ein quälendes Geheimniß im Schutz der gewaltigen Dünen sich birgt.

So nahe war sie Meerenberg. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; sie sah sich um, ob denn Niemand da sei, der sie beruhigen könne, sie war so unselbstständig und kindisch. Aber es war Niemand da; sie mußte versuchen, sich selbst zu trösten.

„Es sind nur drei Wochen, Ellinor, dann holt sie Dich wieder, Deine Retterin,“ sagte sie leise zu sich selbst.

„Drei Wochen nur, nur einundzwanzig Tage, ach, es ist so bös, immer an den Tagen hinzuzählen, das that ich schon einmal, ein ganzes Jahr lang, so geduldig und so unglücklich!“

Sie wandte sich zum Zimmer zurück, und hätte sich so gern beschäftigt; aber es stand Alles so fertig, so ausgebessert, so glatt an den Wänden hin, daß nicht einmal ein Stäubchen von den hochlehnigen Möbeln abzukehren war.

Die Tante saß im Lehnstuhl und arbeitete eben nicht, sie sah müde aus und athmete so leise, daß die dunkeln Hau-

benbänder, die auf ihre Brust herabfielen, sich kaum bei den Athemzügen bewegten.

Ellinor holte ein Fußbänkchen und setzte sich dicht neben ihre alte Verwandte; sie strich ihr liebkosend mit der Hand über die Falten des Kleides und fragte: „Haben Sie Schmerzen, liebe Tante?“

„Nein, gar nicht.“

Sie wurde wieder still. Nach einer langen Pause fiel es Frau van Blieden ein, Ellinors Theilnahme zu erwiedern; sie bog sich vor, strich ihr das Haar von der Stirn und klopfte, beinahe wie im Scherz, mit den runzelvollen Fingern gegen die Schläfe des Mädchens, dann sagte sie in einem Ton, der heiter klingen sollte: „Gottlob, daß der wirre kleine Kopf wieder vernünftig geworden ist.“

Der arme Kopf senkte sich so tief, als ob die Haarflechten wie eine bleierne Last darauf drückten.

„Du warst sehr krank, Ellinor?“

Sie nickte.

„So wirr und sonderbar?“

Ellinor deckte die Hand über die Augen, als ob sie sich weigern müsse, zu sehen, was man ihr vorhielt.

„Wer sieht das der hübschen jungen Stirn an, daß sie so sonderbar sein konnte?“

Die Stirn vergrub sich immer tiefer in die zitternden Hände des Mädchens.

„Aber jetzt bist Du so vernünftig?“ fuhr die Alte mit einer gewissen Rührung fort.

Auch nicht die leiseste Bewegung Ellinors bestätigte diese frohe Voraussetzung.

„Und bleibst es auch?“

Ellinors weit aufgespannte Augen schienen verzweifelnd zu fragen: „O mein Gott, warum zweifelst Du daran?“

„Doctor van L. wird sich freuen, Dich zu sehen.“

„Nein, Tante, nein!“ rief sie zitternd, „er darf mich nicht sehen, ich kann ihn nicht aufsuchen in Me—“

Sie hielt erschöpft inne.

„In Meerenberg? nein, er kann hierher kommen.“

Ellinor athmete erleichtert; die Möglichkeit war ihr noch gar nicht eingefallen; sie hatte den Doctor unzertrennbar von jenem Ort geglaubt, den sie nicht aussprechen konnte. Da trat die Friesin mit dem Mittagsessen ein; sie stellte Teller, Messer und Gläser noch auf dieselben Blumen des Wachstuchtisches, wo sie früher gestanden hatten.

---

Es war Abend — der erste Abend in Amsterdam.

An das Wohnzimmer der Tante stieß ein kleines Kabinet, dessen grüne Tapete mit blauen Arabesken überrankt war. Zwei große Betten, jedes mit einem weiten Vorhang von braunem, geblichenem Damast, mit einem Federbüschel oben, wie ihn die Leichenpferde tragen, standen sich dicht gegenüber. Sie waren von einem Fenster getrennt, das nach dem Hof führte und gegen dessen weiße herabgelassene Rouleaux eine draußen stehende unbelaubte Kastanie ihre scharfen Contouren dunkel silhouettirte.

Frau van Vlieden lag schlafend in dem einen Bett; die Nachtlampe warf helle Streifen auf ihr welkes Gesicht. Auf dem andern Bett lag Ellinor, trotz der Ermüdung wachend. Ihre Augen waren dem Fenster zugekehrt, sie hingen an dem Schattenriß der alten Kastanie, die draußen im Nachtwind seufzte. Die schönen Augen waren weit geöffnet, ohne den

Druck des schwerfälligen Augenlides eben zu empfinden. Es kam ihr vor, als ob die Arabesken der Tapete sich im täuschenden Licht der Nachtlampe bewegten; sie bildeten seltsame Ringel und Schnörkel, und wenn sie genau hinsah, so waren es fast kleine Gestalten, wie Gewürm etwa, die an den Wänden krabbelten.

„Ich bin so aufgeregt,“ sagte sie, „so sehr, daß Frau von Rosenberg bei mir wachen würde, wenn sie hier wäre! Bald kommt sie — drei Wochen nur. — Drei Wochen nur? Drei Wochen und viermal drei Monate habe ich damals hier auf Alfred gewartet; ich habe sehr viel die Nächte wachen müssen, weil ich an das stürmische Meer, an die tückischen Wellen denken mußte; in solchen Nächten hörte ich sie auch rollen. Horch! rollen nicht ferne Wogen?“

Es plätscherte nur das Wasser der dunkeln Gracht.

„Ich wünschte, es wäre nicht so still um mich; wenn ich Jemanden sprechen hörte oder einen Lärm auf der Straße vernehmen könnte, so würde ich meine Gedanken weniger fühlen. — Was die Schnörkel an der Tapete doch für dumme Gestalten haben; gewiß, man könnte fast Gesichter daraus zeichnen, ich weiß, daß ich damals, als — als ich das Jahr wartete und so wenig schlafen konnte, oft kleine Schlangen und gehörnte Thiere in den Schnörkeln sah; aber es ist doch nur Tapete. — Ich wollte, Frau von Rosenberg käme einige Tage früher, als drei Wochen; die Tante braucht mich nicht; warum soll ich — gerade ich ihr Geld haben? — Wie klirrend rollt das Geld über die grüne Tuchdecke — warum er ihm wohl so entsetzlich ähnlich sah? Man hätte mir doch aus Erbarmen aus Amerika schreiben können, warum Alfred kein Lebenszeichen mehr gab! — O, wenn die Tante sich nur einmal bewegen wollte, damit ich sähe, daß ich nicht allein hier

bin. Ich fürchte mich ärger, als ein Kind es thut; Eugenie würde mich auslachen.“

Ellinor versuchte, sich zum Trost zu lachen; in dem Lachen aber klang nicht das Metall von Eugeniens frischer Stimme, es klang so, daß ein Zuhörer sich verwundert gefragt haben würde: „Wie kommt das arme Ding dazu, sich zum Lachen zu verirren, wenn es bitter, schmerzlich-bitter weinen möchte?“

---

Es war Sonntag Morgen. Die Glocken Amsterdams riefen zur Kirche und schaarenweise strömten die Andächtigen hin; die kleine Gracht lag nicht im Wege, sie lag so ganz überflüssig und nebenbei an den vornehmen Straßen, daß nicht einmal einzelne Kirchgänger sie als Zustreckweg benutzen konnten. Sie blieb selbst am Sonntag still und unbenutzt.

Die Tante kauerte im Lehnstuhl und hielt die Bibel mit silbernen Klammern auf den Knieen; ihre Andacht aber mußte sie aus ihrem Innern und nicht aus dem Buche schöpfen; denn zwischen Auge und Knie war für die Sehkraft der geschwächten Alten ein zu weiter Weg, um die Buchstaben des heiligen Buches dorthin zu reflectiren.

Ellinor saß an ihrem Fenster, blaß, trüb, mit hängendem Kopf. Sie hörte dem fernen Glockenspiel der Kirchuhren tiefsinnig zu; ihre schmalen Finger bewegten sich in dem Takt der getragenen Klänge. Da schwieg das weitberühmte Amsterdamer Glockenspiel; Ellinor richtete die müden Augen nach der Straße — vielleicht wollte sie Kirchengänger vorüber gehen sehen. Sie sah auch solche; drei blühende, junge Werkmägde im Sonntagsstaat, mit Schleierhäubchen und Goldklammern an den Stirnen, gingen vorüber. Die drei blickten nach dem Bliedenschen Hause auf; sie hatten Ellinor an jenem Morgen

ankommen sehen, und grüßten höflich zu dem einsamen Mädchen hinauf. Auch dieses erkannte sie, und eine heiße Purpurgluth stieg in ihre Wangen, als sie versuchte, mit einem Lächeln dem Gruß zu danken.

Die Tante war indessen in ihrem Stuhl wieder eingeschlafen.

Ellinor holte endlich ein kleines Gebetbuch aus dem Schubfach ihres Arbeitstischchens. Sie hätte es ohne hinzusehen, mit den Händen tappend finden können, so genau lag es noch da, wo es vor zwei Jahren gelegen hatte.

Sie schlug es auf und wollte lesen. Bei den Psalmen lag ein kleines getrocknetes Vergißmeinnicht. Arme Ellinor! Das Blümchen hatte ihr so viel zu erzählen von lauter ernsten Dingen, von verlorenem Glück und getäuschter Hoffnung, von Thränen, Sehnsucht und Schmerzen. Sie mußte dem welken Blümchen lauschen und vergaß das Lesen völlig darüber.

Die Tante schlief immer fort.

Inzwischen überhörten Beide dadurch, daß der träggehende Draht der Hausglocke sich gegen Mittag in Bewegung setzte; die Friesin klapperte an die Hausthür und nahm dem draußen harrenden Briefboten einen Brief an Fräulein Ellinor van Blieden ab, der den Poststempel „Frankfurt" trug.

Die Friesin schob ihn in ihre Gürteltasche, sah auf die Stutzuhr in der Hausflur, und da es die Zeit nicht war, in der sie hinauf zu gehen pflegte, so sah sie auch in dem Abgeben des Briefes keine genügende Veranlassung, die Regel des Hauses zu stören. Bis zum Mittagsessen konnte der Brief füglich in der Gürteltasche bleiben.

Als sie dieses um vier Uhr hinaufbrachte, fand sie durchaus keine Veranlassung zur Verwunderung, als sie mit Ausnahme des behaglichen Schnurrens der schwarzen Katze keiner-

lei Bewegung in dem Zimmer hörte. Denn Frau van Blieden schlief noch, und Ellinor lag eben so still in ihrem Strohsessel da. Sie schlief zwar nicht, im Gegentheil die Augen waren offen und blinzten nicht einmal müde; sie waren unheimlich groß und weit geöffnet. In der Hand hielt sie eine feuchte, welke Blume.

Wenn die Friesin sich mit Denken abgegeben hätte, so wäre sie vielleicht momentan auf die Vermuthung gekommen, die Blume sei von Thränen feucht geworden. Der Gedanke hätte indessen rasch schwinden müssen, denn Ellinors Augen waren trocken, so trocken, daß sie heiße rothe Ränder zeigten.

Die Blume war feucht geküßt.

Die Friesin zirkelte ihre Teller, Messer und Gläser mit dem alten System auf den Tisch — das gab ihr genug zu denken; sie vergaß den Brief.

Am Abend wurde die Gürteltasche hinter Schloß und Riegel verborgen, denn sie gehörte zum Sonntagsschmuck; vielleicht wurde dem armen Brief in acht Tagen Erlösung aus seiner Haft; — für's Erste aber lagen die frohen, ermuthigenden Worte Frau von Rosenbergs hermetisch verschlossen in der Ledertasche.

---

So gingen viele Tage vorüber. Mit einer unbestimmten Sehnsucht hatte Ellinor in den ersten Tagen auf jenen Brief gewartet, aber nicht darnach gefragt, weil ihre Gedanken wieder anfingen, sich so in den kleinen stillen Raum, der sie umgab, einzuspinnen, daß ihr Frau von Rosenbergs Bild zwar nicht ferner rückte, aber zuweilen doch mehr die unbestimmte Form eines schönen, erquickenden Traumbildes annahm, als einer Wirklichkeit, an die sie noch Rechte hätte. Die alte Angst lag auf ihrer Seele; die Nebelbilder jener trübseligen

Vergangenheit gewannen wieder festere Form. Sie gehörten alle in diesen stillen Raum, wo jeder Bewohner seine Schritte klingen hörte, wo auch der leiseste, verstohlenste Seufzer sein Echo fand.

Die Arme wollte sich aufraffen; sie schrieb sogar an Frau von Rosenberg, aber der Brief fiel so klagend und schwerfällig aus, daß sie nicht wagte, ihn abzusenden.

Das war in den ersten Tagen, — nachher vergaß sie, daß sie hatte schreiben wollen.

In den ersten Tagen zählte sie ebenwohl, wie viel die drei Wochen sich verringert hätten, dann vergaß sie auch dieses. Sie sagte auch nicht wieder: „die Tante braucht mich nicht mehr;“ sie gehörte ja doch in das stille Haus, denn es hatte ihr einst Obdach gegeben, als sie so sehr unglücklich war.

Ellinor war dankbar.

Oft aber kam es doch wie Sonnenschein in ihren Trübsinn; dann sah sie zwei schöne, heitere Gestalten in ihren Gedanken vor sich; es war die lachende Eugenie und die freundliche Baronin. Dann rief sie heftig: „Holt, o holt mich wieder!“

„Du bist so ungestüm,“ meinte die stille Tante dann, „Du rufst so laut!“

Die schwarze Katze drehte horchend den runden Kopf.

Und Ellinor begriff selbst, daß sie zu lärmend für ihre Tante war; sie kam sich selbst geräuschvoll vor; ihr Herz pochte so laut, daß sie bei der Grabesruhe umher vielleicht wähnte, einen äußern Klang zu hören.

Warum sollte sie auch den Schlummer der Tante stören? War denn gar keine Arbeit zum Zeitvertreib da? Sie griff nach den Garnsträngen, sie rollte und rollte mit ihren zarten Fingern an den Fäden; sie wäre mit ihren schönen, klassischen Zügen ein würdiges Modell für Atropos gewesen.

Der März hatte wieder das Frühlingskleid ausgezogen und schüttelte noch einmal, anstatt der Frühblumen, Schneeflocken an die Fenster.

Die Aeste der Kastanie draußen am Fenster des Schlafzimmers erschienen noch einmal gepudert, der Ostwind knarrte klagend während der langen Nächte an den alten Bäumen.

Für Träumer und Grübler liegt in der Stimme des Ostes eine verständliche, längst begriffene Klage.

Einmal aber fand gegen Mittag ein Sonnenstreif, trotz der wehrenden riesigen Arme der Schornsteine gegenüber, den Weg zu den beiden Fenstern der schweigsamen Bewohnerinnen des Bliedenschen Hauses. Die Alte freute sich daran und thaute förmlich daran auf; es wurde ihr behaglich; halb vergessene Dinge fielen ihr wieder ein; sie besann sich darauf, daß Ellinor ihre Erbin sein sollte, und daß nichts bequemer sei, als diese bald in ihre Rechte einzusetzen, da sie ja so ganz in ihrer Nähe war. Sie sah nach dem andern Fenster und rief Ellinors Name.

Diese schreckte auf, blickte sich müde um — kam aber nicht.

Die Tante wiederholte den Ruf.

Ellinor schien sie erst jetzt zu verstehen; sie nickte und kam mit schleppenden Schritten, dann setzte sie sich auf das Fußbänkchen und legte die Stirn an die Knie der Alten an.

„Bist Du müde, Kind?“

„Immer.“

„Du hast so viel Ruhe und bist doch müde?“

„Ja, das ist seltsam, die Nächte bettele ich um Schlaf, aber er kommt nur des Tages!“

Die Alte nahm ihre Hand und sagte etwas ängstlich: „Du bist doch nicht krank, nicht wahr das bist Du nicht?“

Ellinor sah sie hohl und trübe an, aber sie lächelte dann und sagte: „Nein!“

Die Tante war vollkommen beruhigt. „Habe ich Dir schon einmal gesagt, daß Du meine Erbin sein wirst?“

Die Gefragte nickte.

„Du wirst reich werden, Kind, o so reich!“ fuhr die Tante beinahe belebt fort, „man wird nicht glauben, wie reich! — Ich habe so wenig Geld gebraucht; liebst Du Geld, Ellinor?“

„Gold? gelbes, blendendes, rollendes Gold?“ flüsterte die Erbin zwischen gepreßten Lippen.

„Ja, viel Gold.“

Ellinors Hände bewegten sich seltsam; sie würfelte hastig die Finger in einander, als ob sie Geld zählte und wegschleuderte.

„Ja, Du wirst reich,“ fuhr Frau van Blieden fort, mit einer Art Genugthuung in ihren welken Mienen, dann fügte sie hinzu: „Und weißt Du, was mich dabei freut?“

Ellinor wußte es nicht, sie begriff überhaupt nicht, wie man sich über irgend etwas freuen könne.

„Das ist — daß Du Alfred los bist!“

Ellinor fuhr in die Höhe; sie quälte ihr Denkvermögen noch einmal zu seiner Pflicht, das Herz unterstützte sie dabei; sie begriff noch einmal Alles, was in den folgenden Worten lag.

„Ja, daß Du Alfred los bist; wäre er Dein Mann, so würde die Erbschaft zur Spreu im Winde.“

„Alfred ist todt, Tante.“

„Das glaubten wir; aber Capitain Cootle, mein alter Freund, besuchte mich einmal, als Du fern warest, der hat mir gesagt —“

Ellinor rührte sich nicht. „Was hat er gesagt, Tante?“

„Sprich lauter, Kind, ich verstehe Dich nicht.“

„Was hat er gesagt, Tante?“

„Capitain Cootle? Er kam von Rotterdam; die Brigg „Laurette,“ mit der Alfred reisen wollte, ist nie unter Segel gegangen, weil sie nicht existirt; darum hat sie auch keinen Schiffbruch gelitten, mein Kind, weil sie eben gar nicht da ist; verstehst Du das?“

„Ja.“

„Nun sieh! der Alfred war schön und jung, daß er aber rechtschaffen und brav war, hat er Dir und mir vorgelogen; er war ein wüster, gesunkener Mensch, der abenteuernd in der Welt umherzog und sich zur Kurzweil in Dich verliebte.“

Ellinor rührte sich nicht.

„Hätte er gewußt, daß Du noch einmal so reich sein würdest, so wäre er vielleicht noch länger hier geblieben, und hätte Dir noch mehr von seiner Liebe vorgeschwatzt; und darum eben sage ich, daß es gut ist, wir sind ihn los — verstehst Du das, Kind?“

„Ja, Tante,“ hauchte Ellinor.

„Denn Alfred braucht Geld, viel Geld, weil er spielt, lange Nächte hindurch spielt.“

Ellinor schrie nicht auf.

„So sagte Capitain Cootle, der ihn in Rotterdam sah, und später noch einmal — ich weiß nicht wo? Aber Du sagst ja nichts?“

Es lag nicht an Ellinors gutem Willen, daß man die Worte nicht hörte; ihre Lippen bewegten sich, aber die Tante verstand nichts davon.

„Nicht wahr, Du bist froh, daß der Heuchler nicht mehr zu Dir gehört? Capitain Cootle meinte, Alfred sei in den wenigen Monaten um zehn Jahre gealtert.“

Ellinor stand langsam auf, kreuzte die Arme über der

klopfenden Brust und flüsterte geheimnißvoll: „Sehr alt und blaß, sehr große kalte Augen und magere Hände; aber um die Finger wickeln sich viele blinkende Goldstücke, wie gelbe Flammen.“

Die Matrone horchte auf und schüttelte den Kopf; sie verstand nichts von den seltsamen Worten.

„Ich habe ihn gesehen,“ fuhr Ellinor ebenso fort, „ich glaubte, er strecke die Arme nach mir aus, aber es war eine hölzerne Krücke, mit der er Gold, immer dasselbe glitzernde Gold einraffte. Das warf er mir höhnisch zu und sagte, Du bist reich, Ellinor, so reich! Du hast so viel Gold von der guten alten Muhme, daß Du keine Liebe mehr brauchst. Liebe blinkt und blendet nicht, darum nützt sie mir nichts!“

Die arme Alte hob sich mühsam in ihrem Sessel auf und schlang die Arme um ihre todtblasse Nichte; diese zuckte, wie unter electrischer Berührung, und ein seltsames Zerren flog über ihre Züge; es war so krampfhaft, so gequält, daß die Matrone angstvoll sagte: „Ach, ich wußte nicht, daß es Dir so wehe thun würde; wie kannst Du noch an einen solchen Bösewicht denken, — ich hielt Dich für so stark.“

Das Zucken in Ellinors Körper dauerte fort. Die Matrone weinte bitterlich.

„Willst Du nicht auch weinen, Kind,“ sagte sie bittend, „dann wird es Dir ganz wohl werden, versuche es, mein Täubchen.“ Sie strich ihr liebkosend über die zuckenden Wimpern und hätte so gern eine erleichternde Thräne gesehen.

Ellinors Züge zuckten fort und fort.

„Jetzt wird sie weinen können,“ hoffte die Alte.

War das Schluchzen, erleichterndes Schluchzen, das plötzlich durch die einsame Stube klang?

Nein, es war ein Lachen, ein scharfes, gellendes, ein

unheimliches Lachen, das über Ellinors zusammengepreßte Lippen drang; es war so laut und schreckend, daß es die Friesin unten im Raum aus ihrer Lethargie weckte und ihre Füße beben machte. Sie eilte — vielleicht zum erstenmal, daß sie eilte — die Treppe hinauf.

Als sie die Thür öffnete, lag Frau van Vlieden mit gerungenen Händen in ihrem Lehnstuhl.

Ellinor stand in der Mitte der Stube und würfelte wieder mit den Fingern, aber statt der Goldstücke hatte sie einen dünnen Goldring und eine welke Blume, die sie über die Tischfläche rollte.

Dazu lachte sie noch einmal laut auf.

„Sie kennt mich nicht mehr, Göschi!“ schluchzte die arme Alte, „ich hielt sie für so kräftig!“

---

Ueber den weißen Dünen Hollands waren die winterlichen Klagelieder des Ostes verstummt.

Es war am späten Nachmittag, das Meer rauschte in der Ferne und ward in dunkeln Wogenbergen zwischen den Dünenklippen sichtbar. Auf der nahen Ruine von Breero zuckten die rothen belebenden Flammen der untergehenden Sonne über die Epheu- und Ginsterranken hin, die aus den Mauerspalten hervorhingen. Die Kuppe des Berges, die die alten Trümmer trug, war mit der sammetweichen Decke des ersten Frühlingsgrüns bedeckt. Am Fuße des Berges schlossen saftige Wiesen an, die wie ein blühender Rahmen um das schöne Gebäude von Meerenberg und dessen weiten Park lagen. In dem Parke regten sich Blätter und Blüthen mit neuem, belebtem Keim; durch die Stille der Alleen schmetterten Drosseln und Rothkehlchen ihre heitern Weisen, und an dem Friedhof

der Irrenanstalt sang eine einsame Nachtigall das Wonnelied des Lenzes.

Ehe die Sonne völlig untergegangen war, hielt ein leichter Reisewagen an dem Gitterthor des Parks. Die Dame, die allein ausstieg, trat mit hastigen Schritten auf die stillen, verschlungenen Kieswege, die zum Gebäude führten.

Bald hielt sie an einer niedern Kastanie an, die kaum noch verrieth, daß in wenig Tagen eine Fülle rother Blüthen aus dem grünen Blätternetz hervorbrechen würde.

Hier hielt die Dame an, ihr Auge umdüsterte sich mehr und mehr, sie preßte die Hand auf das Herz und ging dann mit langsamen Schritten dem Hause zu.

Die Terrassenthür des Conversationssaales der Irren war nach dem Garten hin geöffnet; die Fremde lauschte einen Augenblick, da schnitt der Triller der unglücklichen Pianistin in ihr Ohr, und mit einem tiefen Seufzer trat sie in die leere Flur des Hauses.

Ihre Frage galt dem Doctor van L.

Nach wenigen Augenblicken war sie wieder, genau wie vor einem Jahre, in dem kühlen, mit Blumen durchdufteten Zimmer des menschenfreundlichen Arztes. Durch die Buchenzweige am offenen Fenster flocht die Abendsonne ihre purpurgoldenen Lichter.

Als Herr van L. eintrat, ging Frau von Rosenberg mit Hast auf ihn zu und reichte ihm ihre Hand; der Arzt küßte die schmale Rechte voll Ehrerbietung.

„Sie suchen Ellinor, gnädige Frau?“

„Mein Gott, wie werde ich sie finden, meinen Liebling, mein geliebtes Pflegkind?“

Van L. zuckte die Achseln. „Wir hatten damals zu viel

gehofft, Frau Baronin: Ellinors Genesung war trügend und vorübergehend.“

„Weil das Schicksal gegen uns war, weil es all’ unsere Pläne durchkreuzte, weil es all’ meine Wünsche niederwarf!“ rief Frau von Rosenberg klagend.

„Wir hatten doch wohl zu früh, zu viel gehofft!“

„Nein, o nein, es ging ja Alles im Anfang so gut, aber konnte denn eine Seele ahnen, daß jener unglückselige Alfred noch lebt!“

„Er lebt? So ist es doch wahr? Ich glaubte, nur Ellinors Phantasien hielten ihn noch an der Erde!“ rief van L. gespannt.

„Er lebt,“ entgegnete Ellinors Schützerin mit zuckender Lippe, „er, auf dessen Treue das arme Kind ein langes Jahr gewartet hat, er, um dessentwillen die Nacht in ihren gequälten Sinn kam, er, an den wir Alle nur versöhnt denken konnten, wenn wir ihn todt glaubten — er lebt; er hat Europa nie verlassen, hat wahrscheinlich niemals etwas für Ellinor empfunden, und nachdem er in einem verrufenen Haus in Rotterdam sein Erbe verspielt, ist er Spieler von Profession, Croupier in Baden=Baden geworden. Auf seinen verwüsteten, früh gealterten Zügen steht seine Verworfenheit so tief eingegraben, daß Ellinor nur ahnend die schönen Züge ihres frühern Geliebten aus jener verzerrten Larve herauszufinden vermochte. Ich hoffte, wir würden sie völlig täuschen können, ich verließ, sobald ich nur die Möglichkeit einer hier obwaltenden Wahrheit vermuthen konnte, Baden=Baden, und später erhielt ich durch meinen Secretair, den ich dorthin sandte, die Bestätigung unseres Verdachtes. Ellinor selbst ward meines Wissens nie aufgeklärt.“

„Doch, doch — das geschah durch ihre Tante,“ warf

van L. schmerzlich ein; „die arme Alte machte mir hierüber einen so verworrenen Bericht, daß ich ihn nicht eher begriff, als jetzt, wo ich durch Sie die Bestätigung von solch' Unglaublichem erhalte.“

„O, diese unglückselige Reise nach Amsterdam! Während ich kaum wagte, Ellinor eine Stunde von mir zu geben, mußte ich sie allein in jene unheimliche Umgebung zurückkehren lassen, weil ihre Angst um die alte Verwandte von bösem Einfluß für sie zu werden drohte, und weil ich an dem Krankenlager meiner letzten Verwandten gefesselt war. Ich gab ihr meine Kammerfrau mit; diese war noch nicht lange in meinem Dienst, und ich ahnete nicht die kindische Unselbstständigkeit jener Frau. In Arnheim hatte Ellinor eine Kleinigkeit im Gasthaus vergessen, die sich nicht der Mühe lohnte; unüberlegt, wie Beide waren, lief Henriette zurück, und kam erst, als der Zug, der Ellinor führte, längst nach Amsterdam gegangen war. Henriette folgte mit dem zweiten Zug, aber durch eine unbegreifliche Unachtsamkeit war ihr die Adresse Frau van Vliedens verloren gegangen. Sie trieb sich mehrere Tage angstvoll in Amsterdam umher; die Wirren der großen Stadt, die fremde Sprache betäubten sie völlig; ihre Nachforschungen blieben vergebens, und anstatt an mich zurückzuschreiben und sich meine Befehle zu erbitten, kehrte sie selbst zerknirscht und jammernd den weiten Weg zurück. Auf alle meine Briefe erhielt ich keine Antwort, eine ahnende Angst führte mich, sobald Eugenie außer Gefahr war, hierher. Die Angst hat mich nicht betrogen, ich finde meine arme Ellinor in Meerenberg wieder.“ Frau von Rosenberg hielt erschöpft inne.

Van L. sagte mit tiefer Rührung: „Wohl war das Schicksal gegen unsere Wünsche, jetzt müssen wir sie aufgeben, ich hoffe nicht viel mehr für Ellinor.“

Die Thränen Valeriens strömten über. „Ich muß sie sehen, kann es gleich geschehen? Vielleicht erkennt sie mich?“

„Dann wäre vielleicht Hoffnung vorhanden, und wir dürften jene getäuschten Wünsche noch einmal erneuen.“

Er bot ihr den Arm, sie gingen schweigend über die langen Corridore.

„Ist sie unten im Saal?“

„Nein, sie ist noch zu unruhig dazu.“

Sie standen vor einer Thür still. „Muth,“ flüsterte van L. leise, dann öffnete er die Thür.

Die Baronin preßte die Hand auf das Herz und trat mit ihrem Begleiter geräuschlos ein.

Ein sehr kleines Zimmer nahm sie auf. Zwei Sessel und ein Ruhebett mit Polstern von dunkelm Leder standen an den Wänden; an den Fenstern waren die Rahmen eingenagelt, und anstatt der Scheiben ein dichtes Geflecht von dünnem Draht darüber gespannt. Eine Gardine von weißem Mull flatterte halb darüber und milderte den düstern Eindruck; auch hing ein Käfig mit einem Hänfling von der Decke herab, und auf dem Fensterbrett standen zwei hölzerne Becher mit Blumen.

Auf dem Ruhebett saß Ellinor aufrecht; die weichen Glieder lagen in jenem blauen Sergeanzug eingeschmiegt, der faltig und weit an den schlanken Formen hing. Der kleine Kragen und die wollene Schnur um die Taille fehlte, Alles hing lose und schleppend. Die braunen Haare waren halb aufgenestelt und fielen in welligen Streifen über die rechte Hand, die den müden Kopf stützte. Ihre Augen hielt sie starr nach dem leeren Gegenüber des Tischchens, das vor ihr stand, gerichtet; diese Augen waren öde, trocken und unnatürlich erweitert.

„Still,“ flüsterte der Arzt noch einmal.

Ellinors linke Hand hielt eine Reihe Papierschnitzel regelrecht, wie der geübteste Kartenspieler; Rollen kleiner Steine und zerstückte Grashalme lagen vor ihr, dabei die kleine blitzende Schlange des Ringes und eine welke Blume.

Sie saß geduldig und wartend da.

Endlich nickte sie nach dem leeren Gegenüber und sprach leise und klanglos: „Spiel' Du!"

Sie wartete wieder und schien von dem eingebildeten Gegenüber das Ausspielen einer Karte zu verlangen; sie fühlte mehrmals auf den Tisch und begriff, daß dort noch keine Karte lag, da nickte sie noch einmal nach dem leeren Raum und sagte schmeichelnd: „Alfred spiele!"

Wieder eine Pause.

Frau von Rosenberg wollte hervorstürzen, van L. hielt sie zurück.

„Du könntest wohl spielen, Alfred," fuhr Ellinor bittend fort, „dann giebt man Dir Gold und kleine blitzende Schlangen, und das liebst Du so."

Sie schwieg wieder; ihr blasses Gesicht bog sich weit vor, sie schien auf eine Antwort zu warten.

„Ich sehe Dich so recht nicht, lieber Alfred," fuhr sie traurig fort, „ich kenne Dich nicht, weil Du zweimal anders warest; bist Du noch da?"

Sie starrte immer noch auf den leeren Sitz gegenüber und bog sich angstvoll hin und her; ihre kranke Phantasie mochte das Nebelbild ihres Geliebten doch nicht so ganz festhalten können, es schien sich vor ihren verwirrten Sinnen aufzulösen; sie bog sich plötzlich hastig vor, griff in die leere Luft jenseits des Tisches und rief mit herzzerreißender Wehmuth: „Alfred ist nicht da — er liegt in den kalten Wogen!"

Van L. trat hervor.

„Wen rufen Sie, Ellinor?“ fragte er weich.

Das kranke Mädchen sah auf; neben dem Arzt stand die Frau mit offenen Armen, die vor wenig Wochen alle Liebe, deren das betrogene Herz Ellinors noch fähig gewesen war, besessen hatte; die Frau, die mit der Geduld einer Mutter Tag und Nacht sie überwacht und behütet, sie stand da, noch immer mit sehnendem, liebevollem Herzen, und wollte das gequälte Kind wieder liebevoll an dies Herz nehmen.

Ellinor sah sie mit leeren Augen an, und vor diesem Blick sanken die geöffneten Arme der Baronin wie gelähmt herab.

„Ellinor, mein geliebtes Kind, kennst Du mich nicht?“ rief sie bebend.

Ellinor lauschte dem Klang der Stimme; irgend ein Nerv wurde davon berührt, aber nicht die Seele; wieder lief ein Zucken über die Gesichtsmuskeln, jenes Zucken, das unentschieden ließ, ob es im Lachen oder Schluchzen enden wollte; aber es artete auch jetzt in jenes gelle, häßliche Lachen aus, das Frau von Rosenberg erstarren machte.

Doch sie schlang noch einmal den Arm um die bebenden Glieder des Mädchens. „Willst Du mit mir kommen, meine Ellinor? Wir wollen reisen, wir wollen Berge und schöne Städte sehen, wir wollen die kleine, lustige Eugenie mit uns nehmen, und Musik und Tanz hören; verstehst Du mich?“

Ellinor wandte sich angstvoll in den umschlingenden Armen hin und her, ihr verwirrter, unsteter Blick heftete sich so fremd, so gläsern auf ihre Schützerin, daß diese jammernd rief: „Es ist zu spät!“

„Zu spät,“ sagte auch van L. und trocknete sich eine Thräne aus der Wimper.

Ellinor hatte sich jetzt aus den Armen der Baronin be-

freit; sie schlich auf den Fußspitzen zu dem Doctor hin; sie schien einen Begriff von jenem feuchten Schimmer zu haben, denn sie sagte mit leisem Lachen: „Alfred, warum weinst Du so viel? Weil Du über das Meer gehen mußt? Baue Dir eine Brücke darüber, eine goldene, gewundene Schlange, dann komme ich zu Dir und wir lachen über die gute, alte Muhme, die so viel gelbes Gold hat, daß sie keine Liebe mehr braucht.“

„Entsetzlich!“

„Warum rufst Du so laut?“ fuhr Ellinor leiser fort, „die Gracht murmelt so still und geduldig, sie wartet ein langes, langes Jahr.“

Frau von Rosenbergs umflortes Auge durchirrte die kleine Zelle, es haftete an dem neuen Stellvertreter des ersten Hänflings, der schon in Brüssel gestorben war. „Hat sie dafür Interesse?“ fragte sie.

„Nein, gnädige Frau, auch dieser Versuch blieb umsonst.“

Ellinor hatte sich indessen auf ihr Ruhebett zurückgelegt, die kleinen Füße lagen gekreuzt auf der Kante desselben; diese zuckten unaufhörlich. Sonst war sie ruhig.

„Darf ich bei Dir bleiben, meine liebe Ellinor, ich will bei Dir wachen.“

Ellinor sah sie traurig an. „Wachen?“ sie wiederholte das Wort dreimal. „Wachen? die langen Nächte? das that die schöne Dame, meine Schützerin.“

„Ich bin Deine Schützerin, mein süßes Kind,“ flehte die Baronin, „erkenne mich noch einmal wieder!“

Ellinor lachte sie an, griff spielend in Frau von Rosenbergs dunkeles Gelock und würfelte die glänzenden Haare durch ihre Finger.

„Umsonst!“

„Alles umsonst!“ —

Sie kehrten still in das Zimmer des Doctors zurück; Frau von Rosenberg sagte unter Thränen: „Ewiger Gott, wird dieser arme, ruhelose und gequälte Geist lange in dieser schönen, jugendlichen Hülle wohnen dürfen?“

„Nicht allzu lange, die Hülle ist zart und gebrechlich; wohl wenig Monden nur, und der Geist erwacht im Jenseits, zu neuem Dasein, zu ewiger Klarheit!“

„Und wenn Ihre Ansicht Sie trügt, wenn Ellinor noch Jahre lang die Qual ihres jetzigen Empfindens tragen muß?“

Van L. fuhr mit Wehmuth fort: „Wir müssen hoffen, daß wir uns nicht täuschen; wir müssen beten, daß die Erlösung leicht werden möge. Sie, gnädige Frau, müssen einem andern Schützling die Sorgfalt geben, die die arme Ellinor nicht mehr versteht. Ihnen bleibt noch die kleine Eugenie —“

„Gewiß, aber ich habe Ellinor mehr geliebt, als das lachende, fröhliche Kind, das meiner nicht bedarf. Eugenie ist vortrefflich aufgehoben; ich aber will hier in Harlem ein Landhaus beziehen, will nochmals auf Ellinors Genesung hoffen, und wenn sie eintreten sollte, das alte Werk von Neuem anfangen, hoffend, daß das Schicksal zum zweitenmal milder mit unsern Wünschen verfährt. Und genes't sie nicht, so sollen meine Hände ihr den letzten Liebesdienst erweisen. Ich habe ja ohnehin eine Art Recht an Meerenberg durch Steinfelds Grab.“

Van L. sah sie betroffen an.

Sie fuhr trübe fort: „Erwarten Sie keine allzu bedeutungsvolle Beziehung zwischen meinem Vetter und mir zu vernehmen, obgleich ich jene Valerie bin, der sein letztes Lebewohl galt. Steinfeld glaubte mich einst zu lieben, aber es war auch damals nur eine krankhafte Verirrung seiner Phan-

tasie; ich war längst vermählt, er — ein Knabe. Ich lachte über jene Kinderei, aber Steinfeld vergab es nie, daß man ihn als Kind behandelte — er hat es nicht einmal in der Nacht seines Lebens vergessen.“

Sie hielt inne.

„Ich muß wiederholen, was ich früher schon einmal sagte: Graf Steinfeld zeigte sich niemals unglücklich, ein physisches Leiden —“

„Sie haben Recht, und die Heftigkeit seines physischen Leidens erleichterte die Erlösung der Seele bei ihm mehr, als es bei meiner Ellinor der Fall sein wird.“

---

Eine reizende Villa Harlems ward von der Baronin bezogen; ihr ganzes Sein verwebte sich mit dem des geisteskranken Mädchens; ihr einziges, wahres Interesse im Leben blieb Ellinor. Diese erkannte ihre frühere Beschützerin in der Baronin nicht wieder, aber sie lernte von Neuem ihren guten Engel in ihr lieben, der sie mild bis zu der dunkeln Pforte begleitete, deren Erschließung neuen, strahlenden Tag in Ellinors Seele goß. Nach wenigen Monaten drückte die Baronin ihrem Liebling standhaft die Augen zu; ihr Gebet war erhört, die Erlösung ward leicht und schmerzlos.

Die einsame Baronin endete ihr Wanderleben und blieb in der Nähe von Ellinors und Steinfelds Grab; aber sie ward die Mutter der verwaisten Eugenie, denn sie wollte das Kind vor ihrem eigenen Schicksal, einsam zu stehen, bewahren.

---

tasse; ich wäre längst vermählt, er — ein Knabe. — Ich lachte über jene Kinderei, doch Steinfeld vergaß es nie, daß man ihn als Kind behandelte — er hat es nicht einmal in der Pracht seines Lebens vergessen."

Sie hielt inne.

„Ach, muß wiederholen, was ich früher schon einmal sagte: Graf Steinfeld zeigte sich niemals ungewöhnlich, ein physisches Leiden —"

„Sie haben Recht, und die Heftigkeit seines plötzlichen Todes erleichterte die Erlösung der Seele bei ihm mehr, als es bei manchem Andern der Fall sein würde."

Eine zeigte Villa Morgens waren, von den Flammen bewegen, die ganze Villa erweckte sich und von der gekannten Wohnung zuerst an [illegible] im Leben durch Wilmer. Tiefe erlebte die frühere Empfindung in der Baronin wieder, aber sie wußte das Neuere sehr genau länger in ihr liebes, der sie nicht bis zu der tausend [illegible] [illegible], deren Entscheidung denen, [illegible] Tag in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] wurde leicht und [illegible].

Die [illegible] Baronin [illegible] die Baumeistern und Kinder in der Nähe von Wilmers und Steinfelds Grab; aber sie mußte die Mutter der verwaisten Margarete, denn sie mußte das Glück von ihrem eigenen Schicksale, einsam zu leben, lernen.

# Heloise d'Ansleuri.

# Heloise d'Anfleuri.

Aus den Papieren eines deutschen Kriegers.

---

Motto: Da, wo Weltlust zu uns gesprochen,
Tröstet leicht uns ein eitler Schein;
Doch wenn trauernd ein Herz gebrochen,
Tröstet liebend der Himmel allein.
P. V.

Ein heiterer Sommermorgen des Jahres 1814 verlieh den Thälern des östlichen Lothringen jenen Reiz, der selbst dann Nichts von seiner zauberischen Macht verlieren kann, wenn die Thätigkeit der Menschen einen fast höhnenden Kontrast zu dem schönen, heitern Naturspiel bildet. So war es hier. Die üppigen Kornfelder, die der Morgenwind zu wogenden Wellen aufbauschte, die wie flüssiges Gold im Sonnenschein rauschten, waren nur noch an einigen Stellen geschont, nur noch hin und wieder ward der Segen geehrt, den die Natur wie zur Versöhnung dem trauernden Franzosenvolke verliehen hatte. Die meisten der Felder waren zertreten von den zahlreichen Truppen, die fast ununterbrochen diese Gegend durchzogen, niedergedrückt und vernichtet. Die Wiesen sah man aufgelockert von den Hufen, und die Grashalme waren von den zahlreichen weidenden Pferden so kahl abgemäht, als

ob es die geschickteste Sichel gethan hätte. Auch die kleinen Waldungen erschienen gelichtet und oft planlos zerstört und verstümmelt, während halb verkohlte Baumstämme, als Ueberreste der Bivouacs, über Fahrweg und Wiesen ausgebreitet lagen.

Die Festung M......e, auf einem mäßig hohen, bewaldeten Hügel gelegen, bietet einen sichern, fesselnden Ruhepunkt für das Auge, das bewundernd über die Ebene schaut, die von dem glatten Spiegel eines ansehnlichen Flusses beinahe in zwei gleiche Hälften getheilt ist, und für welche die fernen Hügelreihen einen blühenden Rahmen bilden. Die hohen Thürme der Festung, deren Spindeln in dem lichten Gewölke zu verschwinden scheinen, sahen in ihren Mauern eine Entmuthigung, die um so begreiflicher war, da die hier eingeschlossenen französischen Truppen, nur des Sieges gewohnt, zum erstenmal die Bitterkeiten des Unterdrücktseins empfanden. Der Kommandant der Festung, ein junger, leidenschaftlicher Mann, verwarf die von den Verbündeten verlangte Uebergabe um so nachdrücklicher, da er sowohl, wie sein Kaiser, nie an ein Fügen gewöhnt gewesen war.

Indessen hatten die Alliirten die ganze Gegend mit ihren Truppen überfluthet, bis dicht zu den Mauern M......e's standen die Belagerer und jeden Augenblick konnte der entscheidende Moment eintreten, der das Schicksal M......e's dem der meisten lothringenschen Festungen gleich machte.

Ehe wir indessen jenen Zeitpunkt berühren, führen wir den Leser eine kleine halbe Stunde südlicher, dahin, wo der Fluß eine ansehnliche Bucht bildet, die wie eine kleine blühende Insel aus der klaren Fluth heraustritt und ein schönes Schlößchen mit Weingärten und Blumenparterren birgt. Wie von einer gütigen Fee geschützt, stand die freundliche Besitzung

in dem reichen Schmucke da, den Natur und Kunst um sie ausgebreitet hatte, auch schienen die Verheerungen des Krieges hier nicht eingedrungen zu sein, denn heiter, frisch und unversehrt spiegelten Schloß und Gärten sich in dem Fluß. Das Schlößchen, klein und beinahe zierlich, war im Renaissance-Geschmack erbaut, auch trug seine innere Einrichtung dasselbe Gepräge. Die kunstvoll eingelegten Fußböden und Treppen, die Decken und Wände zeigten jene zierlichen Sculpturen und Zierrathe, die schon zu des vierten Heinrichs Zeiten beliebt und anerkannt waren. Ueber dem Portal prangten vier silberne Halbmonde auf grünem Feld, das Wappen der Familie d'Anfleuri, von denen die Letzten ihres Geschlechts, Mutter und Tochter, jetzt hier, trotz der Kriegsunruhen, wohnten.

Die Marquise Constanze d'Anfleuri finden wir eben bereit, Besuche zu empfangen, und ehe dieselben eintreten, müssen wir selbst uns einen Augenblick bei ihr einführen, um sie dem Leser vorzustellen.

Die Marquise, eine noch schöne Frau, im Anfang der Vierziger, trug in ihren dunkeln Augen einen solch' unverkennbaren Ausdruck von Energie und Kraft, daß es bei ihr nicht wundern konnte, wenn des Kriegs Gefahren und die Furcht vor Plünderung sie nicht hinwegschreckten aus einer Gegend, welche die Wiege von ihres Mannes Ahnen barg, welche einen Stamm erblühen und verwelken sah, dessen letzter männlicher Erbe ihr Gemahl gewesen, bei dessen Tod der Name so gut wie erloschen war. — Die Haltung der Marquise war stolz und imponirend, wenn sie dieser Haltung gerade zu ihren Zwecken bedurfte, und Zwecke verfolgte die Dame immer. Aber sie verstand es auch meisterhaft, die feste Stimme zu biegen, die stolzen Augen zu senken, und die Haltung demüthig, geschmeidig, beinahe kindlich zu gestalten.

Ihre einzige Tochter war in Wahrheit das, was ihre Mutter aus Koketterie und Ueberlegung zuweilen zu sein vorgab. Die sechzehnjährige Heloise hatte in die Einsamkeit des väterlichen Schlosses jene Schüchternheit mitgebracht, die ihr im Kloster anerzogen, wenn nicht von der Natur als Mitgabe verliehen worden war. Sie war nicht schön, wenn man streng die Regeln und Forderungen beachten will, die der Künstler und Schönheitsrichter verlangt, dem nur ein klassisch geformtes Antlitz genügen kann. Aber sie war schön, wenn man den Ausdruck von Herzensgüte und Weiblichkeit gelten ließ, der um die frischen Lippen und in den hellen Augen lag, die wie die muntern Augen der Gazelle, halb schüchtern, halb freudig, umherblickten.

Heloise sehnte sich weit hinweg aus diesem kriegerischen Treiben, aus diesen ewig nahen Gefahren und Aufregungen, die zu ihrem unbeschreiblichen Staunen für ihre Mutter einen fesselnden Reiz enthielten. Diese begrüßte die feindlichen Offiziere mit derselben Höflichkeit, die sie den eigenen Landsleuten widmete; sie ließ zu Ehren der Fremden eben so ihren glänzenden Witz, ihren scharfen Verstand spielen, wie sie dies früher am Pariser Hofe gethan hatte. Sie begehrte auch von dem unbedeutendsten Deutschen nicht gerade eine Huldigung, aber doch irgend eine, wenn auch nur stille, Anerkennung ihrer Vorzüge. Ihre Gewalt über die Männerwelt war früher eine sehr umfassende gewesen, indessen fand die Dame, daß die Eroberung eines deutschen Herzens oft einen größern Aufwand von Kräften bedürfe, als sie anwenden wollte, denn bei all' ihrem Bestreben vergaß sie nie, daß die Deutschen die Feinde ihrer Nation seien, und es war ihr Stolz, eine Französin zu sein.

Indessen war sie zu sehr an Huldigungen gewöhnt, um

sie entbehren zu wollen, auch verhieß der lauernde Ausdruck, der oft ihren schönen Augen eigen war, der sich rasch hineinstahl und eben so rasch wieder zu verschwinden verstand, daß es nicht Gefallsucht allein war, die sie die Unterhaltung der Deutschen geflissentlich aufsuchen ließ.

An jenem Sommermorgen meldete um die Mittagsstunde der Kammerdiener neue Einquartirung an, und zwar, wie er scharf betonte, den General, der allem Vermuthen nach den Sturm auf die Festung M......e zu befehligen habe. Die Marquise horchte hoch auf bei der anscheinend sehr willkommenen Nachricht, und in lebhaftem Ton fragte sie den Kammerdiener: „Ist der Name des fremden Generals allein auf dem Quartierbillet verzeichnet, Germain, oder werden ihn andere Offiziere begleiten?“

„Ein Adjutant und zwei Ordonnanz-Offiziere, Frau Marquise.“

„Ihre Namen?“

„General Ladenberg, Frau Marquise; der Adjutant ist ein Lieutenant von Kettler, die Ordonnanz-Offiziere heißen Born und von Stahlen.“

„Gut denn, Germain, es versteht sich, daß keine Vernachlässigung die deutschen Herren empfinden läßt, daß sie in Feindes Land sind. Der Franzose kennt nie einen Unterschied der Nationen, wenn man bei ihm das Gastrecht in Anspruch genommen hat.“

Germain verbeugte sich schweigend und ging, um Alles zum Empfang der Gäste vorzubereiten.

Die Marquise wendete sich zu ihrer Tochter, die am Stickrahmen saß und mit farbiger Seide einen Büschel farbiger Veilchen copirte, die in einem Glas vor ihr standen. Ein prüfender Blick der Mutter ruhte auf ihrem Kinde, das un-

bewußt und lächelnd die Musterung aushielt, die, wie es schien, nicht zur völligen Zufriedenheit der Marquise ausfiel. In ihren Mienen lag nichts von dem leicht befriedigten, freudigen Ausdruck, der so oft auf dem Antlitz einer Mutter vorherrschend ist, die ihr einziges Kind betrachtet. Die Dame schüttelte leise und wie beklagend den Kopf, dann sagte sie plötzlich: „Heloise, ich wünsche, daß Du den Fremden gefallen möchtest!“

„Ich, Mama?“ fragte das Mädchen, erstaunt auf diesen Wunsch hörend, der in einer Mutter Herzen nicht gerade selten ist, der aber, von ihren Lippen ausgesprochen, leicht verletzend klingt.

„Allerdings, mein Kind,“ fuhr die Dame ruhig fort, „ich wünsche, daß Du die Kindereien, die Dir eigen sind, ablegst oder zu verbergen strebst; ich wünsche, daß Deine Haltung graciös, Deine Unterhaltung fesselnd —“

„Ach, Mama, das sind vergebene Wünsche!“ lachte das Fräulein; „was Du Kindereien nennst, ist mir angeboren, meine Haltung wird nicht graciös werden, weil ich so leicht verlegen bin, und die Gabe der Unterhaltung —“

„Ist Dir von der Natur sehr mäßig verliehen,“ entgegnete die Mutter kühl; „nun wohl, wo einmal Geist fehlt, kann man ihn freilich nicht erzwingen, dann bleibt aber unsere Aufgabe, so viel wie möglich den Mangel desselben zu verbergen, da man ihn nicht ersetzen kann; ich wünsche, daß Du Dir diese Aufgabe stellst, mein Kind!“

Heloise erröthete heiß; sie blickte so schüchtern zu der stolzen Mutter auf, daß diese einlenkend sagte: „Du bist hübsch genug, um in Deinem Aeußern einige Verbündete zu besitzen, die Dir den Sieg erleichtern, der Deinem Verstande schwerer werden würde, wenn er allein zu handeln hätte.“

„Aber, liebe Mama, es ist wohl einerlei, ob ich den Herren gefalle oder nicht, sie sind ja doch unsere Feinde!“

„Eben darum: die Klugheit gebietet oft, da, wo man den Freund übersehen würde, den Feind wohl zu beachten; indessen halte es damit, wie Du willst und verstehst, Du kennst meine Wünsche, die dahin gehen, daß die Deutschen Deine Unterhaltung so sehr lieben sollen, daß sie ihre eigenen Worte nicht so genau abwägen, wie Ueberlegung und Klugheit gebieten. Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, lockt oft eine Antwort hervor, die sich ganz unbefangen giebt, und dennoch einen Verrath ausübt, den der Antwortende nicht ahnen darf. Verstehst Du mich, Heloise?“

„Gewiß, Mama, aber ich weiß nicht, in wie fern dies hier anzuwenden wäre.“

„So denke über meine Worte nach und überlege genau, daß die Deutschen unsere Feinde sind, und daß unsere Pflicht uns gebietet, die Schwächen des Feindes auszuforschen, um mit allen Kräften unseres Geistes den Freunden dienen zu können. Ich denke, daß ich deutlich redete.“

Heloise, mit ihrem arglosen Gemüth, fand dies eben nicht; indessen war durch die Worte ihrer Mutter doch ein ganzes Heer neuer Gedanken in ihrem Köpfchen erwacht, das durchaus nicht so kärglich ausgestattet war, wie die Marquise meinte, wenn gleich es der Schlauheit entbehrte, den Gedanken die Richtung zu geben, welche die Mutter verlangte.

Bald nach dieser Unterredung lockte Säbelklirren und Rossestampfen die Frauen an die hohen Spiegelfenster, von wo aus sie, hinter seidenen Gardinen völlig verborgen, den Hof übersehen konnten, in dessen weitgeöffnete Thore so eben die angemeldeten Deutschen hereinsprengten.

In Heloisens Augen lag jetzt nichts, als ein Ausdruck unverkennbarer Neugierde.

Nicht so in denen ihrer Mutter. Wie ein Feldherr, dessen forschender Blick die Stellung des Feindes durchdringen will, der seinem Gegner den Athem erlauschen möchte, sah ihr kühnes Auge hinab. Verächtlich zuckte die Oberlippe, als ihr Blick den General streifte, stolz warf sie den Kopf zurück, aber voller Interesse bog sie sich wieder vor und beobachtete den jungen Offizier, der ihm als Adjutant zur Linken ritt. Die beiden Ordonnanz-Offiziere fesselten ihre Aufmerksamkeit nur flüchtig.

Nach einigen Minuten traten die Herren ein, um sich den Damen des Hauses vorzustellen, und jene gewöhnlichen Höflichkeitsformen auszutauschen, die eben so verbraucht, wie geläufig sind.

General Ladenberg, ein corpulenter Sechziger, der von der Pike auf gedient hatte, und der selbst in den schimmernden Palästen des westphälischen Hofes das kleine Dachkämmerchen nicht vergessen, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, empfand noch immer ein unbehagliches Gefühl, wenn er sich hohen, und besonders, wenn er sich stolzen Persönlichkeiten zum ersten Male gegenüber befand. In der Schlacht wußte er seinen Säbel herrlich zu führen, wenn er sich aber einer Dame gegenüber verneigte, so rollte der Schleppsäbel ihm sicherlich während der Verbeugung zwischen die Füße, und ein Klirren des Degens und ein Erröthen des Generals folgte so gewiß darnach, wie das B auf das A im Alphabet folgt.

So auch hier. Die Marquise imponirte dem General nicht wenig, obgleich ihre Verbeugung, ihr Gruß weder etwas Herablassendes, noch Stolzes hatte; sie hatte mit einem einzigen scharfen Blick aus dem Antlitz des Generals herausge-

lesen, daß bei ihm auf das Gemüth eingewirkt werden mußte, und so war ihr Lächeln nur huldvoll, beinahe zutraulich, als sie seine Verbeugung entgegennahm. Doch konnte sie hier nicht gegen Alle mit denselben Waffen kämpfen; besonders war es ihr noch nicht gelungen, aus den Mienen des jungen von Kettler herauszustudiren, welche Rolle ihm gegenüber die passendste sei. Jedenfalls war er die bedeutendste Persönlichkeit unter den vier Ankömmlingen, von denen Lieutenant Born so unbeschreiblich einfach und gewöhnlich aussah, daß es von der Marquise eine wahre Resignation erfordert haben würde, viel mit diesem „petit bourgeois,“ wie ihre Gedanken ihn nannten, umgehen zu müssen.

Nachdem der Säbel des Generals wieder in Ordnung gebracht und die verrätherische Röthe verschwunden war, begann er seine Introductionsrede:

„Erlauben Sie, Frau Marquise, Ihnen unsere Bewunderung zu Füßen zu legen, die wir Ihrem Muthe, so nahe dem Kriegsschauplatze auszuharren, zollen müssen, den wir um so mehr ehren, da uns das Glück zu Theil wurde, Sie und Ihre Fräulein Tochter persönlich versichern zu können, wie sehr es unser Wunsch ist, zu beweisen, daß wir wohl gegen Frankreich Krieg führen, aber seine liebenswürdigen Bewohnerinnen gern vor jeder Unbill schützen möchten.“

„Ich zweifle nicht daran, mein Herr, und ich bitte, nicht zu meinen Gunsten eine Handlungsweise für Muth auszulegen, die vielleicht nur Laune oder Unkenntniß der Gefahr war. Auch ich werde mich stets daran erinnern, daß, obgleich Französin, ich dennoch nie anstehen würde, im Falle der Noth den Schutz eines braven Deutschen anzunehmen, wenn mir derselbe mit so viel Zartheit angeboten ist, wie dies so eben geschah!“

Der General war völlig erbaut; er that sich überhaupt nicht wenig darauf zu gut, daß er, so sehr er auch die Franzosen haßte, doch von Frankreichs feinen Sitten hin und wieder etwas abgelauscht hatte. Mit befriedigten Blicken suchte er Kettlers Augen, der nicht allein sein Adjutant, sondern auch der beinahe verhätschelte Liebling des alten, kinderlosen Generals war, welcher viel auf Kettlers Verstand und Scharfsinn hielt, und oft dadurch, daß er den Rath des jungen Mannes befolgte, die Lücken ausfüllte, die seine früher sehr vernachlässigte Erziehung in seiner eigenen Anschauungsweise eintreten ließ.

Dem General ward es immer behaglicher zu Muth, er fuhr fort: „Ich sehe es meinen drei jungen Rittern an, daß sie vor Begierde brennen, vorgestellt zu werden,“ und im Ton der Präsentation fügte er hinzu: „Lieutenant Hermann von Kettler, ein junger Mann, den ich mir als Sohn wünschte, wenn es nicht gegen militärische Principien verstieße, Sohn und Vater bei einem Regimente zu placiren, und den ich doch durchaus nicht Willens bin, jemals aus meinem Regimente zu entlassen; Lieutenant von Stahlen, der sich mit dem Offizierspatent zugleich den Verlobungsring von einer hübschen Braut an den Finger stecken ließ, und dessen Sehnsucht nach der Geliebten in stetem Kampf mit der Sehnsucht nach Ruhm und Ehre liegt; Lieutenant Born, der nicht den Fuß auf Frankreichs Boden setzte, ohne dem so oft gerühmten Land einen Gruß in klingenden Alexandrinern zu Füßen zu legen.“

Diese Vorstellung verbreitete schnell bei den Anwesenden eine Heiterkeit und Ungezwungenheit, die von Heloisens Wange völlig die verlegene Röthe nahm, als jetzt die Marquise, sie vorstellend, einfach sagte: „Meine Tochter, Heloise d'Anfleuri-Seran!“ — Das Fräulein, weil es, wie schon erwähnt, die

Befangenheit verloren hatte, verneigte sich graciös und allen Regeln des Anstandes gemäß.

Germain meldete, daß servirt sei.

Der General führte die Marquise und trat mit steifen Schritten in den kleinen Speisesaal, der mit dunkeln Holztafeln belegt war, und Wände, Gardinen und Möbel von rehbraunem Seidendamast zeigte. Die Jalousien waren tief herabgelassen und nur zuweilen wehte ein einzelnes lichtgrünes Rebenblatt durch die Spalten der Fenstergitter herein; es war kühl und wohnlich in dem Saal, doch waren die Dekorationen des Tisches einfach, aber das erhöhte das Behagen der Fremden um Vieles, sie glaubten sich in einem lang gekannten Familienkreise aufgenommen, und gegen ein solches Gefühl ist ein Deutscher nie unempfänglich.

Heloise saß an Kettlers Seite, der ohne Zweifel die wenigste Befangenheit besaß, da er klug und überlegen genug war, um einer Feindin seines Volkes, zumal wenn ihr Erscheinen so bedeutend war, wie das der Marquise, nicht so unbedingt zu trauen, wie das sein oft kindlich argloser Vorgesetzter that.

Die Marquise, um jeden Zwang zu entfernen, ließ nur von Germain die Tafel bedienen, in dessen Gegenwart sie ihrer eigenen Unterhaltung nie Zwang anthat, da sie Proben seiner lang bewährten Treue hatte. Sie wandte sich jetzt an von Kettler.

„Wagt die Schilderung nicht zu viel, mein Herr, wenn sie Deutschland ein schönes, gesegnetes Land nennt.“

„Durchaus nicht, gnädige Frau,“ war die knappe Antwort des Adjutanten, welche die Marquise reizte, so daß sie nicht ohne versteckten Aerger fortfuhr:

„Schade, daß das Land so zerstückelt ist und fast jede

Provinz einen andern Herrscher hat, der nach eigenem Wunsch regieren möchte, das wird der Einigkeit des Ganzen schaden?"

"Wohl kaum, Frau Marquise; es zweifelt wohl Niemand daran, daß gerade jetzt alle deutsche Herzen, die der Fürsten und des Volkes, nur für einen einzigen Wunsch schlagen, nur eine einzige Sehnsucht empfinden."

Die Marquise erröthete. "Und welchem dieser kleinen Fürstenthümer gehören Sie an, mein Herr?" fragte sie weiter.

"Ich bin, wie mein General und meine beiden Kameraden, Kurhesse."

"Kurhesse?" fragte die Marquise gedehnt, so, als ob sie sich besinnen müsse, wo denn eigentlich das Ländchen liege, dann aber besann sie sich rasch, daß sie so nicht zum Zwecke gelange, sie tauschte ihr beleidigendes Schweigen rasch mit einem verbindlichen Lächeln und sagte: "Ah Kurhessen! Da ist ja wohl das Herz des westphälischen Königreichs?"

"Es war es, gnädige Frau," entgegnete der General, während Kettler leise murmelte: "Wohl war es das Herz, dem man das Herzblut aussog!"

"Man rühmte viel von dem Glanz des westphälischen Hofes?" begann die Dame noch einmal.

"Ja, man sagt, er sei eine ziemlich treue Copie des Hofes von Versailles gewesen, indessen verstehen wir Deutsche uns nicht auf dies Urtheil, noch auf diesen Vergleich," entgegnete wiederum der Adjutant.

"Ich denke, Sie, mein Herr, dürften sich wohl ein vergleichendes Urtheil erlauben?" fuhr sie höflich fort.

"Ich bedauere, nicht Ihrer Ansicht sein zu können; ich darf mir da durchaus kein Urtheil erlauben, wo ich mich von Vorurtheilen befangen fühle."

Es trat eine Pause ein.

Heloise glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo sie, den Befehlen ihrer Mutter gemäß, durch ihre Unterhaltung nicht gerade fesseln, denn diese Möglichkeit fiel ihr nicht ein, aber wo sie wenigstens eine Lücke dadurch ausfüllen konnte.

Und mit ihrer gewohnten freundlichen Kindlichkeit sagte sie jetzt: „Ah, Sie sind Kurhessen! Sie glauben wohl kaum, meine Herren, wie sehr ich mich immer für die Kurhessen interessirte!“

Die Offiziere lächelten einstimmig, doch gehörte dies Lächeln sehr verschiedenen Ansichten an, die sich ihnen über das naive Fräulein aufdrängten. Das Antlitz der Marquise überflog ein rasches Erröthen.

„Gewiß,“ fuhr Heloise arglos fort, „ich habe immer mit vielen Freuden von den Kurhessen gehört und gelesen; nicht wahr,“ wandte sie sich an Kettler, „es sind doch dieselben, die man schlechtweg die blinden Hessen nennt?“

„Allerdings, mein Fräulein, man nannte sie so im nordamerikanischen Freiheitskriege,“ entgegnete der junge Mann mit einem Tone, der nicht mehr von der Gemessenheit zeigte, die er der Marquise gegenüber angewendet hatte.

„Nun ja, und eben darum gefallen mir die Hessen so sehr!“ fuhr Heloise zum wahren Schrecken ihrer Mutter fort.

„Dieses Prädikat „blind“ hat aber doch eben nichts Empfehlendes, mein Fräulein,“ entgegnete Kettler lächelnd.

„Gewiß nicht, wenn man nicht die Bedeutung kennt,“ entgegnete Heloise fein, „ich aber weiß, daß sie den Beinamen „blind“ nur der Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit zu verdanken haben, mit der sie in Amerika kämpften und die höchste Gefahr kaum zu gewahren schienen. Ach und es ist doch gewiß schön und begreiflich, daß man den Namen eines Volkes, dessen Tapferkeit gerühmt wurde, gern und mit In-

teresse wieder hört, und daß man Diejenigen froh begrüßt, deren Vorfahren mit Ruhm einst genannt wurden."

Der General schnappte vergnügt mit den Fingern, Born strich in stolzem Bewußtsein, daß auch er zu dem Volke gehörte, das eben in fernen Landen von solch' hübschen Lippen gerühmt worden war, den röthlichen Schnurrbart und kniff die Augen behaglich zusammen; von Stahlen fand plötzlich bei der kleinen Französin einige unverkennbare Aehnlichkeit in der Redeweise mit der seiner schwärmerisch geliebten Braut, was natürlich für Heloise nur ein günstiges Urtheil abgeben konnte, und Kettlers Mienen zeigten einen Ausdruck, wie man ihn oft bei einem hochgebildeten, überlegenen Mann findet, wenn er voll von Interesse einem Plaudern lauscht, das zwischen Kindlichkeit, Herzensgüte und ungereiftem Verstande die Mitte hält, und das sehr oft in dem Zuhörer den Wunsch erregt, den Verstand ausbilden zu dürfen, ohne die Kindlichkeit und Herzensgüte zu beeinträchtigen.

Auch die Marquise war durch die Wendung des Gesprächs befriedigt; Heloise war ganz ohne ihr Wissen in das Fahrwasser glücklich hineingesteuert, in dem ihre Mutter sich für ihre Pläne ein günstiges Terrain versprach. Die Tochter hatte nicht durch Geist, aber durch ein richtiges Gefühl und inniges Empfinden das Interesse Derer erweckt, deren Gunst die Mutter zu benutzen gedachte.

Die Unterhaltung gewann jetzt an Leben und Interesse. Die Marquise fand es für gut, den Faden wieder aufzunehmen, auch tauschte sie jetzt mit größtem Glück den Ton gemessener Höflichkeit mit dem zutraulicher, achtungsvoller Freundlichkeit. Kein Wort, keine Bemerkung stellte noch einmal die Anwesenden so schroff einander gegenüber, wie es im Anfang

durch die scharfen Fragen der Dame und durch die ungalanten Antworten Kettlers geschehen war.

---

Die Blockade der Festung M......e war noch nicht aufgehoben, indessen unterblieb auch noch immer der Hauptangriff der Deutschen auf die Festung, die für das Innere von Frankreich eine schützende Wehr bildete. Vielleicht war es ein Gebot der Menschlichkeit, das die deutschen Heerführer bewog, da, wo schon so viel Blut geflossen war, nicht noch durch einen rasch herbeigeführten Sieg neue unzählige Opfer fallen zu sehen, indem es ja doch keinem Zweifel unterlag, daß die Siegesfackel Frankreichs erloschen war, und daß die Festungen sich bald ergeben mußten.

Die Blockade wurde mit Strenge, aber nicht mit Grausamkeit von dem deutschen Kommandirenden ausgeführt. Die Festung war eng cernirt und jede Zufuhr von Lebensmitteln bei Todesstrafe untersagt. Die fast täglich erfolgenden Ausfälle der eingeschlossenen Franzosen wurden indessen nur zurückgeschlagen und die cernirten Truppen nicht weiter verfolgt, wenn die Mauern sie wieder bargen. General Hippolyt S...., der die Franzosen befehligte, ahnete nicht mit Unrecht hinter dieser Passivität der Deutschen einen Rückhalt, der ihm nur Verderben bringen konnte. Indessen war er von jeder Nachricht abgeschlossen, und die Kunde, daß der Kaiser sich bis zur Loire zurückgezogen habe, war die letzte, die er erhielt, ehe die deutschen Truppen das östliche Lothringen überfluthet und ihm jede Möglichkeit einer weitern Nachricht abgeschnitten hatten.

Der noch jugendliche General war in wenigen Wochen um Jahrzehende gealtert; trauernd sah man ihn oft auf dem

höchsten Thurme der Festung stehen, und sein dunkeles Auge schweifte wie hülfeflehend über die weiten, schönen Ebenen hin, wo jedes Geschöpf sich in Freiheit bewegte, wo nur er mit den Seinigen vergessen schien. Wenn sein Auge oft so gedankenvoll umherschweifte, so haftete es am liebsten auf dem schönen Schlößchen der Marquise d'Anfleuri, und so genau prüften und studirten seine Blicke jene Gegend durch das Fernrohr, daß er im Stande war, deutlich die kleinsten Umgebungen zu unterscheiden. Oft wendete er sich mit einem matten Schimmer von Hoffnung zur Heimkehr in das Städtchen der Festung, zuweilen sogar lag Siegesfreudigkeit in seinen Augen, meistens aber ging er trauernd und niedergeschlagen von der Warte zurück; die Offenbarungen, die ihm, Gott weiß, durch welches Wunder, von dort herüber kamen, waren nur ihm verständlich, nur für ihn sichtbar.

Die Marquise d'Anfleuri war eine von jenen Damen, deren Geist stets eine aufregende Beschäftigung haben mußte. In ihrer ersten Jugend waren es nur Liebesintriguen, die ihren Scharfsinn, ihre Thätigkeit in Bewegung setzten, aber bald ermüdeten diese sie insoweit, daß sie dieselben zwar nicht ganz aufgab, aber sie dennoch nicht mehr zur Hauptthätigkeit für ihren Geist machte. Die Politik zog sie mehr an, und am Pariser Hofe, in der unmittelbaren Nähe Josephinens, hatte sie Gelegenheit genug, ein Fädchen der Intrigue an das andere zu knüpfen, sie nach Willkür und Laune zu verwirren, und sie endlich mit einer Geschicklichkeit wieder aufzulösen, die ihrem Scharfsinn oft viel und ihrem Herzen sehr wenig Ehre machte. Sie war eine Anhängerin Napoleons aus Eitelkeit und nicht aus Patriotismus, ihr Auge folgte entzückt dem Aufschwung seines Genius, und eine unendliche Erbitterung ergriff sie, als sie die Schwingen gelähmt sah, nachdem sein

Ruhm schon bis zu schwindelnder Höhe gereicht hatte. Es war um so natürlicher, daß sie in den vom Krieg überzogenen Gegenden ausharrte, als sie viel persönlichen Muth und Unerschrockenheit besaß; eben so natürlich war es auch, daß sie da nicht ruhige Zuschauerin bleiben konnte, wo immer noch Etwas zu erringen war, wenn gleich mit Gefahr ihrer persönlichen Sicherheit. Ohne Jemanden in ihr Vertrauen einzuweihen und dadurch sich und Andere in Gefahr zu bringen, verstand sie es meisterhaft, für ihr Volk zu spioniren, verstand sie es eben sowohl, die gesammelten Entdeckungen nach der Festung hinüber zu telegraphiren; durch welche Mittel ward nie recht bekannt. Die Nachrichten, die Hippolyt S.... durch sie erhielt, waren freilich nicht so bedeutend für ihn, daß sie seiner so sehr beschränkten Thätigkeit ein ausgedehnteres Feld hätten verschaffen können, indessen belebten neue Hoffnungen das Herz der Dame, als sie den deutschen kommandirenden General jetzt in ihrer Nähe, unter ihren lauernden, beobachtenden Augen hatte.

Ladenberg, von Natur arglos und unbefangen, konnte sich eine Frau nie in einer andern Sphäre vorstellen, als in der von der Natur ihr angewiesenen, er war nie verheirathet gewesen, hatte nie die Vielseitigkeit eines weiblichen Charakters studirt, und verstand es durchaus nicht, ein weibliches Gemüth zu behandeln. Dabei bewies er indessen den Frauen eine recht ritterliche, achtungsvolle Ergebenheit, und besaß die kleine Schwäche, sich einzubilden, daß ihn das weibliche Geschlecht sehr hoch schätzte. Sein Adjutant war seine rechte Hand, sein Vertrauter, und oft — doch dies gestand sich Keiner von Beiden ein — sein Rathgeber. Hermann von Kettler, einer neuern hessischen Adelsfamilie angehörend, war schon früh dem Militärstande bestimmt worden, dem er sich mit einem Eifer,

einer Freudigkeit widmete, die nur auf der Hoffnung basirte, dereinst in den Reihen der Kämpfer zu stehen, wenn es gelten würde, das verhaßte Joch des Corsen abzuschütteln. Dieses Einst schwebte allen ächten Deutschen wie ein Hoffnungsschimmer vor, der zwar oft verhüllt und trüb, aber nie gänzlich erstickt wurde und der der öden Nacht ihrer Knechtschaft einen versöhnenden Schimmer verlieh. Der junge Kettler erhielt in der von Napoleon selbst gegründeten Artillerieschule zu Cassel seine militärische Bildung. So im Mittelpunkt des westphälischen Reiches lebend, von der morgenländischen Pracht umgeben, die an Jérôme Bonaparte's Hofe herrschte, die ein jugendliches Herz hätte leicht blenden können, wäre es kein Wunder gewesen, wenn auch das Gemüth des jungen Mannes sich duldender dem fremden Usurpator zugewendet hätte. Doch dem war nicht so; Kettler war im Franzosenhasse aufgewachsen; seine nähern Familienverhältnisse trugen nur dazu bei, jenen zu befestigen. Er hatte eine einzige, um mehrere Jahre ältere Schwester gehabt, deren blendende Schönheit den König Jérôme veranlaßte, das junge Fräulein in den glänzenden Hofstaat der Königin aufzunehmen. Agnes von Kettler ward aus der Einsamkeit ihres kleinen Gütchens hervorgezogen in die blendende Helle des Hoflebens; sie brachte eine unbegrenzte Sehnsucht nach der stillen Heimath mit an den Hof, und die beängstigende, schwüle Atmosphäre der Schmeichelei und Huldigung, in der sich das schüchterne Landmädchen nicht zu bewegen wußte, steigerte diese Sehnsucht bis zur Unnatürlichkeit. Dazu kam, daß sie mit einem einfachen Landedelmann verlobt war, den sie innig liebte, und der diese Gefühle zwar erwiederte, der aber mit rücksichtsloser Härte den Zwang tadelte, den sie und ihr Vater ihrem freien Willen hatten anthun lassen. Vergebens blieben die Bemühungen des älteren Kettler, seine

Tochter wieder vom Hofe zu entfernen, an den der despotische Wille Jérôme's — der nur in dieser einzigen Richtung hin despotisch war — sie gebannt hielt. Die qualvollen Mißverständnisse und aufregenden Verständigungen der jungen Agnes mit ihrem Verlobten mehrten sich in eben dem Grade, wie ihre Angst im Geräusch des Hoflebens und ihre Sehnsucht nach Befreiung aus demselben zunahmen. Ihre gereizten Empfindungen vermochten sie dazu, ihre Klagen nicht mehr bis zu den Ihrigen gelangen zu lassen, sie duldete jetzt schweigend diesen Zwang, wie ein schweres Schicksal, und sie wünschte die Befreiung davon herbei mit verzehrender Sehnsucht, aber sie kam ihr nur durch den Tod. Einsam, von den Ihrigen getrennt, auf dem üppigen Fürstensitz Napoleonshöhe, wo sie einer Reihe rauschender Lustbarkeiten beizuwohnen gezwungen war, brach ihre Lebenskraft. Nur ihr Bruder, zu jener Zeit in der Artillerieschule zu Cassel, war in diesen letzten Stunden um sie, und die Sehnsucht nach Befreiung aus den beengenden Fesseln, die bis zum letzten Augenblick ihres Lebens ausreichte, steigerte auch des Bruders Sehnen nach Befreiung aus französischem Joche zu einer Heftigkeit, die seinem sonst so überlegten und ruhigen Charakter fremd zu sein schien.

Jahre waren seit jener Zeit vergangen, Kettlers Gefühle hatten sich nicht geändert, und jetzt endlich war der Augenblick gekommen, der die Realisirung all' dieser Hoffnungen zu bringen schien. Mit welchen Gefühlen der junge Mann in Frankreich einzog, bedarf wohl keiner Beschreibung, auch scheint es begreiflich, daß sein Argwohn leichter erweckt wurde, wie der des Generals; seine Wachsamkeit war also stets rege.

Auch Kettler besaß in hohem Grad jenes unbestrittene Talent des Deutschen, sich leicht da heimisch und wohl zu fühlen, wo das Schicksal ihn hingestellt hat, wo er thätig sein

kann, mit einem Worte, wo er, wenn auch für noch so flüchtige Zeit, eine neue Heimath gefunden hat.

Das Leben in Anfleuri-Hall trug jetzt unverkennbar ein Gepräge von Behaglichkeit und Anmuth. Die Marquise war fortwährend die liebenswürdigste Wirthin, und ihre Tochter erhielt keine weiteren Befehle über ihr Verhalten. Die Verhältnisse hatten sich so gestaltet, wie die Marquise gewünscht, indessen waren die Resultate, welche die freundschaftlichen Beziehungen zu den Fremden lieferten, dennoch nicht ihren Wünschen entsprechend. Die Nachrichten, die sie hin und wieder erlauschte, die sie mit der ganzen Geschicklichkeit ihres raffinirten Geistes zu vereinigen verstand, waren so unbedeutend, daß sie sich der Mühe nicht lohnten, Leben und Existenz dabei auf das Spiel zu setzen. Und dennoch war kein Zweifel, daß wichtige Dinge im Lager vorgingen, zahlreiche Ordonnanzen sprengten nach Anfleuri-Hall und zurück, Kettler und der General waren oft halbe Tage lang abwesend, obgleich Beide sich selbst eingestehen mußten, daß eben nur der Ruf der Pflicht und Ehre im Stande war, sie für die Abwesenheit von Anfleuri-Hall zu entschädigen; von Stahlen und Born waren beinahe immer auf der Landstraße zu sehen, doch da sie meist nur Befehle und Anzeigen in verschlossenen Taschen zu überbringen hatten, so galten sie der Marquise mehr nur wie Maschinen, die für sie keinen Werth hatten. Ihre ganze Aufmerksamkeit war jetzt nur dem General und seinem Adjutanten zugewendet, die indessen Beide, obgleich sie so eigentlich keinen Argwohn mehr hegten, dennoch die Klugheit keinen Augenblick außer Acht ließen.

Die Marquise verwünschte die zähen Naturen der Deutschen, die sich harmlos Stunden und Tage lang den Flackerfunken ihres Geistes gegenüber befanden, der wie eine scharfe

Sonde jeden, auch den geringsten Gegenstand der Unterhaltung zerlegte und dennoch nichts erreichte. Es war kein Zweifel darüber, daß der General ihr eine beinahe bewundernde Verehrung bewies, noch weniger konnte man in Abrede stellen, daß Kettlers Stolz und Kälte in der warmen Atmosphäre, die Heloisens lieblich anmuthiges Wesen um ihre Umgebung verbreitete, völlig geschwunden war. Oft begriff die Marquise selbst nicht, wie ihr einfaches Kind so anziehend für einen solch' ernsten, vielverlangenden Mann hatte werden können, wie der junge Deutsche doch ohne Widerrede war. Aber gerade Heloisens Bescheidenheit, ihr sanfter, anspruchloser Charakter, ihr mildes Urtheil, selbst das Aengstliche, leicht Befangene, was nur zu oft in den Anwesenden den Wunsch erweckte, ihr einen Schutz gewähren zu dürfen, den ihr die Mutter in solchen Augenblicken nie angedeihen ließ, alles Dies erinnerte den Bruder so lebhaft an die heimgegangene Schwester, daß es kein Wunder war, wenn Kettler sich mit Interesse zu Heloisen hinwendete, die ihm dann am allerwenigsten als Französin erschien.

So wußte auch die Marquise, daß ihre Tochter eine Herrschaft über den jungen Mann ausübte, welche diese selbst nicht ahnete, und die zu mißbrauchen, alle noch so künstlich angelegten Rathschläge ihrer Mutter vergebens waren. Heloise verstand ihre Mutter in Wahrheit nicht, und diese verleugnete ihre Würde wenigstens nicht so weit, um ihrem arglosen Kinde mit bestimmten Worten zuzureden, sich in das Vertrauen Kettlers einzuschmeicheln, das sie, die Mutter, so arglistig zu verrathen gedachte. Die Marquise harrte jetzt nur noch auf die Gunst des Zufalls, und so hielt sie die Fäden ihrer Intriguen jetzt eben müßig in der Hand und hoffte nur auf eine Gelegenheit, um den Knoten wieder fester anknüpfen zu können.

Auch der General war zu sehr Soldat, um als Verehrer auf Kosten seines Standes sich Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen zu lassen.

Die Marquise hatte Alles so geschickt eingeleitet und so genau berechnet, nur an ein einziges, in ihren Augen sehr unbedeutendes Ding hatte sie nicht gedacht, und das war — das Herz ihres Kindes. Sie hatte oft mit Bitterkeit empfunden, daß ihrer Tochter wenig von den schimmernden Gaben verliehen war, die ihre eigene Erscheinung stets zu einer bedeutenden gemacht hatten, aber sie hatte auch nie überlegt, daß Heloise dafür eine Mitgabe von der Natur empfangen hatte, die der Mutter versagt worden war, und dies war wiederum das Herz, ein warmes, liebendes, treues Herz.

---

Es war ein heiterer Nachmittag. Heloise trippelte ungeduldig durch die schattigen Rebenberceaus hin, die den schönen Garten begrenzten. Sie hatte etwas sehr Wichtiges vor und ihre Augen blickten halb munter, halb ängstlich umher und flogen ununterbrochen der Richtung der Chaussee zu. In ihrer Hand hielt sie das jetzt vollendete gestickte Veilchenbouquet auf weißem Taffetgrund, das in kleine Leisten von vergoldetem Leder eingerahmt war und ein zierliches Taschenbuch bildete. Ein Bleistift mit silbernem Griff hing an violettem Atlasband an dem Portefeuille, dem jetzt der vornehmste Theil ihrer Gedanken galt. Kettler hatte die Stickerei so oft bewundert und ihr, während ihre geschickten Hände leise über den Rahmen glitten, so gern zugesehen und so viel von der Heimath und seiner Schwester Agnes dabei erzählt, daß sie es wagte, ihre Mama um die Erlaubniß zu bitten, das jetzt vollendete Taschenbuch dem jungen Manne zum Geschenk machen zu

dürfen. Die Marquise hatte nicht allein nichts gegen diesen Wunsch einzuwenden, er war ihr im Gegentheil äußerst willkommen, denn sie hatte sogleich wieder einen Plan bereit.

Und jetzt war der große Moment der Ueberreichung des Geschenks da. Mit klopfendem Herzen sah Heloise zwei Reiter die Chaussee herabsprengen, in denen ihr nicht schwer wurde, den General und seinen Adjutanten zu erkennen. Ihr Auge ruhte wie gebannt auf Kettlers schöner Gestalt, und von den Reden ihrer Mutter am ersten Tage der Ankunft der deutschen Offiziere hatte sie nichts behalten, als die Worte: „Ich wünschte, daß Du ihnen gefallen möchtest, Heloise.“ Die Deutung dieser Worte hatte sie mißverstanden, aber jetzt fühlte sie, daß sie den Wunsch ihrer Mutter erfüllt hatte, ohne sich selbst recht deutlich machen zu können, wie ihr solches gelungen war; aber daß es ihr gelungen war, fühlte sie mit wonnigem Entzücken.

Kettler hatte kaum dem Reitknecht das Pferd gegeben, so eilte er schon in den Garten und bald war er an Heloisens Seite. Sie kam ihm halb verlegen, halb lächelnd entgegen, und er verstand sich bereits so gut darauf, ihr Wesen und ihre Eigenthümlichkeit zu deuten, daß er wohl begriff, sie habe jetzt etwas für sie besonders Wichtiges.

Er kam ihrer Verlegenheit freundlich zu Hülfe und sagte munter: „Es ist so einladend und erquickend hier in der Rebenlaube, daß ich Sie, mein Fräulein, um die Erlaubniß bitten möchte, die Ruhe der Vesperzeit bei Ihnen zubringen zu dürfen. Darf ich Ihnen den Stickrahmen heraus holen, der es so gut versteht, Sie zu fesseln? ich denke, das schöne Veilchenbouquet möchte gern bald beendet sein?“

„Ach Gott, um das Veilchenbouquet handelt es sich ja gerade!“ rief Heloise halb erschreckt aus. Dann löste sie das

Seidenpapier von dem Portefeuille, reichte es erröthend Kettler hin und sagte einfach: „Ich möchte die Veilchen so gern in Ihre Hände geben, da Sie Sich doch ein wenig für die Blümchen interessirten, und ich so hoffen darf, daß sie Ihnen nicht unwillkommen sind.“

Kettlers Augen tauschten den Ausdruck harmloser Freundlichkeit jetzt plötzlich mit einem andern Ausdruck, der Heloisens Wangen mit noch höherer Gluth übergoß; er nahm das Taschenbuch, küßte die kleine Hand der Geberin und erwiderte mit innigem Ton: „So wenig ich vergessen werde, daß diese Hand mir Frühlingsblüthen zum Andenken gab, eben so wenig wird es mein Herz vergessen, daß mir hier der Frühling meines Lebens aufging.“

Heloise blickte verwirrt und zagend zu dem jungen Manne auf, der nie Worte der Schmeichelei zu ihr gesprochen hatte und dessen Ton auch jetzt durchaus nicht das Gepräge hohler Schmeichelei trug.

In diesem Augenblick trat die Marquise auf die Terrasse, an ihrer Seite der General, dessen Gesicht noch hochgeröthet von dem forcirten Ritt war und der sich äußerst aufgeräumt und gesprächig zeigte.

„Wahrlich, meine Gnädigste,“ begann der General, „es ist so kühl und labend hier im Garten, daß man sich zum Dank gegen den Westwind verpflichtet fühlt, wenn er unsere glühende Stirn ein wenig kühlt.“

„Ihr Ritt scheint anstrengend gewesen zu sein, meine Herren,“ entgegnete die Dame huldvoll, „ich hoffe, Ihren Wünschen nicht zu nahe zu treten, wenn ich den Thee hier im Garten serviren lasse.“

Der General küßte ihr die Hand; Heloise entfernte sich, um die nöthigen Befehle zu ertheilen; kaum wußte sie, wie sie

in das Haus gelangte, so bewegt und verwirrt war sie; sie konnte Kettlers Blicke, seine Worte nicht vergessen. Sie sehnte sich darnach, nur einem einzigen vertrauten Herzen die Wonne jenes Augenblicks schildern zu dürfen; aber eine Freundin besaß sie nicht, und eine ahnende Angst warnte sie, ihre Mutter nicht zur Vertrauten zu machen. Da suchte sie denn still ihr kleines Zimmerchen auf, und hier wiederholte sie sich selbst entzückt die Worte, die der junge Deutsche ihr gesagt hatte.

Indessen sprengten zwei Ordonnanzen in den Hof; sie wurden in den Garten gewiesen und Kettler zog sich in ein nahes Bosquet zurück, um die Depeschen zu erbrechen. Das Auge der Marquise folgte ihm durch die grünen, nur halb verbergenden Büsche, während ihr Mund lächelnd die Reden Ladenbergs erwiderte.

Kettlers Mienen spiegelten, wenn auch gerade keine Aufregung, doch ein ziemliches Interesse bei Lesung der Depeschen zurück. Dann faltete er sie zusammen, um sie dem General zu überreichen, der sich endlich mit tausend Entschuldigungen von der Marquise beurlaubt hatte, und der jetzt auch sein Auge prüfend über die mannigfaltigen Meldungen gleiten ließ. Kettler war zur Seite getreten, er zog das Taschenbuch, Heloisens Geschenk, hervor, drückte es verstohlen an die Lippen und öffnete es dann, um es schon jetzt zum neuen Dienste zu weihen. Er schrieb eine Menge Bemerkungen hinein, die sich auf die Depeschen zu beziehen schienen, denn er überlas einzelne Stellen noch einmal und trug unmittelbar darauf wieder Bemerkungen ein.

Die Marquise arbeitete anscheinend eifrig an einer Stickerei, und Niemand litt unter der verschiedenen Beschäftigung, die ihre Augen und Hände jetzt hatten, als die harmlosen Schneeglöckchen, die sie eben in die Stickerei einnähen wollte, und

die ihr plötzlich im leuchtendsten Roth entgegenblickten. Nach wenigen Minuten sprengte Kettler wieder mit verhängtem Zügel über den Schloßhof, doch nicht, ohne zuvor einen hoffenden Blick nach Heloisens Fenster hinaufgesendet zu haben. Der General trat mit unglaublicher Gemüthsruhe wieder in den Garten zurück und erzählte der Marquise mit ziemlicher Weitschweifigkeit ein Jagdabenteuer aus Deutschland, wo er wenigstens statt eines Hasen seinen eigenen Lieblingshund in die Ohren geschossen hatte.

Die Dame war so höflich, nicht zu gähnen.

Das Souper führte die Bewohner des Schlößchens wieder zusammen; auch Kettler war zurück; eine unverkennbare Aufregung gab sich heute in seinem Wesen kund. Heloise wagte kaum, die Augen aufzuschlagen, Kettler dagegen wagte die seinen nicht zu senken, aus Furcht, es entginge ihm ein einziger Blick, eine einzige Bewegung Heloisens.

Nach der Tafel begann die Marquise plötzlich im leichten Gesellschaftston: „Ich höre, Herr von Kettler, Sie wollen uns die einfachen Veilchen aus Anfleuri-Hall entführen?“

„Das wäre der höchste Wunsch meines Lebens!“ entgegnete er zweideutig.

„Nun, der Wunsch ist ja bereits gewährt,“ erwiderte sie mit einiger Unruhe, die Deutung verstehend, die sie nicht wünschte; „Heloise machte sich die Freude, Ihnen eine kleine Arbeit zu überreichen, in deren Anfertigung sie nicht ohne Geschick ist.“

„Eine Geschicklichkeit, die vielleicht noch nie solche Freude bereitete, wie heute,“ war Kettlers Antwort.

„Mein Himmel, Sie nehmen die Sache zu hoch; es giebt wohl keine Französin, deren Händchen nicht solche kleine Geschicklichkeit besäßen; höchstens wäre es anzuerkennen, daß

Heloise nach keinem gemalten Modell, sondern nach der Natur copirte; das ist ein hübsches Talent, nur reicht es nicht immer aus; so zum Beispiel ist es jetzt, wo wir so weit im Sommer vorgerückt sind, unmöglich, Veilchen nach der Natur zu sticken, und muß man sich dies Vergnügen bis zum nächsten Frühling aufsparen."

„Ach Mama, ich glaube, ich könnte aus der Erinnerung ein ähnliches Bouquet sticken!" rief Heloise, „ich habe dieses mit so viel Freude und Aufmerksamkeit gestickt, daß ich es gewiß im Gedächtniß behalte, und wenn Du es wünschest —"

„Ich danke," entgegnete die Dame kurz auf dies naive Bekenntniß, „ich möchte jetzt Deine Augen schonen, auch wird es mir genügen, wenn Herr von Kettler mir einen Augenblick das Buch reicht, damit ich mit Bleifeder die flüchtigen Umrisse des Bouquets mir auf einem Papier angebe; die Wahl der Schattirungen traue ich mir selbst zu, für den Fall, daß ich den kleinen Strauß benutzen wollte."

Kettler reichte das Buch; vorher schob er die Bleifeder fest in die ledernen Ringe ein, eine weitere Vorsicht hielt er für unnöthig und selbst verletzend.

Die Marquise nahm das Portefeuille und sagte einfach: „Die Zusammenstellung ist graciös und auch die Farben sind mit Geschick gewählt; wo ist meine Palette, mein Kind?"

„Auf Deinem Zimmer, Mama, ich werde sie sogleich holen."

„Bemühe Dich nicht, die Farben sind frisch aufgerieben und nicht leicht zu transportiren, ich werde in meinem Zimmer den flüchtigen Umriß entwerfen und im Augenblick zurück sein."

Die Marquise erhob sich, wandte sich noch einmal zu Kettler hin und fragte mit graciösem Lächeln: „Sie erlauben, mein Herr?"

Der junge Mann verbeugte sich schweigend, und die Dame verließ mit dem Taschenbuch in der Hand das Zimmer.

Eine heftige Unruhe malte sich plötzlich auf Kettlers Antlitz, er stand auf und ging mit raschem Schritte durch das Zimmer; er durfte seinen Vermuthungen keine Worte geben, ja er schalt sich sogar, daß er solche beleidigende Vermuthungen nur haben könne.

Ladenberg blätterte arglos in den Zeitungen.

Heloise begriff nicht, was ihren Freund so plötzlich errege, aber es genügte ihr, daß er überhaupt aufgeregt und verstimmt schien; sie ging zu ihm hin und fragte leise: „That ich Etwas, was Sie betrübte? Ist vielleicht das Taschenbuch —"

„Ich möchte es wieder haben, Heloise! rasch, unverzüglich wieder haben!" flüsterte er gepreßt, „ich — ich mag mich keinen Augenblick davon trennen; theuere, geliebte Heloise, geben Sie mir bald mein Eigenthum zurück, ich kann es keinen Moment missen!"

Heloise trat einen Augenblick betreten zurück, dann eilte sie zu dem Zimmer ihrer Mutter.

Sie öffnete das Zimmer rasch, aber arglos; die Marquise steckte so eben den Bleistift wieder in die Lederringe und sagte gleichgültig: „Wünschest Du etwas?"

„Das Taschenbuch, Mama," entgegnete die Tochter stockend, „Herr von Kettler bedarf es im Augenblick, darf ich Dir beim Zeichnen helfen?"

„Die Zeichnung ist bereits beendet, ich werde dem Herrn selbst das Buch zurückgeben." Und mit stolzen Schritten ging die Marquise d'Anfleuri in den Saal zurück und überreichte dem jungen Offizier mit einer verbindlichen Verbeugung Heloisens Geschenk.

Kettler blieb während des Abends einsylbig und befangen.

Die Laune der Herrin von Anfleuri war eine glänzende.

„Mein lieber Sohn,“ sagte am Abend der General zu seinem Adjutanten, als sie allein waren, „ich denke, Sie haben Lust, das schönste Veilchen von Anfleuri-Hall auch in Ihre deutsche Heimath zu verpflanzen.“

Kettlers Augen strahlten. „O meine Heimath würde mir zum Paradiese werden, wenn Heloise mein Weib, mein theueres, geliebtes Weib würde, aber —“

„Was soll ein Aber, Freund,“ sagte der Alte mit unbeschreiblicher Gemüthlichkeit, „die Kleine ist Ihnen nicht abhold, und ihre Mutter ist eine Frau, die wenig ihres Gleichen hat; frei von Vorurtheilen, frei von Parteienhaß, stets bereit, die Wünsche ihrer Umgebungen zu erfüllen.“

Kettler seufzte, er theilte die Ansicht des Generals über die Marquise nach keiner Richtung hin.

„Indessen ist jetzt wenig Zeit, an Liebe zu denken, Hermann, da man viel Thätigkeit von uns verlangt. Der Befehl, daß die Blockade M......e's geschärft werden soll, daß jeden Augenblick ein Sturm zu erwarten ist, deutet hinlänglich darauf hin, daß die Alliirten noch nicht am Ziel sind und daß Napoleons Hoffnung noch nicht ganz erstorben ist. Jetzt gilt es, auf seiner Hut zu sein. Sind die Befehle gegeben?“

„Ja, mein General, morgen in der Frühe wird die Blockade sich zur Belagerung umgestalten.“

General Hippolyt S.... wußte schon am Abend das, was ihm am nächsten Morgen bevorstand, und die neue Maßregel traf ihn vorbereitet und gerüstet.

---

Hermann von Kettler fand indessen hinlänglich Zeit, an seine Liebe zu denken, die sich plötzlich seines Herzens so um-

fassend bemächtigt hatte, daß dieses in Aug' und Worten Verbündete annehmen mußte, die dann auch alsobald die glückliche Heloise von seiner Liebe und seinen Hoffnungen auf Gegenliebe in Kenntniß setzten.

Das junge Mädchen war in einem ungeahnten Taumel des Entzückens. Sie, die nie einen Anspruch im Leben gemacht hatte, die sich für so unbedeutend und wenig liebenswerth hielt, hatte, Gott weiß, durch welches freundliche Geschick — gewiß nur durch des Himmels Fügung! — die Liebe eines Mannes errungen, der ihr der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheit war. Es schien ihr unmöglich, an die Wahrheit dieses Glückes zu glauben. Sie blickte empor zu Kettler wie zu einem höhern Wesen; sie überlegte nur zagend, ob sie einem solchen Manne je genügen könne, und als ihr Herz ihr die Antwort gab, daß die Liebe Alles ausgleiche, alle Unterschiede ebne, da gab sie ihm freudig das Gelübde der Treue, denn sie wußte, daß die Dauer ihrer Liebe eine ewige sein würde.

Kettler ehrte ihre kindlichen Gefühle, die sie antrieben, vor allen Dingen ihre Mutter von ihrem Glück in Kenntniß zu setzen.

Hermann schrieb an die Marquise einen Brief, der der Dame hätte offenbaren müssen, daß sie keinen glücklicheren, dankbareren Sohn gewinnen könne, als ihn.

Es dauerte beinahe zwei Stunden, nachdem Germain seiner Herrin den Brief gebracht hatte, ehe Heloise gerufen ward, und ihre Angst, ihre Unruhe hatte sich während dieses langen Harrens so erhöht, daß ihr Körper wie im Fieberfrost bebte, als sie jetzt mit schwankenden Schritten zu ihrer Mutter eintrat.

Die Marquise stand hoch aufgerichtet, in imponirender

Haltung da; ihre Mienen verriethen Nichts, sie hielt den Brief Kettlers in der Hand. Mit kühlem Ton begann sie: „Das Begehr des deutschen Offiziers ist Dir bekannt?“

Heloise nickte, ohne den Muth zum Sprechen zu haben.

„Was ist Deine Ansicht darüber?“

„O Mutter!“ rief das Mädchen und warf sich zu ihren Füßen, „ich weiß, ich fühle nur das Eine, daß ich glücklich, unsäglich glücklich sein werde, wenn Du mir Deine Einwilligung nicht versagst! Wohl begreife auch ich oft nicht, wie es möglich war, daß Hermann mich, das unbedeutende Mädchen, liebt —“

„In der That? Der letzten Erbin der d'Anfleuri's kann man wenigstens nicht vorwerfen, daß sie ihren Werth überschätzte!“

„O, ich habe keinen Werth, als den, den mir seine Liebe giebt! diese Liebe, die mich zum ersten Mal mein Dasein mit Entzücken empfinden läßt, die —“

„So gedenkst Du, als die Frau des Deutschen, Deine Heimath zu verlassen und auf dem armseligen Gütchen in den Wäldern Kurhessens zu vegetiren?“ fuhr die Dame prüfend fort.

„Wo es auch ist, wohin er mich auch führt, das gilt einerlei! wenn ich nur bei ihm bin und mir die Hoffnung bleibt, daß Du, meine gütige Mutter, mich oft aufsuchen wirst und ich zuweilen nach Anfleuri-Hall kommen darf!“

„Die dürftigen Verhältnisse schrecken Dich nicht?“

„O, ich bin so gern mit Allem zufrieden, Mama! aber selbst wenn Hermann arm ist, so habe ich ja Vermögen, viel Vermögen!“

„Welches Du mit Freuden hingeben willst, damit Dein Herr Gemahl in der Einöde seines kläglichen Geburtslandes Kartoffeln und Rüben kultiviren kann?“

„Ja, ja, Alles mag er haben, und auch gebrauchen darf er es, wie er will!“ rief Heloise mit leuchtenden Blicken.

„Das ist Deine Ansicht, Heloise?“

Die Tochter bejahte.

„Gut, so will ich Dir auch die meine sagen und mich an Aufrichtigkeit nicht von Dir übertreffen lassen. Was Du Liebe nennst, ist eine kindische Grille, und der Gegenstand derselben ein fremder Abenteurer, der mit einem eingebildeten Werth prunkt, hinter dem nichts verborgen liegt, als eine unbegrenzte Alltäglichkeit. Du bist die Letzte der Familie d'Anfleuri, und wenn auch mit Dir einst der Name untergeht, der durch Jahrhunderte in Frankreichs Geschichte glorreich steht, so soll er wenigstens nicht befleckt untergehen. Niemals wirst Du die Frau des deutschen Landjunkers, niemals! Ich sehe Dich lieber im Kloster oder auf der Bahre, ehe ich Dich als sein Weib begrüße.“

Heloise stand still, starr, leblos wie ein Steinbild da; die Lippe zuckte schmerzlich und endlich hörte man die gepreßten Worte: „Du wünschtest ja einst selbst, daß ich ihm gefallen möchte!“

Die Marquise trat dicht vor ihre Tochter hin und sagte achselzuckend nur die Worte: „Unverbesserliche Thörin!“

Dann aber fuhr sie noch einmal fort: „Du verlässest dies Zimmer nicht mehr, ich selbst werde dem Offizier die Antwort bringen. Halte Dich bereit, übermorgen nach St. Estève abzureisen; das Kloster, in dem Dir solch' verkehrte Bildung zu Theil wurde, mag Dich auch jetzt so lange bergen, bis Du zur Vernunft zurückgekehrt bist.“

Die Dame schritt nach der Thür zu; Heloise umfaßte krampfhaft ihre Kniee, noch ein flehender, trostloser Blick traf die Augen der Mutter, aber nicht ihr Herz. Sie löste schwei-

gend die festverschlungenen Hände ihrer Tochter von ihrer rauschenden Seidenrobe ab und verließ mit stolzen Schritten das Zimmer, das sie hinter sich verschloß.

Heloise stieß keinen Schmerzensschrei aus, kein Laut hallte in dem Zimmer wieder, sie faßte wie träumend über ihre kalte Stirn und flüsterte leise: „Lebe wohl, mein Hermann, lebe wohl, Du schönes, kurzes Jugendglück!“

Dann sank sie langsam auf den Teppich hin und eine tiefe Ohnmacht befreite sie auf kurze Zeit von den Schmerzen der Wirklichkeit.

---

Die Marquise befand sich — ein sehr seltener Fall — in einer nicht geringen Verlegenheit und Unruhe, doch diese galt nicht ihrem Kinde, sondern dem Benehmen, welches sie jetzt gegen die Deutschen annehmen wollte. Die verneinende Antwort auf Kettlers Begehr mußte natürlich einen Riß in ihren geheuchelten freundschaftlichen Verhältnissen herbeiführen, der ihr zu frühe kam, denn er spaltete rettungslos die Pläne, die sie noch auf dies Verhältniß basirt hatte.

Es war kein Zweifel darüber, daß die Bewegung in dem Lager der Deutschen große Dinge versprach, die indessen jetzt noch verborgen waren.

Die Nachrichten, die von Napoleons Thun und Handeln nach Lothringen kamen, waren widersprechend und mangelhaft. General Ladenberg kam oft nur eine kurze Stunde des Tags nach Anfleuri-Hall; auch Kettler mußte sich die Augenblicke stehlen, und nur der mannigfaltigen List, die so oft der treue Verbündete der Liebenden ist, gelang es, jeden flüchtigen Moment glücklich zu erfassen, der ihn nach Anfleuri-Hall führen konnte.

Die Marquise glaubte schon viel zu gewinnen, wenn sie das lose Gebäude arglistiger Höflichkeit nur noch wenige Tage erhalten konnte, später mochte es immerhin zusammenstürzen, ihr galt es gleich.

Mit heiterm Lächeln trat sie in den Speisesaal, wo Ladenberg und Kettler bereits ihrer harrten; zu der Marquise wahrer Freude waren diesmal auch Born und von Stahlen zugegen und ersparten ihr somit das verlegene tête à tête mit Kettler, das der gutmüthige Ladenberg sicherlich bald genug herbeigeführt hätte. Kettlers Wesen zeigte eine Unruhe, deren er durchaus nicht Meister werden konnte; seine Augen flogen von dem Antlitz der Marquise, aus dem er nichts herauszulesen verstand, nach der Thür, von wo er hoffte, daß Heloisens Eintreten, ein Blick von ihr die Nacht seiner Zweifel erhellen würde, denn all' seine Hoffnungen hatten während der langen Zeit des Harrens ihren rosigen Schimmer verloren und die düstere Färbung qualvoller Zweifel angenommen.

„Nehmen wir Platz, meine Herren!“ begann die Herrin von Anfleuri-Hall mit unbewegtem Tone, „meine Tochter läßt sich entschuldigen, sie fühlt sich unwohl.“

„Heloise krank, leidend?“ rief Kettler, alle Formen vergessend, heftig auf.

„Nur sehr unbedeutend, Herr Lieutenant,“ entgegnete die Dame mit dem graciösesten Lächeln dem jungen Mann; dann wandte sie sich an Born und von Stahlen und bewegte sich mit großem Geschick in einer Menge gewöhnlicher Redensarten.

Kettler vermochte kaum das Ende des ungewöhnlich in die Länge gezogenen Diners abzuwarten; kaum erhob sich die Marquise, so verließ auch er eilends seinen Platz, um jetzt unter jeder Bedingung sich eine Unterredung von ihr auszubitten.

Born und Stahlen hatten den Salon bereits verlassen.

General Ladenberg trat einen Augenblick an das Fenster und rief plötzlich: „Kettler, leihen Sie mir einmal Ihre jungen Augen! sehen Sie rasch, ob dort von der Anhöhe herab ein Parlamentair heransprengt."

Kettler eilte an das Fenster, die Marquise erhob sich rasch.

Mit verhängtem Zügel, wehendem Helmbusch, um den ein grüner Zweig geschlungen war, jagte ein junger deutscher Offizier die Chaussee entlang und sprengte im Augenblick im Schloßhofe ein.

Ladenberg und Kettler rissen die Fenster auf und die Marquise verstand deutlich die von Hast fast erstickten Worte des Ankömmlings: „Die Alliirten sind in Paris, mein General! Napoleons Macht ist völlig gebrochen! Die Kapitulation der Festung ist unnöthig, die Blockaden werden aufgehoben!"

In den Augen der Deutschen blitzte eine Siegesfreudigkeit, aber Beide vergaßen nicht, daß eine Französin in ihrer Nähe war, die trotz des kalten, erzwungenen Lächelns die Gemüthsbewegung nicht bemeistern konnte, die sich ihrer ehrgeizigen Seele bemächtigt hatte.

„Vergeben Sie, gnädige Frau, die Aufregung unserer Gefühle," sagte Ladenberg, „entschuldigen Sie den wenigen Zwang, den wir unserm Entzücken in Ihrer Gegenwart anzuthun vermochten, mit der Größe des Zwangs, den unser Vaterland so lange dulden mußte."

„Bemühen Sie Sich nicht, meine Herren, mit einer Maskirung Ihrer Gefühle, die Ihnen schwerlich gelingen würde," entgegnete die Dame mit Eiseskälte und verbeugte sich verabschiedend gegen die Herren.

Der General verließ das Zimmer. Nicht so Kettler. Er fühlte, daß die Gunst der Marquise schon im Sinken und daß vielleicht bald Alles verloren sei. Mit hinreißender Be-

redtsamkeit schilderte er seine Liebe zu Heloisen, er bat, er beschwor die Marquise, ihm ein Glück nicht zu entreißen, für das ihm auch der Ruhm seines Volkes keinen Ersatz bieten könnte.

Die Herrin von Anfleuri-Hall hörte ihm ruhig zu, sie hatte jetzt Nichts mehr zu erlauern, also auch keinerlei Rücksichten gegen ihn zu nehmen, und als er geendet hatte, sagte sie höhnend: „Ich würde es mir zum ewigen Vorwurfe machen, wenn ich Ihren ausgesprochenen Franzosenhaß dahin umzugestalten suchte, daß ich meine Tochter, eine Französin, die Vermittlerin zwischen Gefühlen werden ließ, die ich ehre, weil ich sie theile, indem ich gegen die Deutschen dieselben Gefühle hegen muß, die Sie bei Ihrer Ankunft den Franzosen so verschwenderisch entgegen brachten.“

„O mein Himmel!“ rief Kettler schmerzlich.

„Kehren Sie zurück in Ihr gesegnetes, schönes Deutschland, mein Herr, vergessen Sie die kurze Verblendung, die Ihnen — vergeben Sie mir — zu dem anmaßenden Gedanken verhalf, einer Marquise d'Anfleuri in Ihren romantischen Eichenhainen eine Heimath bereiten zu können!“

„Heiliger Gott! gnädige Frau, nicht diesen Hohn!“ rief Kettler außer sich, „ich liebe Heloise so unaussprechlich, daß mir die Heimath nichts mehr gilt, wenn Heloise sie nicht mit mir theilt.!“

„Ich beklage, Ihrem Vaterland gegenüber diese Verantwortung auf mich nehmen zu müssen!“ fuhr sie mit schroffer Kälte fort.

„So bleibt mir keine, keine Hoffnung?“

„Ich denke, Sie haben Sich nicht über die Aufrichtigkeit meines „Neins“ zu täuschen!“

„Und Heloise?“

„War lange Jahre eine gehorsame Tochter, ehe Sie es

unternahmen, sie mit Gefühlen bekannt zu machen, die — glauben Sie meinem Wort — nicht dauernd sein werden!"

Kettler preßte die Hände krampfhaft gegen die Augen; als er wieder aufblickte, hatte die Marquise das Zimmer verlassen. Halb ohnmächtig trat auch er aus der Thür, und in dem Corridor begegnete ihm Ladenberg, der, ohne seine Verwirrung zu gewahren, ihm hastig zurief: "Ich bitte Sie, Kettler, steigen Sie hinauf auf die Warte, ob Sie den Courier noch erschauen können, um mir anzugeben, welche Richtung er weiterhin verfolgt."

Kettler suchte halb im Traume die dunkele Stiege zu erreichen, die auf die Warte führte.

Die Warte selbst war ein kleines Plateau, auf dem Hauptthurm des Schlößchens angebracht. Die Dächer des Thurmes und Schlosses waren so weit vorgebaut, daß in der nächsten Nähe des Schloßhofs man die Spindel des Thurms nicht gut sehen konnte, was in der Ferne indessen sehr gut gelang.

Kettler stieg die dunkele Treppe im Innern des Thurmes geräuschlos hinauf; als er oben durch die Lucke hinaustreten wollte, sah er, daß diese bereits geöffnet war. Ein helles Seidenkleid schimmerte ihm entgegen, und im nächsten Augenblick hatte er die Marquise erkannt.

Sie stand auf dem schmalen Plateau und knüpfte mit hastiger Hand an eine eiserne Stange eine kleine Wimpel an, welche die deutschen Farben deutlich zeigte, obgleich der Umfang des Fähnleins kaum eine halbe Elle betrug. Graf Hippolyt's Fernrohr mußte wie der Blick des Adlers die Lüfte durchdringen können, um hier aus diesem armseligen Läppchen die Niederlage seines Volkes zu erkennen.

Ein heftiger Zugwind rollte das Fähnlein stets wieder

um die Eisenstange, so oft auch die Hand der Marquise es zu entfalten strebte, diese sagte jetzt in bitterm Tone: „Scheust selbst Du Dich, klägliche Flagge, den heldenmüthigen Franzosen ihr Unglück zu verkünden? Ha, Du solltest freudiger wehen, wenn Du den verhaßten Deutschen Untergang zu bringen hättest! Aber Du sollst dennoch die Kunde nach M......e bringen, damit den prahlenden Siegern dort oben keine bestürzten Mienen und entsetzten Blicke begegnen, damit die Belagerten schon heute wissen, daß es keiner Kapitulation mehr bedarf, daß es Frieden für Frankreich, den ersten Frieden giebt, dessen Bedingungen sein Herrscher nicht selbst vorgeschrieben hat!“

Als ob die Rede der Marquise eine Zauberformel gewesen wäre, so bauschte und blähte jetzt ein frischer Luftzug die Fahne auf.

Da plötzlich reichte eine Hand über das Haupt der Marquise hin, ergriff die Fahne, zerknitterte sie und zerstreute die zerstückten Seidenläppchen in den Wind. Die Dame schreckte empor, Kettler stand hinter ihr.

„Ich denke, Frau Marquise, wir zerstörten Beide unsere Pläne?“ sagte Kettler mit hohlem Tone, „Sie die meiner Liebe, ich die Ihres Verraths! Ich glaube, wir sind quitt; oder bin ich Unglückseliger im Nachtheil?“

Wohl fühlte der unglückliche junge Mann, daß er im Nachtheil, furchtbar im Nachtheil war. Die Mutter seiner Geliebten war eine Spionin, die er entdeckt hatte, die, dem Gebot der Pflicht und Ehre nach, von ihm angezeigt werden mußte. Er wußte, daß Todesstrafe auf dem Vergehen stand. Doch wenn er Großmuth übte, eine Großmuth, die das Ehrgefühl ihm nie vergeben würde, dann vielleicht willigte sie aus Dankbarkeit in eine Verbindung, die sein Lebensglück bedingte.

Nur einen Augenblick lockte ihn diese Hoffnung, dann verwarf er den Plan als völlig ehrlos, und von Neuem trat der Jammer Heloisens vor seine verwirrte Seele, die dem, der zum Verräther an ihrer Mutter hatte werden können, kein wärmeres Gefühl mehr bewahren konnte. Und doch, diese Frau hatte ihn so furchtbar, so berechnend getäuscht; sie hatte aus Arglist eine Liebe begünstigt, der sie dann, als sie ihren Plänen nichts mehr nützen konnte, mit kaltem Herzen Hohn gesprochen hatte!

Glanzlos und verwirrt irrte sein Auge zu der Tiefe hinab; er mußte lange so gestanden haben, denn die Sonne war bereits untergegangen und noch immer befand er sich allein auf dem Plateau.

Endlich ermannte er sich. „Es muß sein!“ stöhnte er gepreßt, „die Pflicht steht über Allem!“

Er trat zurück durch die Lucke; der Thurm war im Innern dunkel und die Treppe ohne Geländer, auch war sie ihm unbekannt. Er suchte tappend nach den Stufen, aber seine Gedanken waren so zerstreut, daß er seine Aufmerksamkeit nicht genugsam dem gefahrvollen Weg zuwenden konnte. Er stieß mit dem Sporn gegen einen scharfen Steinrand, strauchelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte die steile Treppe hinab. Die losen Bänder des Säbels löften sich im Fallen ab und der scharfe Knauf desselben schob sich ihm unter die Stirn, als sein Körper jetzt den harten Steinboden erreichte.

Das Geschick ersparte ihm den weitern Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Er blieb ohne Bewußtsein am Fuß der Treppe liegen.

---

General Ladenberg war von andern Dienstgeschäften wiederholt so in Anspruch genommen worden, daß er die Rück-

kehr seines Gesandten von dem Plateau weder erwartete, noch Kettler selbst vermißte.

In der Abendkühle, von einem eiligen Ritt zurückkehrend, war er im höchsten Grad erstaunt, eine ungewöhnliche Unruhe und Bewegung auf dem Schloßhofe zu finden. Er fragte Germain, der ihm auf der Treppe entgegentrat: „Ist Lieutenant von Kettler in dem Zimmer der Frau Marquise?“

„Nein, Herr General, die Frau Marquise und Fräulein Heloise sind so eben abgereist; eine eilige Botschaft, welche die Dame von einer gefährlich kranken Verwandten aus dem Elsaß erhielt, veranlaßten sie, rasch nach Colmar abzureisen. Sie beauftragte mich, dem Herrn General ihre verbindlichsten Abschiedsworte zu Füßen zu legen.“

Ladenberg, noch ganz ohne Argwohn, blickte ziemlich verblüfft und getäuscht d'rein. Seine Gedanken galten wiederum hauptsächlich seinem Adjutanten, denn er ahnte, daß die plötzliche Abreise der Herrin von Anfleuri-Hall den Hoffnungen Kettlers den Todesstoß geben würde. Der ehrliche General durchsuchte jetzt das ganze Haus nach seinem Liebling, er rief laut seinen Namen, und obgleich ihm Niemand darauf antwortete, so führte ihn doch sein guter Stern endlich in das untere Thurmzimmer. Hier nun fand er den Vermißten, aus einer tiefen Stirnwunde blutend, regungslos und ohne Besinnung liegen.

Der alte Soldat verlor keinen Augenblick seine Ueberlegung und Fassung, und bald war der junge Mann im Zimmer des Generals auf ein bequemes Sopha gebettet; Wundärzte waren um ihn beschäftigt, und obgleich er nur erwachte, um in ein hitziges Nervenfieber zu verfallen, so gaben die Aerzte doch nicht alle Hoffnung zu seiner Lebensrettung auf.

---

Es war Mitternacht. General Ladenberg saß allein an Kettlers Lager und lauschte mit beklemmten Gefühlen den irren Reden des Phantasirenden. Heloisens Name klang so weich, so innig und doch wieder so verzweifelnd von seinen Lippen, daß das Herz des alten Mannes erbebte. Dazwischen rief er von Verrath und Arglist, und der Name der Marquise, den er oft und mit hastigem Ton aussprach, war stets von einem gewissen Augenfunkeln begleitet.

Um Mitternacht klopfte es leise an das Vorzimmer Ladenbergs; er verließ die Krankenstube und ging selbst hin, um die Thür des Vorgemachs zu öffnen. Er glaubte einen Geist zu sehen, denn vor ihm auf der Schwelle stand mit bleichem, verweintem Antlitz Heloise, die er längst abgereist wähnte.

Auf dem Antlitz des Mädchens lag eine solche Schüchternheit und Angst, daß diese hinlänglich um Vergebung bat für den sonderbaren Schritt, den sie gewagt hatte.

Der General verstand diese stumme Bitte; mit einem Blick, so treu und innig, als ob er einem Vaterauge angehörte, blickte er zu ihr nieder und sagte leise: „Vertrauen Sie mir, Heloise, lassen Sie mich Ihr Schützer sein.“

Sie faßte krampfhaft seine Hand und sagte leise schluchzend: „Ich möchte Hermann so gern noch ein Mal sehen, um Abschied auf immer von ihm zu nehmen.“

„Auf immer?“ fragte Ladenberg.

„Morgen in der Frühe führt mich der strenge Befehl meiner Mutter nach St. Estève; schon heute sollte ich mit ihr reisen, aber ich war von der erschütternden Scene so vernichtet, daß ich ihr noch nicht folgen konnte, selbst die Mutter hielt mich für krank und war gütig genug, mich nicht zu zwingen; auch weiß ich nicht, warum sie so eilends reiste.“

„Sie ging nach dem Elsaß?“

„Nein, ich glaube, nach Paris; ach! und morgen schon muß ich ihr mit Germain folgen, mit Germain, der allein Mitleid mit mir hatte und mir sagte, daß Hermann noch lebe. O, ich möchte ihn ja nur noch ein einziges Mal sehen, nur noch ein Mal in sein liebes Antlitz schauen, es ist ja doch zum letzten Mal!“

„Glauben Sie das nicht, mein liebes Töchterchen, Hermann hat eine gesunde, kräftige Natur und wird mit Gottes Hülfe die Krankheit überwinden, auch die Verletzung ist nicht tief! Es kann noch Alles gut für Euch Beide werden,“ tröstete der General, während er dem zitternden Mädchen vorsichtig den Arm zum Geleit bot.

„Für mich ist er verloren!“ schluchzte sie händeringend, „nie, nie beugt die Mutter ihren strengen Willen! O, ich habe bittend, flehend zu ihren Füßen gelegen, als sie heute vor ihrer Abreise bei mir war, aber, o mein Himmel! sie haßt Hermann! Sie schwor bei der Asche meines Vaters, mich niemals mit ihm zu vereinen, und nun darf ich nimmermehr bitten und flehen, denn ich darf sie solch hohen Schwur nicht brechen lassen!“

Auch der General fühlte, daß einem so reinen Gemüth gegenüber jetzt keine Hoffnung mehr blieb.

Er verbarg die Rührung nicht, die ihn beschlich, und sagte jetzt mit bewegter Stimme: „So folgen Sie mir zu ihm!“

Er führte sie in das Krankenzimmer. Heloise sank am Lager nieder und nur die einzigen Worte: „mein Hermann!“ hörte man durch die bange Stille tönen.

Der Kranke richtete sich ein wenig auf; das wilde Feuer verschwand aus seinen Augen, er legte die fieberheiße Hand auf des Mädchens Stirn, und ohne daß die Phantasien gänzlich schwanden, wurden sie ruhiger, stiller, ja selbst beglückend.

„Du bist es, Heloise, mein Friedensengel? O fürchte Dich nicht vor dem kalten Deutschland, vor den fremden Sitten meines Volkes, meine Liebe wird Dich vor aller Sehnsucht nach der Heimath schützen! Heimath? Du hast hier keine Heimath! Hier ist Verrath und Tücke! Hier zertritt man das Glück der Menschen! Hier gehörst Du nicht hin! Weißt Du wohl, daß ihre schöne weiße Hand die Fahne entfaltete, die uns verrathen und verhöhnen sollte? Weißt Du, daß man ein altes, armes Weib einst aufknüpfte? und doch that sie es aus Noth, um mit dem Gelde ihr nagendes Elend zu mildern!“

„O Hermann, ich verstehe Dich nicht!“ sagte Heloise leise und strich ihm die dunkeln Locken von der glühenden Stirn.

„Du wirst sie nie verstehen!“ fuhr er flüsternd fort, „denn Du bist rein und fromm, und die schöne Frau, die Marquise —“

„O, sie ist meine Mutter!“ flehte das Mädchen mit einem Tone, den selbst der verwirrte Kranke noch verstand.

„Ach, Deine Mutter? — — O, meine Geliebte, Du wirst staunen, wenn Du all' die biedern deutschen Herzen erkennen wirst, wenn ich mein Gütchen für Dich putzen und schmücken lasse, wie eine Braut. Welch' unaussprechliches Glück, denn Du bist ja meine, meine süße, holde Braut!“

Heloise ächzte beklommen. Diese Phantasien quälten sie ungleich mehr, wie selbst die angreifendsten Erklärungen der Wirklichkeit gethan haben würden.

Aber sie hielt getreulich aus; sie bestätigte die Hoffnungen seiner Träume, sie milderte durch frommen Zuspruch die leidenschaftlichen Ausbrüche seiner Phantasien, die sie nur zum Theil verstand. Der General blickte staunend hin auf dies schwache, schüchterne Wesen, das mit all' seinen zertrümmerten Hoffnungen Stärke und Festigkeit genug hatte, um den bis

zum letzten Augenblick zu schonen, den sie so unaussprechlich, so mit aller Kraft ihrer Seele und doch so hoffnungslos liebte.

Als aber nun der Augenblick des Abschieds kam, als sie sich schweigend, aber mit einem Ausdruck unbegrenzter Qual noch einmal zu dem Kranken überbeugte, da wandte der alte Krieger sich um und zerdrückte eine heiße Thräne in seinen grauen Wimpern.

Dann geleitete er sie schweigend zurück, und die vaterlose, verlassene Heloise fühlte bei dem alten ergrauten Krieger zum ersten Mal die Beruhigung, die die tröstenden, liebevollen Worte eines Vaters gewähren konnten.

Kettler war zu schwach und zu ahnungslos, um einen wahren Begriff von dieser Trennung fassen zu können.

---

Schon webte der Herbst seine silbernen Fäden um die Rebenberceaus, deren Blätter die grüne Farbe der Hoffnung verloren hatten und die jetzt in den leuchtendsten Schattirungen von Gelb und Hochroth schimmerten, um bald nach diesem letzten Schmuck verwelkt und erstarrt zur Erde niederzufallen.

Durch die Rebengänge ging ein einsamer Wanderer; seinen müden Schritten und bleichen Wangen sah man es an, daß er ein kaum Genesener war, aber kein Ausdruck seines Gesichts bewies, daß ihn diese Genesung beglücke.

Es war Hermann von Kettler, der jetzt noch allein und verlassen in dem verödeten Anfleuri-Hall wohnte. Heloise war dem grausamen Gebot ihrer Mutter gefolgt und mit ihrem kranken Herzen in die Einsamkeit von St. Estève geflüchtet. General Ladenberg hatte mit den Seinen nach dem Elsaß zurück marschiren müssen, und dem Ruf der Pflicht zu folgen, war ihm noch nie so hart angekommen, als dies Mal,

wo er ihn zwang, seinen Liebling krank und in Feindes Land zu verlassen. Indessen war Kettler schon außer Gefahr, als sein alter, treuer Freund ihn verließ, der ihm so schonend wie möglich von dem Besuche Heloisens und von ihrem Abschiede erzählte, dessen sich Kettler nur wie eines matten Traumes erinnerte.

Und nun war er genesen, ohne daß Jemand in seiner Umgebung sich dieser Genesung freute, mit Ausnahme seines treuen Burschen, eines ehrlichen Schwälmers, dessen Freude fast kindisch war, als er zum ersten Mal seinen Herrn über die Terrasse führte.

Kettlers schwermüthiges Auge glitt wie prüfend über die halbentlaubten Rebengänge hin, er fragte sich wiederholt, ob dies dieselbe Stelle sei, die er einst an Heloisens Seite so beglückt und hoffend gewandert sei. Es war dieselbe Stelle, aber nicht mehr grünend und geschmückt, sie war entblättert und verheert, wie das Herz, das hier einst so freudig geschlagen hatte.

Von der Marquise war ihm keine Kunde wieder geworden; ob sie im Elsaß oder in Paris war, erfuhr er nicht. Der Friede war unterzeichnet, die Feindseligkeiten aufgehoben; er durfte jetzt den Verrath verschweigen, dessen Zeuge er gewesen war. So gab es doch für ihn einen Grund, die schwere Verletzung, die ihn Monate lang am Krankenbette gefesselt hielt, zu segnen.

---

Um die hohen Mauern, die das Kloster von St. Estève umgeben, legte der erste Winterschnee seinen schimmernden Schleier. In dem reichverzierten Arbeitssaal, den die jüngeren Kostgängerinnen inne hatten, ließen sich hin und wieder freu-

dige, kindliche und harmlose Aeußerungen hören, die darauf hindeuteten, daß die Kinder und jungen Mädchen nicht dazu verdammt waren, hier ihre ganze Lebenszeit zuzubringen, sondern daß für sie Alle noch die Hoffnung lebte, dereinst in die schöne, lockende Welt zurückzukehren.

Einen stilleren Kreis bildeten die Nonnen und Novizen, die schüchtern, still und zurückgezogen im Hintergrund des weiten Raumes weilten und nur leise flüsternd zuweilen mit einander sprachen.

Eine einzige Kostgängerin hatte sich zu ihnen gesellt, das dicht anschließende Schleierhäubchen rahmte das feine, blasse Gesichtchen Heloisens d'Anfleuri ein. Sie sprach gar nicht mit den Uebrigen, obgleich ihr freundliches Auge, das auf den jüngsten Kostgängerinnen, die fast noch Kinder waren, ruhte, hinlänglich bewies, daß ihr wohlwollendes Gemüth noch dasselbe geblieben war.

„Ach," sagte sie leise, „die Kleinen jauchzen so fröhlich der Zeit entgegen, die sie aus St. Estève befreit, und wissen nicht, daß man da draußen Schmerzen findet, die auch nachher die friedliche Ruhe von St. Estève nicht wieder von unserm Herzen nehmen kann!"

In diesem Augenblick ließ die Aebtissin Heloisen rufen und meldete ihr den Besuch eines Fremden, den ihre Mutter gesendet habe.

Gehorsam, aber ohne Interesse, ging sie in den Empfangsaal hinab, in dem man sie den milden Regeln des Klosters nach, das mehr eine Erziehungsanstalt, als ein strenger Orden war, mit dem Besuche allein ließ. Heloise trat ahnungslos ein und mit einem lauten Schrei des Entzückens sank sie in Kettlers Arme.

„Dich, Dich sendet meine Mutter?“ rief das arme Mädchen noch ein Mal hoffend aus.

„Nein, meine einzig Geliebte, o vergieb, daß ich diese Unwahrheit gebrauchte, in ihr lag die einzige Möglichkeit, zu Dir zu gelangen!“ rief Kettler und schloß sie fest, so innig in seine Arme, als ob er sie gegen eine Welt vertheidigen wollte.

Sie erwiderte nichts, aber eine heiße Thräne begrub ihre letzte Hoffnung.

„Ich bin genesen und kehre nach Deutschland zurück,“ sagte er leise und mit Hast; „Heloise, laß mich nicht scheiden ohne Dich, ich kann nicht ohne Dich leben! Ich kann mir kein Leben, keine Existenz mehr denken, getrennt von Dir! Deine Mutter wird Dich nie so schmerzlich vermissen, wie ich es thue, sie wird sich nie so sehnend, so qualvoll sehnend zu Dir hinwenden, wie es von mir geschieht! Heloise, meine Geliebte, mein Glück, mein Alles! stoße, o stoße mich nicht von Dir zurück!“

Er war vor ihr niedergesunken, er erhob seine flehenden Augen zu ihr auf; aber auch in Heloisens Herz sprach die Pflicht eben so herrisch gegen die Liebe, wie sie es einst in dem seinen gethan hatte.

„Hermann,“ sagte sie bittend und neigte sich zu ihm nieder, „mache mich nicht irre in meiner Pflicht. Meine Mutter schwor bei den Manen meines Vaters, uns nie zu vereinigen, ich darf die schwere Schuld des Eidbruchs nicht auf ihr Haupt laden. Der Himmel mag ihr diese Härte vergeben, deren Ursache ich nie begreife, die ich aber dennoch dulden muß!“

„So soll ich allein zurückkehren, ohne Dich?“ rief er schmerzlich, „so ewig weit getrennt soll ich von Dir leben? Heloise, ich kann, ich vermag es nicht!“

„Ich weiß, Hermann, daß Du es eher vermögen wirst, ehe Du es Dir verzeihen würdest, mich in meiner Ueberzeugung beirrt zu haben. Wenn meine Mutter freiwillig ihren harten Befehl zurücknimmt, so bleibt uns vielleicht immer noch eine Hoffnung.“

„Nein, nein, Du täuschest mich nicht! Du glaubst selbst nicht an die Möglichkeit dieser Hoffnung, Heloise! Ich, nur ich allein weiß, daß Deine Mutter ihre Gesinnungen gegen mich nie ändert! Und zu ihr willst Du zurückkehren?“

„Sie sagte bei unserer Trennung, ich solle hier bleiben, bis ich Dich vergessen habe!“ entgegnete Heloise wehmüthig, „so habe ich wohl die Hoffnung, immer in diesem friedlichen Asyl bleiben zu dürfen!“ —

Wir wollen dem Leser keinen weitern Blick in die Herzen Derer thun lassen, die er wohl genugsam kennt, um die Gefühle zu begreifen, mit denen sie sich endlich am Abend trennen mußten. Heloisens Bitten, ihre milden Zureden hatten ihren Geliebten so weit besänftigt, daß der wilde Schmerz sich mehr und mehr zu einer stillen, aber dauernden Wehmuth umgestaltete.

---

Jahre waren vergangen. In strenger Diensterfüllung hatte Hermann von Kettler die einzige Zerstreuung seines Schmerzes gefunden. Noch diente er in demselben Regimente mit seinem alten General, der allein sein Vertrauter und trotz des so großen Unterschiedes der Jahre, sein treuester Freund war. Aber die langen Jahre löschten die Sehnsucht nimmer in ihm; seine Thätigkeit wurde in der, der französischen Campagne folgenden Friedenszeit nicht mehr so sehr in Anspruch genommen, daß sie den betäubenden Einfluß auf

seinen Kummer hätte ausüben können, wie es das Jahr 1815 noch gethan hatte.

Ein Brief an die Marquise, in dem er noch ein Mal Alles aufbot, sie milder zu stimmen, und den er nach Paris sandte, wo sie sich, wie er bestimmt wußte, jetzt aufhielt, blieb unbeantwortet.

Da rüstete er sich selbst noch ein Mal zu einer Reise nach Paris, doch ehe er sie antrat, ward ihm aus St. Estève ein Paquet Briefe überschickt, dem ein Schreiben der Aebtissin beigefügt war mit dem Inhalt:

„Obgleich mir nie eine Kenntniß davon ward, in welcher Beziehung Sie, mein Herr, zu Heloise d'Anfleuri-Seran standen, so erfülle ich doch gern ihren letzten Wunsch, den sie kurz vor ihrem, an einer Herzkrankheit erfolgtem Tod aussprach, Ihnen diese Briefe zu übersenden, die, wie sie mir selbst sagte, eine Reihe Tagebuchblätter enthalten. Ich erfülle diese Bitte mit um so größerer Liebe, weil Heloise d'Anfleuri die frömmste, die liebenswertheste Kostgängerin zu St. Estève war, deren letzten Wunsch zu ehren, mir eine heilige Pflicht scheint. Sie starb am 5. Mai, ohne Kampf und ohne Schmerz.

Genehmigen Sie rc. — — —“

Es dauerte lange Monate, ehe Kettlers Freunde ihn wieder zuweilen in ihrer Mitte sahen. Er erschien so sehr gealtert und so fern jedem freudigen und heitern Gefühl, daß keiner seiner Altersgenossen mehr zu ihm paßte.

Er ging dennoch nach St. Estève, denn er sehnte sich nach Heloisens letzter Ruhestätte, wie er sich einst nach der Lebenden gesehnt hatte. Ein schönes Marmor-Denkmal mit prahlender Inschrift zeigte ihm das, was die Marquise für ihre Tochter gethan hatte; einen Stein hatte sie Der gewährt,

deren Herz, das nach der Ansicht der Marquise ein armseliges Ding war, dessen sie bei ihren Intriguen nie zu gedenken brauchte, die Schuld davon trug, daß die Letzte der Marquisen d'Anfleuri mit ihrem Namen zugleich unterging.

Die Marquise, um sie, ehe wir scheiden, noch einmal dem Leser vor Augen zu führen, ward von einer Verehrerin Napoleons später eine Anbeterin Louis Philipps; die Principien galten ihr gleich, nicht so die Stellung. Sie conservirte sich, ihrer Meinung nach, vortrefflich und noch oft sah man sie in den Sälen der Tuilerien mit geschminkten Wangen und gefärbten Lippen in schimmernder Balltoilette, wie eine verwelkte Renaissance-Figur, stehen.

Kettler zog sich später vom Militärdienste zurück, er blieb unvermählt und bebaute sein kleines Gütchen mit einem Interesse, wie es nur Derjenige empfinden kann, für den ein solch' kleiner Raum die ganze Welt seiner Wünsche, Freuden und Erinnerungen umfaßt.



Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.